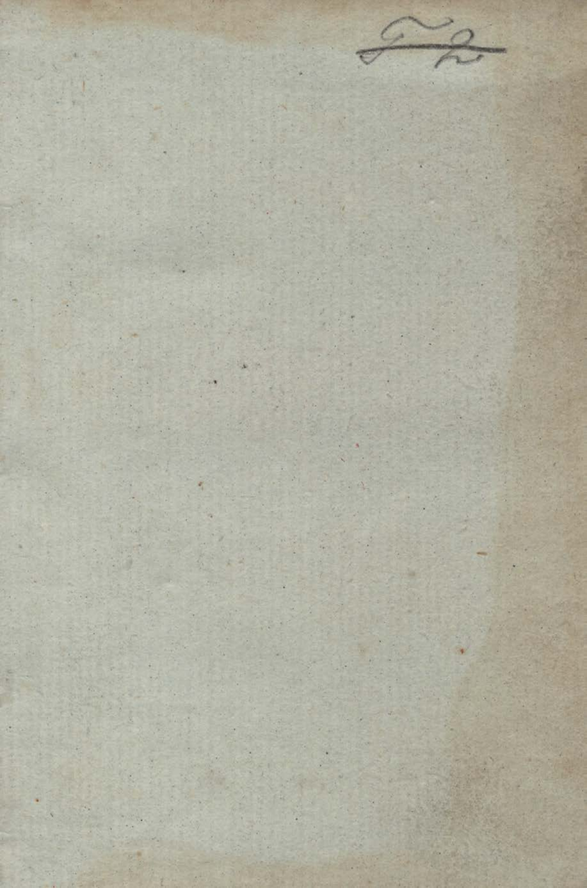







Stadt
Bücherei
Elbing



Sir Walter Raleigh.



TASCHENBUCH der REISEN,

oder

unterhaltende Darstellung

der Endeckungen des 18ten Jahrhunderts,

in Rücksicht der Länder Menschen und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern.

von

E. A. W. von ZIMMERMANN

Fünfter Jahrgang

für das Jahr

1806.

Mit 12 Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

Vorrede.

Eine allgemeine Uebersicht der Thatsachen, die uns in den Stand setzen den Werth beider Erdhälften zu vergleichen, schien wohl da am rechten Orte zu stehen, wo die Rede ist von solchen Ländern, welche die Natur am reichlichsten ausgestattet hat. Ich hoffe die wichtigsten Gründe für den Vorrang des ältern Continents hier so zusammengefaßt zu haben, daß jede Klasse von Lesern fähig seyn wird, diese in so vielfacher Rücksicht interessante Aufgabe selbst aufzulösen.

Wenn aber dieser Jahrgang nicht die gesamte südliche Hälfte von Amerika umfaßt, wie ich dies anfangs möglich zu machen glaubte, so liegt dies allein an dem zu großen Reichthume der darinn vorkommenden wichtigen Materien.

)(

Auch wird selbst der Leser hiebei gewinnen, da wir nächstens durch unseren berühmten Landsmann, v. Humbold, unfehlbar sehr viele neue Thatsachen erfahren und Berichtigungen mancher älteren erhalten werden.

Auf die Darstellung von dem spanischen Guiana und ganz Peru muß dies sicher einen großen Einfluß haben.

Was mich die kleine Anzeige von der von Humboldschen Reise Neues gelehrt hat (Reise der Hrn. von Humbold und Boupland nach den Wendekreisen in den Jahren 1799.-1804. ein Auszug aus ihren Memoiren von de la Metherie 1805.) habe ich gesucht bei der Bearbeitung von Mexico zu benutzen. Alles übrige Merkwürdige der vollständigen Reisebeschreibung des Hrn. v. Humbolds, die jetzt unter der Presse ist, werde ich, so weit es zu unserm Plane paßt, als ein Supplement im kommenden Jahrgange beibringen.

Nur erst während der Arbeit sahe ich bestimmt ein, daß dieser Jahrgang nicht so weit reichen

würde, als ich mir selbst Hofnung dazu gemacht hatte. Daher sind einige Kupfer gestochen worden, die nun gleichfalls auf den folgenden Jahrgang Bezug haben. Dahin gehören die Zeichnungen von den Schafkameelen (Guanako und Vicunna) so wie auch die im südlichen Amerika üblichen Brücken. Sie sind indeß auch für diesen Jahrgang gar nicht überflüßig, denn ihrer geschieht bereits S. 9, 18 und S. 77 Erwähnung.

Durch die hier angezeigte Beschränkung dieses Jahrgangs, ward aber eine eigene Karte für denselben überflüßig. Ich darf annehmen, daß die meisten Leser des diesmaligen Taschenbuchs auch die vorhergehenden Jahrgänge besitzen, und in denselben enthält die Karte von Westindien im 2ten Jahrgange fast alle Länder, welche hier durchgegangen sind; Californien und die umherliegenden Länder von Neu Mexico finden sich aber bereits auf der Karte des Jahrgangs von 1805.

Diesmal habe ich es versucht die Darstellung der Naturprodukte und ihres Werths sogleich an Ort und Stelle einzuschalten. Es schien mir ohne

Misstand dem Ganzen mehr Abwechselung zu geben.

Sollten sich übrigens in den vielartigen Thatsachen, oder auch in dem Vortrage selbst, Mängel finden, so darf ich wegen der Beschränkung der Zeit, in welcher eine auf die Weise festgesetzte Arbeit abgeliefert werden muß, einige Nachsicht hoffen.

Braunschweig, den 2ten Oct. 1805.

Anzeige des Inhalts.

Seite.

Gujana.

Biographie.

Florida, Mexiko und die wichtigsten Theile von Süd-Amerika.

Einleitung.

Versuch eines Vergleichs der Länder unter der heißen Zone in beiden Welten.

Wir nähern uns dem heißen Gürtel der neuen Welt. Wenn der vorhergehende Jahrgang im Allgemeinen die Unterschiede der alten und der neuen Welt übersehen ließ, so lohnt es sicher der Mühe, diese Vergleichung etwas specieller auf die wärmsten Theile beider Hemisphären anzuwenden, zu untersuchen in wie weit die in beiden von der Natur am meisten begünstigten Länder jenen allgemeinen Angaben entsprechen. Für den Leser wird eine solche Vergleichung wahrscheinlich nicht unangenehm seyn, und selbst die Geogenie findet wohl Gelegenheit einige bedeutende Resultate daraus abzuleiten.

Als der Europäer zuerst um das Cap Non gesegelt war, als er noch südlicher hinab in Afrika landete, als er endlich nach Ueberwältigung des Vorgebürges der Stürme, jetzt der guten Hofnung, zu-

erst das Ziel seiner Wünsche, Ostindien, erreicht hatte, da zeigten ihm jene beiden Theile der Welt mehrere eben so fremde, als bewundernswürdige Phänomene. Luft und Erde schienen dem Europäer zu glühen. Setzte er nämlich am Senegal den Fuß an das Land, oder entfernte er sich tiefer von den Küsten, so wandelte er auf einem Boden, der Eyer siedet, und die nackte Fußsohle aufreißt. Selbst das südliche Asien, wenn es gleich noch nicht bis zum Aequator hinabreicht, bietet, so wie Lybien, ungeheure Flächen von vielen tausend Quadratmeilen dar, die mit brennendem Sande bedeckt sind. Die über diese starkerhitzte Ländermasse hinströmende Luft bildet alsdenn Winde, die Alles austrocknen, ersticken, tödten, wie z. B. der Harmattan auf Guinea und Benin; der Chamsin in Aegypten; der Uri am rothen Meere; der Samiel oder Samum in Persien und auf Malabar.

So etwas zeigt weder die Erde noch der Himmel unter der heißen Zone der neuen Welt. Hier hatte das Meer das Land bis auf eine wurmähnliche Landenge hinweggearbeitet, und die noch übrige Landmasse von dem eigentlichen Südamerika enthält nirgend sehr große völlig ausgetrocknete Wüsteneien. Denn die Llanos oder sandigen Ebenen des innren spanischen Gujana, unweit des Rio Apura, sind nur klein gegen die Wüsten von Arabien oder Afrika; auch enthalten sie noch Caymane, (Crocodilus American.) die sichere Zeugen temporärer Näße sind.

Die schon vormals angezeigten ungeheuren Massen der Gewässer *) erlauben hier nirgends den Grad der Hitze und der Austrocknung. Hier ist noch alles zu feucht, zu stark und unaufhörlich mit Wasser getränkt Das Amazonenland allein mit dem angränzenden Guiana enthält so mächtige und so zahlreiche Ströme, als die gesammte Ländermasse von Afrika, welche von beiden Wendekreisen begränzt wird.

Gehen wir zu den Naturprodukten, zu den Körpern der drei Reiche, so kann die unorganische, todte Natur, kaum irgend eines Eindrucks fähig, freilich keine besondere Unterschiede in beiden Welten aufweisen. Die mannigfaltigen Varietäten des Granits, des Schiefer, oder Kalchgebirges, die vielartigen Metalle zeigen sich dem Mineralogen in Westen wie in Osten ziemlich einander ähnlich; nur das sonderbare Mittelmetall, die Platina, da sie bis jetzt den wärmeren Theilen der neuen Welt ausschließlich eigen zu seyn scheint, könnte vielleicht eine Ausnahme machen. Merkwürdig bleibt es indeß hiebei, daß die heißere Sonne in beiden Hemisphären die größten Massen sowohl der edelsten Metalle, vornehmlich des Goldes, als der härtesten glänzendsten Edelsteine erzeugt.

*) Man s. den vorhergehenden Jahrgang S. 9.

Die lebende Natur, die organisirte Schöpfung in beiden Welten bietet indeß äußerst auffallende Unterschiede dar.

Zwar erzielt hier der lothrechte Strahl überall einen unbestimmbaren Reichthum von Pflanzen und Thieren. Allein an Schönheit und an Größe gebührt im Ganzen genommen dennoch unserer Heimath, der östlichen Welt, bei weitem der Vorzug.

Das edelste Geschlecht der Vegetabilien sind die Palmen. Ihr schöner Schaft mit der herrlich befiederten Krone gedeckt, steigt lothrecht zu dem Himmel hinan; bildet ein majestätisches Ganze; ragt wie ein stolzes Königsgeschlecht über alle Pflanzen hinweg; trotzt schweren Stürmen ohne zu wanken noch zu biegen. Ihre Früchte, ihr Mark, ihre Blätter, ihre Rinde, nähren, kleiden den Herrn der Erde und geben ihm sogar sein Obdach. Majestät, Schatten und Nutzbarkeit bestimmten daher schon bei den Alten die Palme mit Recht zum Preise des Siegers.

Von diesem Pflanzengeschlechte zählt die Botanik jetzt über 40 Arten, aber die heiße Zone der alten Welt erhielt davon dreimal so viel, als die der neuen. Von Asien liegt indeß nur ein geringer Theil unter der heißen Zone, allein die größte Fläche von Südamerika wird gänzlich von derselben begränzt.

Und wie viel größer ist der Reichthum, die Verschwendung von Schönheit für das Auge, für den Ge-

schmack und für den Geruch in einzelnen Theilen des heißen Asiens, wenn man dieselben gegen das südliche Amerika hält. Meilenweit duftet Ceilons Zimmt dem Seefahrer entgegen, und Dampier fand ähnliche Wohlgerüche im Meere der Molucken.

Alle edle Gewürze gehören der alten Welt, nur einige Arten des beißenden Pfeffers fand man in Amerika vor; denn außer dem Zimmt ist die aromatische Nelke und die balsamische Muskat und Arekanuß das Erbtheil Ostindiens. Dagegen darf man weder die schwächliche Wintersche Zimmtrinde (Cortex Winteran.) noch selbst die sanfte Vanille ausführen.

Mehr als vierzig der pracht- und geschmackvollsten Früchte und über 20 Arten der wohlriechendsten herrlichsten Blumen bietet in Batavia der Frucht- und Blumenmarkt dem Wollüstlinge dar. Der mächtige Duft dieses natürlichen Räuchwerks in die Betten hingegossen, vernichtet alles Widrige der menschlichen Ausdünstung, und der dort so bösartigen Sumpfatmosphäre.

Noch tiefer senkt sich zu Gunsten unserer Halbkugel die Schale, wenn die thierische Schöpfung beider Hemisphären abgewogen wird. Selbst bei den kriechenden Thieren zeigt sich die Kraft des Organismus in Osten mächtiger.

Der Krokodill des Nils oder des Senegals ist dem Kayman von Amerika weit überlegen; und die spiralförmig zusammengewundene Riesenschlange des

Inneren von Guinea oder von Ceilon, von mehr als 50 Fuß Länge, verschlingt selbst den vergeblich in ihrem Rachen brüllenden Panther, da hingegen die um die Hälfte kleinere und schwächere Boiguacu oder Wasser-Mutter *) von Gujana sich mit geringeren wehrlosen Thieren begnügen muß.

Nur in solchen Amphibien, die ganz vorzüglich dem Wasser, der Feuchtigkeit, ihre Bildung verdanken, übertrift die neue Welt unsere Hemisphäre. Da wachsen ungeheure Frösche aus den Sümpfen von Gujana hervor; die Ufer Westindiens wimmeln von unermeßlichen Heeren der größten Krabben.

Wenn dagegen die Vögel der neuen Welt, den unsrigen weder an Größe, noch an Schönheit des Gefieders nachstehen, so verdanken sie dies der Natur ihres Elements. Der Landvogel gehört der Atmosphäre mehr an, als dem Boden. Er wandert von einem Theile der Erde, von einer Luftregion in die andere, und ob er gleich nicht daurend im Fluge begriffen ist, so wohnt er dennoch auf Gegenständen, die bis zu den Wolken ragen. Dort athmet er eine feinere Luft, entgeht den schweren schlechteren Dünsten der Erde, und genießt mithin ein besseres Klima, ein Klima, das in Ostindien

*) M. s. das Kupfer.

nicht sehr von dem in Westindien verschieden seyn kann, ein sich ziemlich überall gleichförmiges Klima.

Sobald der organische Körper hauptsächlich von dem Boden selbst abhängt und ganz an die Erde gefesselt ist, so äußert sich bei ihm die völlige Gewalt des Klimas. Daher zeigt sich die mindere Kraft der Natur in der neuen Welt in den bedeutendsten Erzeugnissen des Thierreichs, an den vierfüßigen Thieren auffallender als an den Vögeln und an den Insekten.

Die größten und die muthvollsten Quadrupeden sind Kinder der heißen Zone der östlichen Welt. Schon vormals bemerkten wir, daß das Flußpferd, die Elephanten, die Rhinoceroten, die Kameele, die großen Gazellen, der Giraffe, der Engallo, das ganze muthige Pferdegeschlecht ihres gleichen nirgend in Amerika fanden. *)

Scheint es doch, als habe die Natur der neuen Welt vergeblich ihre gesammten Kräfte bei dem Tapir, dem Pekari, dem Clacma und der Vicunur aufgeboten, um unsern Elephanten, Kameelen und wilden Ebern etwas Aehnliches nachzubilden. Es entstanden aber nur ohnmächtige, zwergartige, stumpfsinnige Geschöpfe, gegen jene starke, gescheute und höchst nutzbare Thierarten der alten Welt.

---

*) M. s. das Taschenbuch des vorigen Jahrs. S. 13.

Auch der Löwe und der Königstieger Bengalens, sind weit kraftvollere, furchtbarere Würger, als der Cuguar, der Jaguar, der Ozelot oder ähnliche reißende Thiere in Amerika.

Ein weit grelleres Bild seiner stumpferen Kräfte zeigt uns das heiße Amerika in drei höchst sonderbar gestalteten Thiergeschlechten. Es sind die Armadille oder Panzerthiere, die Ameisenbären und die Faulthiere.

Diese fast zahnlosen Quadrupeden (sie sind wenigstens alle ohne Schneidezähne) finden sich beinahe gänzlich auf den heißesten Theil von Amerika beschränkt und sie zeigen eben so viel Bizarres als Unbehülfliches und Schwaches.

Die Armadille, nur allein bis jetzt in Amerika entdeckt, (es bringt mehr als 6 verschiedene Arten davon hervor) ein schwaches Thiergeschlecht, deckte die Natur mit einem schildkrötartigen Panzer, der, in Ringe getheilt, ihnen erlaubt, sich wie unsere Igel, zusammenzukugeln, um sich hiedurch und durch schnelles Eingraben in die Erde gegen ihre vielartigen Feinde zu schützen.

Die Ameisenbären, ganz und gar zahnlos, erhalten sich allein dadurch, daß sie mit ihren langen klebrigen Zungen Ameisen einschlürfen, und nur ihre starken Klauen vertheidigen sie nothdürftig gegen größere Thiere.

Noch dürftiger erscheint indeß das Geschlecht der Faulen (Bradypus). Nicht genug, daß die Natur das Gebiß bei diesen Thieren auf einzelne stumpfe Eck- und Backenzähne beschränkte und seine Vertheidigung nur auf ein Paar Krallen, sie nahm ihm fast alle Mittel zur Flucht. Der Gang des Faulen ist so langsam, seine Bewegung so schwerfällig, daß er eine Stunde nöthig hat, um sich über sechs Fuß weit fortzuschleppen. Hat er nach unglaublicher Anstrengung einen Baum erklettert, so bleibt er mehrere Tage hindurch auf dem von ihm so mühselig eroberten Platze, und äset dort alle Blätter in jeder Richtung ab, so weit sie ihm nur ohne Veränderung des Orts erreichbar sind. Der Pflanzensaft ist für ihn die einzige Feuchtigkeit, welche er zu sich nimmt, denn er säuft niemals. Wenn endlich um ihn her alle Früchte fehlen, so stürzt er einzig und allein durch die Schwere vom Baume herab, und lebt nur fort, wenn der Zufall kein reißendes Thier oder keine Menschen herbeiführt. Selbst die Liebe, die jedes andere Geschöpf oft bis zum Wahnsinn außer sich setzt, ist bei ihm so traurig, daß er sogar bei der Begattung mehrmal einschlummert! Aus seinem platten finstern Gesicht wirft das todte Auge nur starre Blicke. Der ganze Körper, gekleidet in ein struppiges Haar von der Farbe des verdörreten Grases, ruht auf Schenkeln, die nicht gehörig eingelenkt zu seyn scheinen, und seine Stimme, (er läßt sie nur zur Nachtzeit einzeln hören,) besteht in dem eintönigen Geschrei Ai, Ai!

Die Natur selbst hat ihn zwar gegen Buffons Meinung nicht zum Elende bestimmt; denn sie nahm ihn ja selbst, so weit es nur sein sonderbarer Bau zuließ, dagegen in Schutz; sie überzog ihn mit erstaunlich dickem gefühllosen Leder, bewafnete ihn mit starken Klauen, stumpfte seine Nerven, seine Gefühle ab, überhob ihn gänzlich des Durstes, der Nothwendigkeit des Trinkens, und ließ ihn durch das Wiederkäuen länger seine einfache Speise genießen. Aber stets bleiben diese Faulen der neuen Welt die traurigste unterste Staffel aller bekannten Säugthiere.

Doch nicht genug. Sogar die dem Menschen so nahe verwandt scheinenden Affen tragen in Amerika das Gepräge einer kraftloseren Natur. Denn wer dürfte es wagen die dem Menschen so nahe stehenden Affen von Afrika oder Indostan mit den Affen von Gujana, Brasilien oder des ganzen Amazonenlandes zu messen? Die Sapajous und Sagoinchen dieser Länder, was sind sie für kleine, winzige, furchtsame Thierchen, wenn man ihnen die menschenähnlich dastehenden Urangen, die gescheuten frechen Paviane, Mandrillen oder Magots entgegensetzt!

Auch scheint die Natur das Mangelhafte bei den meisten Affen der neuen Welt gefühlt zu haben. Sie begabte sie, als wären ihre Pfoten oder Hände alleingenommen nicht hinreichend sich festzuhalten und Nahrung

zu ergreifen, mit einem Wickelschwanze (Cauda prehensilis) der jenen gleichsam zu Hülfe kommt.

Endlich kommen wir zu dem Menschen selbst; zu der Vergleichung der Ureinwohner in der heißen Zone beider Welten.

Da mußte es denn dem ersten Beobachter sofort ein merkwürdiges Phänomen seyn, daß Amerika nirgends in seinen heißesten Theilen Spuren wahrer Neger aufzuweisen hatte. Ganz Afrika war doch mit mehr oder minder wollhaarigten Schwarzen von allen Nüanzen der Farbe bevölkert, und man fand sie sogar im östlichsten Asien auf Neu-Guinea unter dem Nahmen der Papous wieder. Asien selbst reicht aber einmal nirgend bis zu dem Aequator hinab, und sodann bildet gerade derjenige Theil dieses Welttheiles, welcher der heißesten Sonne ausgesetzt ist, nur eine kleine Ländermasse, ein spitzes Dreieck, das von beiden Seiten vom Meere umschlossen und daher abgekühlt wird.

Durfte man der Erfahrung gemäß die tiefsten Tinten der menschlichen Hautfarbe da suchen, wo die Hitze dauerhaft am stärksten ist, so mußte es befremden weder in Gujana noch überhaupt auf Terra firma und dem sogenannten Amazonenlande einen Schwarzen zu finden, vielmehr alle diese Länder mit langhaarigten Menschen von rothbrauner, bald dunkler bald hellerer Tinte bewohnt zu sehen, und die, abermals ein merkwürdiges Phänomen, im Ganzen genommen untereinander mehr

Aehnlichkeit haben, als die Nationen der alten Hemisphäre.

Indeß wie viel beweiset die Farbe der Haut? Höchstens größere oder mindere Wärme des Klimas. Der Werth des Menschen selbst wird aber hierdurch auf keine Weise gemessen. Diesen bestimmt nur allein dasjenige, was die Geistes- und Leibeskräfte daurend bewirkten.

Es kann daher auch hier nicht einmal die Rede davon seyn, einzelne starke Nationen in beiden Hemisphären zum Vergleiche aufzusuchen, ob es gleich nicht schwer fallen würde, auf die größere Mannskraft und auf die derselben angemessene stärkere Bärtigkeit vieler Völker und der größeren Population der alten Welt aufmerksam zu machen. Hier ist die Frage, welche Werke lieferten ihre Original-Nationen als bleibende Zeugnisse ihrer Talente und ihrer Ausdauer bei der Anwendung derselben, wie war der Stand ihrer Kultur; wie die Art ihres Schutzes; die Art ihre Bedürfnisse, ihren Ehrgeiz zu befriedigen; wie die Güte ihrer bürgerlichen Einrichtung; wie der Grad ihrer Kultur überhaupt?

Es leuchtet von selbst in die Augen, daß man zu einem solchen Vergleiche diejenigen Nationen beider Hemisphären wählen muß, welche als Nation am meisten und am ausgezeichnetsten gewirkt haben.

Da wir Europäer eine fast totale Veränderung bei jenen Originalbewohnern, besonders in Amerika hervorgebracht haben, so muß man vorzüglich nach dem Zu-

stande urtheilen, in welchem wir die Völker zur Zeit ihrer Entdeckung antrafen, und man muß zu solchen Monumenten ihrer Talente seine Zuflucht nehmen, welche wir etwa noch wirklich vorfinden, oder von denen uns gültige Schriftsteller der frühern Zeiten, der Zeit ihrer Entdeckung, sichere Nachrichten mitgetheilt haben.

Ruinen der Gebäude aller Art, so wie die Ueberbleibsel ehemaliger Vertheidigungswerke, sind deshalb von desto größerer Wichtigkeit, weil sie zugleich Zeugnisse von vielen andern menschlichen Fertigkeiten und Erfindungen und von der Vervollkommnung dieser Erfindungen an die Hand geben. Sie zeigen z. B. den Stand der Mechanik und der technischen Künste der Völker.

In einer andern Richtung kommt es denn auf die eigentlichen Erfindungen in den Wissenschaften an, auf die theoretischen Kenntnisse, z. B. auf die Ausbildung der Sprache, der Schreib- und Rechenkunst, der Astronomie u. d.

In Rücksicht der Künste mögen bei diesem Vergleiche die Monumente der Architektur für sich sprechen.

Die hier gezeichneten Gebäude *) sind die schönsten Ruinen, welche uns noch von den Pallästen und Festungen der Ynkas in Peru übrig sind.

---

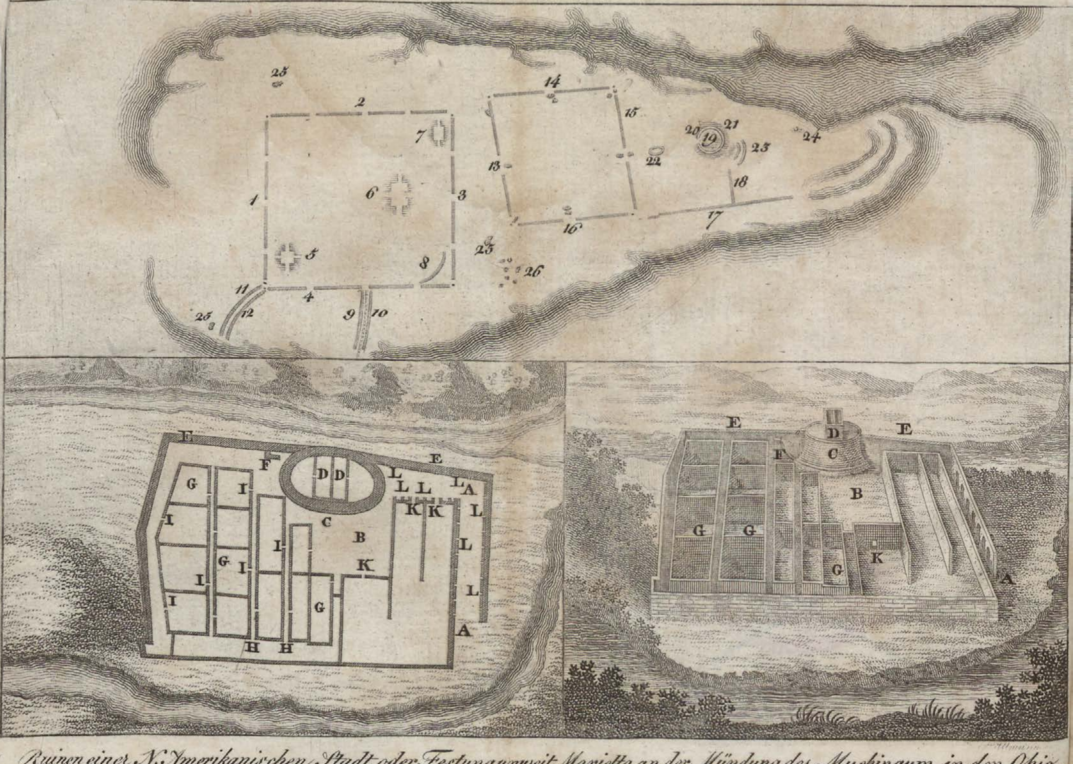
*) M. s. die erste Kupfertafel.

Sie finden sich in der Provinz Quito, unweit des Fleckens Atun-canjar. Diese Zeichnungen sind von dem berühmten Spanier Ulloa gegeben, und wie Condamine sagt, in viel zu schönem Lichte dargestellt. Dennoch zeigen sie nur Gebäude, welche entweder oben nur ein hölzernes Dach trugen, oder gar nicht bedeckt waren und die aller Witterung ausgesetzt blieben. Nirgend sieht man eine Spur von Fenstern; zwar sind die Thüren hoch, aber verhältnißmäßig schmal und nur so breit, daß die Ynkas, welche nur allein in dem Innern ihrer Zimmer den Boden sollen betreten haben, auf den Schultern einiger Männer hineingetragen werden konnten. Diese Gebäude hatten also entweder durchaus keinen Schutz gegen die Sonne und die Witterung, oder sie waren völlig dem Lichte unzugänglich, wenn nicht etwa in den hölzernen Dächern hiezu besondere Oefnungen vorgerichtet waren, die denn freilich auch den Regen zuließen. Die Vertheilung der Zimmer ist dabei sehr unbequem. Das Gemäuer selbst besteht nur aus Backsteinen, die an der Sonne getrocknet waren; und wenn gleich einzelnes Gestein von so ansehnlicher Größe dabei vorkommt, daß dessen Fortbewegung durch so unmechanische Hände Bewunderung erregt, so sind dieß dennoch bei weitem keine Massen, welche sich mit den gigantischen Steinblöcken vergleichen lassen, die wir in dem berühmten und unerklärbaren Stonehenge von Salisbury kennen. Nur allein die genaue Zusammenfügung des





I Ruinen einiger Städte von Nord und Süd Amerika.



Ruinen einer N. Amerikanischen Stadt oder Festung unweit Marietta an der Mündung des Muskingum in den Ohio.
Grundriſs und perspectivische Vorstellung von der Festung und dem Pallast der Inkas in Peru.

Gemäuers beweiset außerordentliche Arbeitsamkeit. Aber wie dürftig erscheinen vollends diese Ruinen, wenn man sie mit den prächtigen Ueberbleibseln des alten Thebens, der Tempel bei Luxor oder Palmyra zusammenhält, die uns Pockok zeigt; oder mit jenen eben so majestätischen als unerklärten Ruinen von Persepolis, wovon uns de Bruyn zuerst eine richtige Zeichnung lieferte. Diese Monumente der alten Baukunst übertreffen ja noch jetzt fast Alles, was wir in unsern so viel höher civilisirten Zeiten aufzuweisen haben.

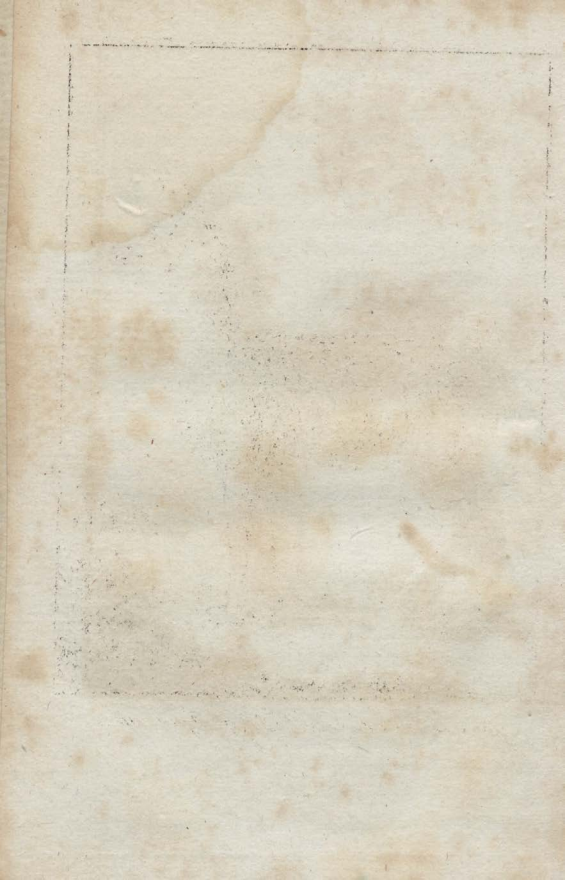
Auch in Ansehung der Grabmähler — selbst bei den Tatarn Sibiriens, ein Gegenstand von feierlichem Aufwande — dürfen sich die am höchsten kultivirten Völkerschaften der neuen Welt nicht mit denen der alten vergleichen. Wer darf nämlich die Guacos der Peruaner, unbedeutende ovale Erdhügel, die inwendig mit einem Kreuzgang versehen sind, mit den riesenmäßigen Pyramiden Egyptens zusammenstellen, die nicht bloß von gehauenen Steinen aufgeführt, sondern sogar ganz mit Marmor belegt waren!

Die einzigen Werke der Amerikaner, die mit Recht unsere Achtung verdienen, sind die vormaligen Heerstrassen der Ynkas. Man sieht noch deutlich zwei lange Chaussen von Quito bis Cusco auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen selbst über die Rücken neuntausend Fuß hoher Gebirge fortlaufen, und zu ihrer Seite stehen kleine Herbergen (Tambos) und Brunnen. Schätz-

bare Werke, die indeß nur eigentlichen Fleiß und keine tiefere Kenntnisse der Mechanik oder der Kunst erfordern. Aber auch diese wichtigen Erzeugnisse peruanischer Arbeitsamkeit wird man doch auf keine Weise mit den Heerstraßen der Römer zu vergleichen wagen, die in jeder Richtung durch ihr großes Reich und selbst in das Ausland führten. Denn wie sehr stehen sie ihnen sowohl an Zahl (man zählte derselben über 60) als an Struktur, an Festigkeit und selbst in Ansehung der großen Zwecke des Verkehrs und des Krieges nach! Auch hatten ja die Peruaner keinen Troß von Pferden, von Wägen und von großen Lastthieren. Die Heerstraßen waren daher lediglich für Fußgänger und höchstens für das schwächliche Schaafkameel (Lacma). Und wozu hätten diese Völker auch wohl bedeutender Heerstraßen und Reisewege bedurft, da man bei ihnen nicht die geringste Spur von einem beträchtlichen Handel nach weit auseinandergelegenen Gegenden vorfand? Wenn in einem großen Reiche wie Peru, dem Zarate zufolge, nur eine einzige große Stadt, Cusco, vorhanden war, wenn bei dem mexikanischen Kaiserthume die wichtigsten benachbarten Provinzen z. B. Tlascala, Cholula u. a. eben so viel isolirte, dem Hauptstaate feindliche Staaten bildeten, so war dort schon eben daher kein beträchtlicher Handel zu erwarten. Endlich bedenke man, daß die Bewohner der beiden ältesten und regelmäßigsten Reiche Peru und Mexiko auch keine Idee von Münze, vom eigentlichen Gelde hatten



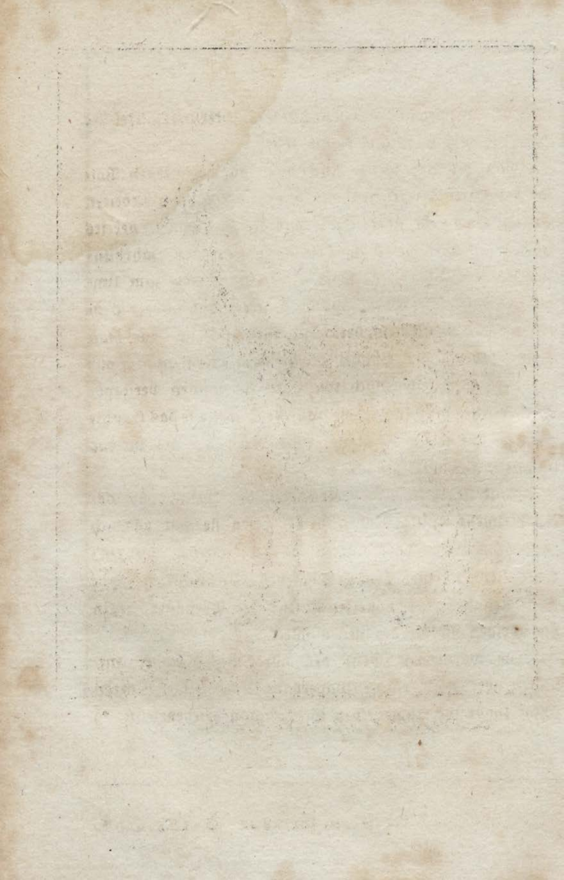
Die Kameel-Ziege. Guanako.





Gapieux. sc.

Das Schaaf-Kameel. Vigogne



und daß mithin das vorzüglichste Erleichterungsmittel des Handels dort ganz unbekannt war.

Man blicke in diesen Rücksichten auf die ältesten Völker des Orients. Haben uns nicht die treflichen Arbeiten unsers Heeren überzeugt, daß die Caravanen bereits in den fast über die Geschichte hinausliegenden Jahrhunderten die Schätze Ostindiens ins tiefste Afrika zum Umtausch gegen Menschen, Gold, Datteln und andere Produkte dieses Welttheils periodisch führten, ja, daß man diesen bedeutenden Handel durch seine Verflechtung mit der Religion selbst noch wichtiger zu machen verstand. Auch reichet die Münze, die noch heut zu Tage das Hauptgeld in Ostindien ausmacht, die Rupie, bis in das höchste Alterthum hinauf.

Sind übrigens jene Heerstraßen der Ynkas, (sie sollten vielmehr Königsstraßen heißen, da sie fast gänzlich zum bequemern Fortkommen des Monarchen dienten) keine Beweise eines großen Verkehrs, so bleiben sie dennoch Zeugnisse der höheren Kultur der Peruaner gegen die übrigen Völker der neuen Welt.

Die wärmeren Theile des nördlichen Amerika enthalten aber noch einige sonderbare Ueberbleibsel, deren schon zuvor im Allgemeinen Erwähnung geschehen ist. *)

*) Taschenbuch der Reisen für 1804. S. 166 und f.

Die Zeichnung derselben, die in Deutschland wenig bekannt ist, verdiente hier einen Platz, theils weil sie wirklich merkwürdig sind, sowohl wegen ihres hohen Alters und wegen unsrer gänzlichen Unbekanntschaft mit der Entstehungsepoque derselben, theils weil auch sie einen neuen Beweis geben, daß die berühmtesten Werke der Uramerikaner sich nicht mit denen der alten Welt messen dürfen. Denn die dem Kupfer beigefügte Erklärung des berühmten Smith-Barton zeigt, daß alle diese Werke, wovon sich gleichfalls ähnliche in Florida und Louisiana finden sollen, nur aus Erhöhungen, Wacken oder Vertiefungen, Einsenkungen, bestehen, welche nur aus Erde geformt waren.

Gehen wir in unserer Vergleichung jetzt zu den theoretischen Kenntnissen, zu den übrigen Wissenschaften, so ist die Kluft zwischen unserer alten Erde und der neuen noch weit größer.

Wie stand es mit der Schreib- und Rechenkunst, mit der Theilung der Zeit, mit der Astronomie, mit der dadurch zu verbessernden Nautik und mit der Handelsmethode der beiden kultivirtesten Völker von Amerika, der Mexikaner und Peruaner, was war ihre Sittenlehre gegen die der Aegypter, der Araber, der Indier und der Chinesen?

Die uns hier vorgesteckten Gränzen erlauben kaum diese wichtigen Fragen nur im Allgemeinen zu beantworten.

Hinreichend ist es bekannt, daß die eigentliche Schreibekunst in ganz Amerika zur Zeit seiner Entdeckung, dort gänzlich unbekannt war. Nur durch Zeichenschrift, durch eine Art von Hieroglyphen, bezeichneten die Mexikaner ihre Thaten und erhielten auf diese Weise das Andenken derselben. Das zweite am höchsten kultivirte Volk der neuen Welt, die Peruaner, bewerkstelligte dies durch die Quipos, lederne Riemen mit Knoten. Bekanntlich bedienten sich die ältesten Völker unserer Halbkugel in ihrem rohesten Zustande ähnlicher Archive für ihre Thaten, z. B. die Egypter, Phönicier u. a. Selbst die Chineser hatten vor den Zeiten des Fohi, also in einem Alterthume, das zu Adam hinaufsteigen soll, ähnliche Quipos oder Knoten. Allein seit wie langer Zeit machten in unserer Erdhälfte alle diese dürftigen Hülfsmittel der Buchstabenschrift Platz? Schon zu Hiobs, also nach Goguet, zu des Erzvaters Jacobs Zeiten, war die Buchstabenschrift in Asien (in Arabien) vorhanden. Um mehrere Jahrtausende waren also die Bewohner der alten Welt vor den Amerikanern in diesem wichtigen Schritte der menschlichen Ausbildung voraus.

Eben so wenig läßt sich die Rechenkunst und die Astronomie jener Völker der neuen Welt mit der des Orients vergleichen. Ohne auf die fabelhaften Zeiten des Theuts (Mercurs) zurückgehen zu dürfen, den die Egypter zum Urheber der Arithmetik und der Geometrie machen, so ist dennoch so viel gewiß, daß der Ursprung dieser Wis-

senschaften in der alten Welt sich in das dem Historiker völlig unerreichbare Alterthum verliert. Noch mehr; die ältesten Handelsleute, die Phönicier, brauchten schon, wie die Hebräer, die ersten Buchstaben des Alphabets als Zeichen der Zahlen, und fast alle unsere (östlichen) Nationen bedienen sich der Decadic, des bequemsten durch die Zahl der Finger von der Natur uns selbst angewiesenen Systems von Zehenden. Ueberhaupt, sobald eine Masse von Menschen anfängt sich zu einer Nation auszubilden, sobald bestimmte Begriffe von Privateigenthum, von genauerer bürgerlicher Ordnung in jeder Rücksicht festgesetzt werden, dann können Zahl, Maas und Gewicht nicht mehr unbestimmt bleiben; dann folgen hieraus fast unwillkührlich die Operationen des menschlichen Geistes, das Zählen, das Rechnen und Messen, und die Arithmetik und Geometrie gehen daraus gleichsam von selbst hervor.

Zwar hatten die Peruaner eine Staatsverfassung, worinn das Eigenthum bestimmt war. Allein auch bei dieser Bestimmung war alles etwa auf eine solche Art angegeben wie bei den Krihks in Nordamerika, deren der vorhergehende Jahrgang dieses Taschenbuchs *) Erwähnung that. In Peru theilte man nämlich das ge-

---

*) Taschenb. der Reisen 1804. S. 176.

samte urbar gemachte und in Gemeinschaft bearbeitete Land in drei, jedoch nicht gleiche, Theile. Das erste Drittheil des Ertrags gehörte der Sonne, dem obersten Gott, der Religion, also den Priestern; das zweite dem Monarchen, dem Ynca; und nur das dritte, freilich das größte, reichte dem Volke seinen Unterhalt. Indeß ward den Individuen nicht einzeln ihre Quantität davon angewiesen oder zugetheilt; sie sahen es als eine gemeinschaftliche Unterhaltsquelle an, und wurden daher, wie zu einem einzigen großen Haushalt gehörend, fast gänzlich patriarchalisch regiert. Es stand also dies Volk, bei welchem man sich stets das Maximum der Kultur in der westlichen Welt gedenkt, zu der Zeit ihrer Entdeckung, also noch zu Ende des 15ten Jahrhunderts da, wo wir Abraham und überhaupt die Erzväter finden, denen doch viele Kenner der ältesten Geschichte nur einen geringern und spätern Grad der Kultur zugestehen, als den Egyptern, Chinesen oder den alten Indiern.

Die Theilung der Zeit und die ganze Astronomie der beiden erwähnten amerikanischen Völker läßt sich eben daher noch weit weniger mit der Sternkunde der Indier, der Araber und der ältesten Chinesen vergleichen. Le Gentil fand die Brahminen im Besitze mehrerer Methoden die Sonnen- und Mondsinsternisse richtig zu berechnen; die Periode von 19 Jahren, die die Neumonde auf ein und denselben Tag zurückführt, so wie das Schalt-

Jahr von $365\frac{1}{4}$ Tagen waren den ältesten Chinesen bekannt; und was die Araber uns von der Astronomie der alten Chaldäer überliefert haben, zeigt, daß sie der wahren Zeitrechnung sehr nahe kamen, da sie das Sonnenjahr auf 365 Tage 5 Stunden 49′38″ setzten. Bailly sucht sogar darzuthun, daß die Schiefe der Ekliptik, die Procession der Aequinoxen, kurz solche Angaben, welche zu den schwierigsten der Sternkunde gehören, den Urvölkern der alten Welt nicht unbekannt gewesen sind.

Die Menschen der neuen Welt, die kaum bis auf zehen zu zählen vermochten, wie unendlich waren sie hingegen zurück. Wußten sie doch nicht einmal die Planeten zu unterscheiden, hielten sie doch Columbus für einen Zauberer, als er eine Mondfinsterniß richtig vorhersagte, und sie theilten das Jahr, wie fast alle Wilde, nach Erndten. Und wenn gleich die Peruaner, die wegen ihres Kultus (da sich ihre Ynkas für Söhne der Sonne ausgaben) das Gestirn des Tages genauer beobachteten, die Tag- und Nachtgleichen kannten, und die Venus, als den steten Begleiter der Sonne vorzüglich schätzten, so rechneten sie dennoch gleichfalls nach Monden, hielten die Finsternisse für furchtbare Erscheinungen und suchten durch Trommeln, durch Geschrei und durch Hundegeheul, welches sie diesen Thieren durch Prügel abzwangen, den Mond zum Mitleid zu bewegen, damit er ihnen sein Licht wieder früher schenken möchte.

Schon hieraus läßt sich schließen, wie es mit der Erdkunde und mit der Nautik dieser Amerikaner beschaffen seyn konnte, und dennoch waren Peru und einige Theile des mexikanischen Reichs am Meere gelegen. Wie alt ist dagegen die Schiffkunst im Orient! Was für ansehnliche Schiffe baueten die Alten, und seit wie langen Zeiten stritten ihre Flotten um die Herrschaft auf dem Meere! Gama fand bereits bei seiner ersten Ankunft auf Mosambique dort die Boussole im Gebrauch, ja man weiß, daß die Chinesen diesen Wegweiser auf dem Meere lange vor uns Europäern gehabt haben.

Gesetzgebung, Policei, Sittenlehre und alle übrige Wissenschaften, wodurch die menschliche Gesellschaft in Ordnung und Rechtlichkeit erhalten wird, verlieren sich auf unserer Erdhälfte weit in das graueste Alterthum. Es hieße die Leser spotten, wenn man hier die Beweise davon aus Mosek, aus Salomo und ähnlichen alten Schriftstellern führen wollte; allein es verdient doch wohl bemerkt zu werden, daß die ältesten Schriften der Braminen sich einer treflichen Moral rühmen, die selbst die Liebe der Feinde gebot, und daß nachmals Confuzé sowohl ein System einer vorzüglichen Sittenlehre, als einer guten Gesetzgebung vortrug.

Wo war etwas Aehnliches selbst in den uns um Jahrtausende nähern Zeiten des Cortez oder der Pizarren in Amerika zu finden? Selbst Garcilasso, der als ein peruanischer Mestize alles hervorgesucht hat, seinen

Landsleuten Talente anzudichten, ist nicht vermögend diesen gänzlichen Mangel an richtigen Kenntnissen auf irgend eine mögliche Art von ihnen abzulehnen. Denn man könnte leicht zeigen, wie weit die Poesie der Amerikaner gegen jene erhabene Gesänge der Hebräer oder anderer alten Völker des Orients zurückblieb.

Alles stand mithin dort in früher jugendlicher Rohheit; Alles, wodurch eine große Menschenmasse in Sicherheit und Ordnung, in Wohlstand und Behaglichkeit dauernd erhalten wird. Alles, wodurch sich der Geist des Menschen groß und erhaben zeigt, sey es in Erfindungen, in Künsten, in den schönen oder ernsten Wissenschaften, alles lag noch in der Wiege.

Bei dieser dürftigen Ausbildung selbst derjenigen Kenntnisse, die den Staat innerlich und äußerlich sichern, begreift man es, wie der muthige, gescheute, geld- und ruhmsüchtige, hartherzige Krieger der alten Welt so schnell solche Völker unterjochte, sobald man sich ihn besonders mit allen Künsten und Waffen der Kriegswissenschaft ausgerüstet, und noch überdies vom Fanatismus geleitet, denkt.

Bei den Eroberungen von Mexiko und Peru durch die Spanier wird aber der Unterschied auffallend, den das Klima hiebei verursachte.

Der Peruaner stand ohne Zweifel im Ganzen auf einer höhern Stufe der Kultur, als der Mexikaner. Dies bewiesen seine besser eingerichtete Regierungsform,

die mehr auf den ruhigen, ordentlichen Fortgang der Societät gegründet war; sein Gottesdienst, der nicht, wie bei den Mexikanern, durch die dabei nothwendigen Menschenopfer entweiht wurde; der im Ganzen regelmäßigere Ackerbau; das von ihnen zu einem Haus- und Lastthier gezähmte Schafkameel; die höher kultivirten Kenntnisse und Künste z. B. die durch die Quipos geführten Jahrbücher und Rechnungen; das fast bis zur Festigkeit des Eisens gehärtete, zu Werkzeugen gebrauchte, Kupfer.

Dennoch wurde diese höher ausgebildete Nation weit leichter von den Spaniern unterjocht, als die roheren Mexikaner.

Eine kurze Anzeige von diesen merkwürdigen Epochen für die Geschichte der neuen Welt wird hier zwiefaches Interesse haben. Sie lehrt vieles von dem ehemaligen Zustande jener beiden Reiche, und zeigt zugleich wie schnell, mit wie wenigen Mitteln und mit wie geringem Verlust die mächtigen Staaten des Motezuma und der Ynkas zertrümmert wurden; endlich beglaubiget sie zugleich unsere Behauptung in Rücksicht des Klimas.

Franz Pizarro, ein höchst unkultivirter Soldat, Bastard eines spanischen Hauptmanns, gieng als Anführer mehrerer kühnen Abentheurer nach Südamerika; verheerte und plünderte die ihm bei seiner Landung dort vorkommenden Landschaften Peroyan, Tumbes und an-

dere und drang endlich bis zu dem damals regierenden Monarchen von Peru, dem Ynka Atahualiba, vor.

In dem Felde bei Caxamalca empfängt ihn der Ynka, umgeben mit allem Reichthume und aller Pracht eines Monarchen des goldreichen Peru, aber auch mit einer Armee von mehr als 32000 bewafneten Indianern.

Pizarro hatte nur 160 Mann, hierunter 60 Reuter und ein Paar unbedeutende Feldstücke. Diese Reuter verbarg er bis auf Wenige hinter einer Mauer, um durch das plötzliche Hervorbrechen der Pferde, welche den Indianern völlig unbekannte furchtbare Thiere schienen, desto größeres Schrecken einzujagen.

Einer alten Prophezeihung in Peru zufolge, sollten dort dereinst bärtige, lang bekleidete Fremde als ächte Kinder der Sonne erscheinen. Einige Schriftsteller behaupten daher, der Ynka habe die Spanier mit einer religiösen Ehrfurcht angesehen und seinen Unterthanen geboten, diese Fremdlinge wie Gesandten Gottes aufzunehmen. Nach Andern spottete er aber vielmehr über diese Handvoll bärtiger Fremdlinge, im Fall sie feindliche Absichten gegen ihn' hegen sollten. Indeß gieng er ihnen friedlich, jedoch zugleich mit einer wirklichen Armee entgegen.

Auf einem prächtigen Tragsessel, der von mehreren Vornehmen des Reichs getragen ward, erschien der Ynka mitten unter diesen gutmüthigen Menschen, als sich der Mönch de la Valle Viridi, der Feldgeistliche der Spa-

ster, nebst dem Dolmetscher Philippillo zu ihm hinan drängte, um ihm die Ursache der Ankunft der Spanier kund zu thun. Er sagte ihm dann: der Pabst habe seinem Kaiser alle zu entdeckende Länder der neuen Welt geschenkt mit der Bedingung, die darinn lebenden Einwohner zur catholischen Religion zu bekehren. Nun fing der Mönch an die Lehren von der Erschaffung des Menschen, die Menschwerdung, die Leiden, das Sterben und die Auferstehung Christi nebst den übrigen Hauptsätzen der christlichen Religion zu erzählen, und forderte den Ynka auf, nicht nur dem Kaiser Carl V. zinsbar zu werden, sondern sofort die falsche Religion seiner Vorfahren zu verlassen und das Christenthum gutwillig anzunehmen, wenn er sich nicht aussetzen wollte dazu mit Gewalt gezwungen zu werden.

Bei allem Erstaunen über die Frechheit des Mönchs behielt der Ynka dennoch Besinnungskraft genug ihm ruhig zu antworten. Er als freier König habe durchaus keine Verbindlichkeit einem Monarchen, von dem er nie gehört, zinsbar zu werden. Noch weniger werde er die Religion seiner Väter verlassen, da diese sich auf einen ewigen unsterblichen Gott, auf die Sonne und nicht auf einen erzeugten und gestorbenen Gott, wie bei den Christen, gründe; auch sei ihm ja von allen so eben vorgetragenen Geheimnissen niemals etwas bekannt geworden. Und woher, fragte er, ist es dir dann kund worden, daß dein sterblicher Gott die Welt aus Nichts er-

schaffen? Valle Viridi zog die Bibel hervor, überreichte sie dem Ynka: „Dies Buch," sagte er, „das Wort Gottes, bezeuget alles, was ich vorgetragen habe." Atahualiba nahm das Buch, blätterte darinn, hielt es an sein Ohr und warf es sodann zur Erde mit den Worten: Meine Quipos sagen mir von alledem nichts. Wüthend rief jetzt der Mönch den Spaniern zu: „Rache ihr Christen, tödtet diese Ungläubigen, die das Wort Gottes mit Füßen treten."

Sofort gab Franz Pizarro das Zeichen zum Treffen. Der Donner des Geschützes und die hinter der Mauer plötzlich hervorbrechende Cavallerie brachte die hierüber ins höchste Schrecken gesetzten Peruaner völlig aus aller Fassung.

Pizarro, an der Spitze seines Fußvolks, rückte nun unter stetem Feuren auf die schüchternen Indianer an, und da er leicht einsah, wie bei langer Unentschiedenheit des Treffens jeder Verlust auf seiner Seite, sei er noch so geringe, sehr bedeutend werden mußte, so drang er, bei seiner großen Leibesstärke, wüthend gegen den Ynka selbst hin, hieb die Träger des Sessels mehrmal nieder (denn sie ersetzten sich einander schnell) ergriff endlich den Ynka bei der Kleidung, riß ihn von dem schwankenden Throne herab und machte den unglücklichen Monarchen mit eigenen Händen zum Gefangenen.

Hiemit war das Treffen und zugleich das Schicksal des wichtigsten Staats der neuen Welt auf einmal ent-

schieden. Die nach allen Seiten fliehenden, zum Theil wehrlosen, Indianer, wurden von den durch den fanatischen Geistlichen angefeuerten Spaniern ermordet; es kamen über 60000 harmlose Menschen um; 5000 Weiber ergaben sich und unschätzbare Reichthümer wurden die Beute der gierigen Wüthriche. Nur allein das goldne Geschirr des Ynkas betrug 60000 Pistolen. Eine Masse goldner Gefäße, die ein großes Zimmer fülleten, bot der Ynka für seine Freiheit. Pizarro nahm diese Millionen und erwürgte bald darauf verrätherisch den unglücklichen Monarchen, um sich nachmals mit desto grösserer Sicherheit aller übrigen Schätze des Reichs bemächtigen zu können.

Ein hundert und zwei und sechzig Spanier, wovon nur drei mit Musketen und 20 mit Armbrüsten, die Kugeln schossen, bewaffnet waren, nebst ein Paar Feldstücken, hatten also durch dieses einzige verrätherische Gefecht, worinn sie keinen einzigen der Ihrigen verlohren, ganz Peru erobert; denn selbst die noch übrigen ansehnlichen Heere der Peruaner, obgleich von zwei der besten Feldherrn geführt, konnten es nachher nicht hindern, daß Pizarro das ganze Reich unterjochte.

So leicht ward dem Cortez die Eroberung von Mexico warlich nicht. Cortez war an sich selbst sehr weit über Pizarro erhaben; nicht etwa blos durch seinen alten Adel und gute Erziehung; er war es weit mehr durch seine Klugheit, durch vielfache Talente und

Kenntnisse, durch seinen hohen Sinn und seine Gewandtheit. Diese Eigenschaften, mit dem größten Muthe vereinigt, bildeten aus ihm einen der ersten Feldherren.

Er unternahm die Expedition gegen Mexico mit 14 Schiffen, welche 617 Spanier enthielten. Hievon waren freilich nur 17 beritten und 13 nur mit Feuergewehr bewafnet, die übrigen mit Armbrüsten, Schwerdtern und Speeren; allein es waren gut disciplinirte Truppen, und die Artillerie, 16 Feldstücke, war für die damalige Zeit schon beträchtlich.

Indeß war hier nicht bloß die Ausrüstung gegen Mexico viel bedeutender, das Benehmen der beiden Anführer stand in noch größerem Contrast. Pizarro handelte wie ein wilder Räuber; Cortez nahm hingegen alle Caziken durch gute Behandlung für sich ein; er beschenkte sie, und wenn er sich genöthigt sahe sie zu bekriegen, so erlaubte er zum Erstaunen der Amerikaner, ihren Gefangenen ruhig die Heimkehr.

Welche große Schwierigkeiten stellten sich indeß dem seltnen Manne in den Weg! und hätte nicht ein an sich geringer Nebenumstand diese Schwierigkeiten erleichtert, wer weiß ob Mexico schon damals wäre erobert worden.

Aber Mexico war auch ein ganz anders eingerichteter, weit furchtbarerer Staat, als Peru. Es war, wie Robertson mühsam entwickelt hat, ein militairischer

Staat, fast wie die europäischen, auf das Feudalwesen gegründet.

Eine Comité des hohen Adels wählte den Monarchen, und wenn man gleich bei ein und derselben Familie blieb, so ward doch nur derjenige daraus gewählt, der sich als ein vorzüglicher Krieger ausgezeichnet hatte. Unter dem Adel gab es viele Abstufungen, und die geringeren Klassen waren wahre Vasallen. Alle aber erwiesen dem gewählten Monarchen die tiefste Ehrfurcht, und boten sogleich ihre Mannschaft zum Kriege auf, sobald es der Kaiser befahl.

Das Volk selbst stand in der tiefsten Abhängigkeit ihrer Gutsherren. Die unterste Klasse desselben, die Mayeques, waren glebae adscripti, mußten den Acker bauen und wurden als Sclaven von ihren Herren ungestraft getödtet. Andere hatten den Hausdienst, wobei sie denn gleichfalls hart behandelt wurden und ihre Herren wie eine von Natur über sie erhabene Menschenrace ansahen.

Durch viele Kriege hatte sich Mexico zu einem mächtigen Staate erhoben, und besonders war Motezuma, der zur Zeit des Cortez regierende Monarch, wegen seines Despotismus gefürchtet.

Das kluge, sanfte Betragen des spanischen Feldherrn zog daher verschiedene mißvergnügte Große nebst ihren Provinzen auf seine Seite, wobei er folgenden Zufall sehr glücklich zu benutzen wußte.

Cortez war, aller Schonung ungeachtet, bei seiner Landung auf Tabasco von den Einwohnern feindlich behandelt worden. Er siegte in einem entscheidenden Treffen, worinn er indeß zwei Spanier verlohr und 70 wurden verwundet. Der Cazike, der nun Frieden suchte, brachte außer andern Geschenken dem Feldherrn 20 junge Mädgen. *) Sie sollten, wie dies bei den Amerikanern Sitte war, den Spaniern das Maizbrod bakken. Hierunter war eine Sklavinn von eben so seltener Schönheit als Anmuth und Fähigkeit. Sie stammte als Tochter eines dem mexicanischen Reiche unterworfenen Caziken, aus vornehmen Geschlechte; war sehr jung aus dem väterlichen Hause geraubt und nach mehreren Schicksalen in die Hände des Caziken von Tabasco verkauft worden.

Bei diesen Abwechselungen ihres Aufenthalts hatte sie mehrere Sprachen und Dialekte verschiedener Völkerschaften erlernt, ohne dennoch die ihrige zu vergessen, und ihre schnelle Fassungskraft machte ihr gleichfalls das Spanische bald geläufig.

Cortez war gleich anfangs von der Schönheit der Indianerinn eingenommen, aber jene ihm so nützliche Talente erhöheten seine Leidenschaft. Er ließ sie in unserer

*) Das Kupfer.



Cochin Fil: del: Meno Haas Sc. Berlin 1805

Cortez empfängt die Donna Marina von dem Caziquen von Tabasko.


Stadt
Bücherei
Elbing

Religion unterrichten, gab ihr in der Taufe den Nahmen Donna Marina und zeugete mit ihr einen Sohn, Martin Cortez, der nachmals Ritter des St. Jacobsorden wurde.

Auch legte er mit Recht einen großen Werth auf diese Frau. Sie war ihm stets innigst ergeben; sie half ihm aus den bedenklichsten Lagen, ja ohne sie wäre wahrscheinlich sein ganzes Unternehmen gescheitert. Durch sie ward er nicht nur den amerikanischen Nationen verständlich; ihre Beredtsamkeit führte den Spaniern mehrere Bundsgenossen zu, und flößte ihnen Zutrauen zu den Spaniern ein; ihre Schlauheit entdeckte gefährliche Conspirationen, und nur durch ihre Ueberredungskraft gab sich nachmals Motezuma freiwillig in die Hände des Cortez.

Kaum hatte Cortez in Tabasco gesiegt, als sich ihm unweit größere Schwierigkeiten zu überwinden darstellten.

Motezuma forderte ihn durch seine Gesandten auf sofort sein Reich zu verlassen; denn auch die Mexicaner trugen sich mit einer Prophezeihung, daß ihre Monarchie durch bärtige, durchaus ungewöhnliche Menschen, würde zertrümmert werden. Anfangs schickte er, um ihn hiezu willfährig zu machen, sehr ansehnliche Geschenke; allein da Cortez mit seinen Leuten durch diese Geschenke auf dies reiche Land nur begieriger gemacht, durchaus darauf bestand, dem Kaiser in Mexico selbst

aufzuwarten, und, wie er vorgab, ihm dort wichtige Anträge von seinem Könige zu überbringen, so gewann alles ein feindliches Ansehen. Die Mexicaner, welche den Spaniern vorhin Lebensmittel zugeführt hatten, zogen sich zurück und setzten sie dem Hunger aus. Auf einer unfruchtbaren Fläche eines durchaus unbekannten Landes, nur von feindlichen Völkerschaften umgeben, was Wunder, wenn die Spanier eine so traurige gefahrvolle Lage nicht lange ohne Murren ertrugen? Auch zeigte sich bald eine Verschwörung; nur durch die kluge Strenge, womit Cortez die Anführer bestrafte, erstickte er sie im Aufkeimen. Der seltne Mann gieng aber weiter. Um jetzt den Seinigen jeden Gedanken zur Rückkehr nach Cuba zu benehmen, wußte er sie sogar zum Verbrennen der Flotte zu bewegen. Das Reich zu erobern oder umzukommen, eines von beiden war jetzt nur ihr Loos.

Glücklich genug hatte sein erster Sieg, sein festes Benehmen gegen die Forderung von Motezuma, das den Abgesandten gezeigte furchtbare Truppen-Manövre einige mächtige Feinde dieses Kaisers geweckt. Sie hofften sich durch diese, wie vom Himmel gesandte außerordentlich mächtigen Menschen der Tyrannei des Motezuma zu entziehen. Die Caziken der Zampolaner und Totonaquer suchten die Freundschaft der Spanier, und die Beredtsamkeit der Donna Marina trug nicht wenig dazu bei auch andere Provinzen, durch welche Cortez sei-

nen Zug nach Mexico nahm, zu seinen Bundesgenossen zu machen.

Nur die Tlaskalaner, wenn gleich ebenfalls Feinde des Motezuma, verweigerten, mit den Waffen in der Hand, den Spaniern den Durchzug durch ihr Land. Tlascala war eine unabhängige Republik. Sie ward von einer Comité gewählter Krieger regiert, und dieser Staat, ob er gleich Ackerbau trieb, lebte dennoch zum Theil noch von der Jagd. Hiedurch waren diese Republikaner, so wie viele der nördlicheren Amerikaner, abgehärtete rüstige Menschen und stets in den Waffen geübt. Auf ihre Unabhängigkeit stolz, wollten sie sich auch mit den Fremdlingen messen, deren Tapferkeit man ihnen so sehr gerühmt hatte, und die sie wegen ihres Zuges nach Mexico für Freunde des Motezuma hielten.

Schon in dem ersten Treffen fühlte Cortez, daß er streitbare Männer vor sich hatte. Er siegte zwar; allein sein Sieg kostete ihm zwei Pferde, für ihn ein unersetzlicher Verlust.

Ein zweites, schwereres und für die Spanier glücklicheres Treffen, folgte dem ersten, dennoch ward weder ein Europäer getödtet noch gefangen.

Jetzt hielt man die Spanier, der Aussage der Priester zufolge, für Söhne der Sonne, die durch das Licht ihres Vaters belebt am Tage unüberwindlich wären. Sofort überfiel man sie zu Nachts. Allein Cortez war

zu wachsam, um nicht auch diesen Streich zu vereiteln.

Dies brach den Muth der Tlaskalaner, erfüllte sie mit Ehrfurcht für Cortez und machte sie zu seinen Bundesgenossen.

Bald hätte indeß der Bigotismus des Cortez alles Gute vernichtet; nur der vorsichtigere Feldgeistliche half aus der Noth. So wie zum größten Aergerniß der Amerikaner Cortez in Zempaola die Tempel gestürmt und die Götzen zertrümmert hatte, so war er bereits im Begrif ähnliche Unbesonnenheiten in Tlascala auszuüben, als der Pater Olmeda, wer wird diesen spanischen Mönch für die damaligen Zeiten nicht bewundern, ihn durch die Vorstellung der daraus entstehenden Gefahren zurückhielt; es wurde indeß dennoch die gänzliche Abschaffung der Menschenopfer glücklich bewirkt.

Der Aufenthalt in Tlaskala gab zu der Beobachtung einer den Spaniern seltnen Naturbegebenheit Gelegenheit, und der richtige Blick des Cortez wußte auch dies zu seinem Vortheile zu benutzen.

Der in der Nähe gelegene Vulkan Popocatepa, (so nennen ihn noch jetzt unsre Karten) ward von den Tlaskalanern stets mit einem heiligen Schauder betrachtet. Man hielt ihn wegen seines Dampfes und seiner Flammen für den Ort der Quaal boshafter Seelen; Niemand wagte es daher sich seinem Gipfel zu nähern.

Ein kühner Spanier, Ordaz, unternahm es, diesen Schlund genauer kennen zu lernen.

Ordaz wählte zwei Spanier zu Begleitern und mehrere Indianer zu Wegweisern. Die letztern führten ihn bis zu dem Fuße des Gebirges, einer herrlichen baumreichen Gegend; aber höher hinauf getraueten sie sich nicht. Die Spanier stiegen unter dem Brüllen des Vulkans, auf der mit Schlacken, Rauch und Asche bedeckten, unter ihnen bebenden Erde, kühn gegen den Gipfel hinan. Mühsam mußten sie oftmals über die steilen Klippen und Schlacken hinkriechen, ja ein Feuerregen zwang sie in einer Höhle Schutz zu suchen. Indeß erreichten sie glücklich den Krater. Seine Mündung hielt über eine Viertelmeile im Umfang. In seinem Innern sahe Ordaz eine beträchtliche Menge von Schwefel, und bemerkte deutlich die wellenförmig aufwallende feurige Lava. Dies war unstreitig eine der ersten, und für die damalige Zeit (1519.) ziemlich lehrreiche Untersuchungsreise zu einem lebendigen Vulkan. Cortez zog, nach dem Berichte des Ordaz, aus diesem Vulkane den Schwefel, wodurch er sein Pulver ersetzte; und die hiedurch so nützlich gewordene Kühnheit des Ordaz, belohnte Kaiser Carl V. außer andern reellen Gnadenbezeugungen, auch dadurch, daß er ihm einen feuerspeienden Berg zu seinem Wappen gab.

Cortez, durch die tapfern Tlaskalaner verstärkt, rückte nun gegen Mexico weiter vor, so sehr ihn Mote-

zuma durch eine zweite mit reichen Geschenken versehene Gesandschaft hievon abzuhalten suchte, und so sehr auch Hinterlist, durch Kunst gefährlich gemachte Wege und ähnliche Schwierigkeiten ihn zurückhielten. Auch hiebei verdankte er seine Erhaltung der D. Marina. Sie allein entdeckte durch das Zutrauen einer Einwohnerin von Cholula eine Verschwörung gegen die Spanier; die Cholulaner hätten sie wahrscheinlich in einer Nacht aufgeopfert.

Der Anblick von Mexico, der Hauptstadt des Reichs, mußte allerdings imponirend seyn.

Mexico ist in einer großen Fläche gelegen, welche durch die sie umgebenden Gebirge, obgleich unter der warmen Zone, (Mexico liegt unter 19°25′50″ Nord. Br. nach la Chappe) dennoch eines milden Klimas genießt. Von diesen Gebirgen steigen eine große Menge theils kleinere, theils größere Gewässer herab, und bilden mehrere Seen. Die beiden größten von ihnen halten gegen 18 D. Meilen im Umfange und stehen mit einander in Verbindung. Der eine See hat frisches Wasser, das Wasser des andern hingegen ist salzig. An den Ufern des letztern und auf mehreren kleinen Inseln war Mexico erbauet; als Zugänge zu dieser Hauptstadt führen künstliche Dämme von Stein und Erde. Einige, z. B. die in Westen, sind gegen drei viertel, andere selbst über eine deutsche Meile lang bei einer Breite von

30 Fuß. In Osten konnte man aber nur allein durch Canoes (Böte) über den See zu der Stadt gelangen.

Auf diesen Dämmen waren in gehörigen Zwischenräumen Oefnungen, Einschnitte zum Durchlassen des Wassers in der Zeit der Ueberschwemmung. Da diese Einschnitte mit Balken überlegt und mit Erde überdeckt waren, so blieb der Weg dadurch ununterbrochen.

Die Bauart der Stadt selbst war gleichfalls sonderbar. Alle Häuser der bürgerlichen Einwohner waren gleichsam zwergigt, sie waren nur Hütten gegen die Tempel und gegen die Palläste des Kaisers und der Großen; jedoch standen sie in geraden Linien längs den Kanälen gebauet. Auch fanden sich mehrere offne Plätze, worunter der größte, der zum Marktplatze diente, gegen 50 tausend Menschen fassen konnte.

Ueberhaupt übertraf Mexico alle Städte des Reichs; und Cortez giebt selbst, nach den mäßigsten Rechnungen, die Anzahl der Einwohner auf 60 tausend an.

In diese volkreiche so gefährlich gebauete feindliche Stadt wagte sich dennoch Cortez mit einigen hundert Spaniern. Aber er hatte auch bald Ursach es zu bereuen. Zwar ward er, wenigstens dem Scheine nach, von dem Kaiser mit der größten Freundschaft aufgenommen. Motezuma kam ihm, seines Stolzes ungeachtet, persönlich entgegen; räumte ihm einen der ansehnlichsten von seinen Vorfahren erbaueten Palläste ein; besuchte und beschenkte ihn. Dennoch fühlte es Cortez selbst, wie

dies nur alles Verstellung sey, um die Spanier desto sicherer aufzureiben. Auch zeigten sich bald die Feindlichkeiten in den Provinzen. Cortez hatte, da er durch Vernichtung seiner Flotte den Truppen die Rückkehr ins Vaterland abschnitt, am Meere in der Provinz Tlascala die Stadt Villa Rica de la Cruz (die reiche Stadt des Kreuzes, sonderbare Verbindung der Religion und der Geldgier!) erbauen lassen und mit einer Garnison versehen. Während jener freundschaftlichen Aufnahme in der Hauptstadt ward diese spanische Colonie von den Mexicanern vorsätzlich in Krieg verwickelt, und es war entschieden, daß der Anführer der Indianer die Einstimmung des Motezuma hiezu erhalten hatte.

In dieser gefahrvollen Lage glaubte Cortez sich durch Bemächtigung der Person des Motezuma selbst, Sicherheit zu verschaffen. Nachdem der Anführer jener Feindseligkeiten gegen die spanische Colonie mit dem Tode bestraft war, so wurde der Kaiser von Mexico von den Spaniern, theils durch Drohen, theils durch die Beredtsamkeit der Donna Marina in das Quartier der Spanier gebracht, und da man behauptete, er habe jene Feindseligkeiten selbst befohlen, sogar mit Ketten belegt. Zwar wurden ihm die Fesseln gleich nach Bestrafung des Feldherrn wieder abgenommen, auch betrachtete man ihn noch immer als den wirklich regierenden Monarchen, alle Reichsgeschäfte giengen durch ihn während des sechsmonathlichen Aufenthalts bei den Spaniern

ihren gewöhnlichen Gang. Indeß mußte sich Motezuma dennoch für einen Vasallen des Königs von Spanien erklären, und die bedeutendsten Schätze an Gold, Perlen und Juwelen dem Sieger aushändigen. Aber eben dies vermehrte nur die Unruhe des Cortez. Der gesammte Schatz betrug nur 600 tausend Pesos, eine Summe, die den Ideen der raubsüchtigen Spanier durchaus nicht entsprach, vornämlich, da für die Krone $\frac{1}{5}$, so wie für den Feldherrn selbst ein zweites Fünftel davon zurückgelegt ward.

Da die Mexicaner nicht wie die Peruaner die Kunst verstanden Gold und selbst Silber zu schmelzen, sondern nur allein jenes erste Metall durch Waschen aus den von den goldhaltenden Gebirgen herabströmenden Bächen erhielten, so muß die oben angezeigte Masse der edlen Metalle im Schatze des Kaisers stets noch sehr ansehnlich scheinen, ob sie gleich für die gierigen Erwartungen der Spanier viel zu gering war.

Eben dieses gab Anlaß zum Murren der Soldaten gegen Cortez. Dennoch war dies noch ein geringes Uebel gegen das, womit er bald darauf bedrohet ward.

Cortez war anfänglich von dem spanischen Gouverneur auf Cuba, Velasquez, zum Erobern neuer Länder ausgesandt; und diesem war es schon mehrmal gereuet, einem so unternehmenden, ehrsüchtigen und gescheuten Manne eine solche Laufbahn zur Ehre und zum Gewinn eröfnet zu haben. Velasquez hatte auch bereits ihn sei-

ner Stelle zu berauben und sich selbst den Werth der Entdeckung zuzueignen gesucht; allein Cortez war bis jetzt allen seinen Anschlägen glücklich ausgewichen, ja er hatte sich selbst bei der Begeisterung, mit welcher er seine Soldaten für sich zu beseelen wußte, zum königlichen General-Capitain erklärt. Um die Bestätigung hievon vom Kaiser Karl V. zu erhalten, war von ihm ein Schiff nach Spanien nebst einigen der merkwürdigsten Produkte der eroberten Länder, worunter selbst einige Indier waren, abgesandt.

Velasquez, der sich ohnehin die ganze Eroberung von Mexico anmaaßen wollte, ward durch die Nachricht von der Sendung des Cortez nach Spanien noch mehr aufgebracht. Er ließ daher eine bedeutende Flotte mit 800 Mann und 12 Kanonen von Cuba abgehen, unter den Befehlen des Narvaez, eines tapfern Feldherrn, der dabei persönliche Feindschaft gegen Cortez hegte.

Kaum war diese feindliche Flotte gelandet, als Narvaez bereits Mittel gefunden hatte, sich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Er ließ, um Cortez gänzlich zu unterdrücken, dem Motezuma anzeigen: Cortez sei ein Rebell gegen seinen eigenen König; dieser mißbillige alles, was gegen Mexico und besonders gegen die Person des Motezuma geschehen sey. Er komme daher in der Absicht, letztern in Freiheit zu setzen, mit ihm ein Bündnis zu schließen, den Cortez aber zu bestrafen.

In dieser verzweiflungsvollen Lage zeigte sich aber Cortez ganz als seltnen Mann von vielfachen Talenten. Sandoval, der Gouverneur der von ihm errichteten Stadt Vera Cruz, hatte die von Narvaez dorthin zur Aufforderung der Stadt abgesandten Spanier, worunter ein Geistlicher war, in Ketten gelegt und dem Cortez nach Mexico zugesandt. Cortez misbilligte diese Strenge, entschlug sie sofort ihrer Fesseln und suchte dadurch ihr Zutrauen zu gewinnen. Er bemühete sich den Narvaez selbst zu einem gütlichen Vergleich zu bringen, allein vergebens. Jetzt mußte er mit einer weit geringern Anzahl Spanier gegen Spanier fechten und zugleich die Indier, als Feinde im Rücken lassen, welch eine Lage! Aber Klugheit mit größter Tapferkeit und Landeskunde verbunden gaben bald den Ausschlag. Die Regenzeit der warmen Zone war eingetreten; die Truppen des Narvaez, weniger an dies Klima und seine Beschwerden gewöhnt, flohen mismüthig das offene Feld; sie zogen sich zum ruhigen Obdach in die Stadt Zempaola.

Hier wähnten sie durch das stets herabströmende Wasser selbst einer sichern Ruhe genießen zu können, als sie von den abgehärteten Veteranen des Cortez zur Nachtzeit plötzlich überfallen wurden. Bei der dicken Finsterniß unterschied man kaum Feind und Freund. Ein glücklicher Zufall war es für Cortez, daß Narvaez selbst gleich anfangs durch ein Speer am Auge verwundet zu Boden stürzte und hiedurch in die Hände seiner Feinde gerieth.

Muthlos durch den Verlust ihres Anführers, überzeugt von der Tapferkeit des Cortez, dabei nach dem Siege von ihm auf das gütigste behandelt und endlich voll von großen Erwartungen mit ihm die Schätze von Mexico zu theilen, traten die meisten Spanier des Narvaez zu der Gegenparthei hinüber.

Auf die Weise erntete Cortez da Ehre und Vortheil, woher er seinen Untergang erwarten mußte; denn jetzt konnte er mit sehr ansehnlicher Verstärkung wieder gegen Mexico vorrücken.

In Mexico selbst sahe es indeß sehr gefährlich für ihn aus. Die Nation hatte während der Abwesenheit des spanischen Feldherrn die dort zurückgebliebene geringe Anzahl Spanier überfallen, mehrere getödtet, eine noch größere Anzahl verwundet und die von ihm für den See erbauete Brigantine, wie auch ihre Magazine verbrannt. Cortez, auf seine Verstärkung übermüthig, drohete den Mexicanern, behandelte sie mit Verachtung und vermehrte dadurch ihre Erbitterung. Sie fielen das Quartier der Spanier wüthend an, und Cortez fühlte, seines Muths der über sie erfochtenen Vortheile ungeachtet, daß er nicht auf die Dauer der Menge Widerstand leisten könnte. In dieser Noth ließ er seinen königlichen Gefangenen, den Motezuma, selbst auftreten. Er sollte das Volk durch eine feierliche Rede besänftigen; aber der ganze Pomp, in welchem der unglückliche Monarch zu dem Volke deshalb haranguirte, erhöhete vielmehr seine

Wuth. Seine Rede schien ihm erniedrigend; die ehemalige Achtung gieng in bittersten Unwillen über; eine Menge Pfeile und Steine flogen von allen Seiten gegen den sonst so gefürchteten Fürsten; und aller Bedeckung der Spanier ungeachtet, sank er tödtlich verwundet zu Boden. Jetzt erwachte bei dem stürmenden Volke plötzlich der letzte Ueberrest von Achtung gegen seinen Souverain. Es schämte sich der Schandthat, fürchtete die Rache des Himmels, und floh wie geschlagen auseinander. Motezuma riß den Verband, den ihm die Spanier auf seine Wunden legten, mit Unwillen über seine Erniedrigung ab, und starb.

Die mexicanischen Großen hatten sofort den Bruder des vorigen Kaisers, Quetlacava, zu seinem Nachfolger gewählt. Er war ein Mann von der größten Tapferkeit und ausgezeichneten Talenten, und zugleich einer der heftigsten Feinde der Spanier. Beides zeigte er sogleich durch eben so gut berechnete, als muthvolle neue Angriffe auf die Europäer. Beseelt durch ihren neuen Souverain achteten die Mexicaner das mörderische Metzeln, welches die Spanier besonders durch ihre Artillerie unter sie anrichteten, durchaus nicht. Bei dem wüthenden Angriffe auf das feindliche Quartier fielen Hunderte und wurden sogleich von Andern ersetzt. Ja, zwei der tapfersten Edelleute, als sie sahen wie Cortez die Spanier durch sein Beispiel anfeuerte, widmeten sich freiwillig dem Tode. Cortez fand es nämlich durchaus

nothwendig von einem hochgelegenen Tempel Meister zu werden, da ihn die Mexicaner von dort mit Pfeil- und Steinregen bestürmten. Er drang auch glücklich die hundertstufige Treppe hinauf, um die Feinde von dort zu vertreiben, als jene beiden rüstigen Mexicaner sich seiner mit Gewalt bemächtigten, um sich über die Ballustrade des Tempels mit ihm herabzustürzen. Cortez verlohr seine Besinnung nicht, er hielt sich, während daß er von den beiden starken Mexicanern aufgehoben ward, kraftvoll an der Ballustrade fest, und die beiden mexicanischen Decier wurden ohne ihn durch den Fall vergeblich zerschmettert. Dennoch mußten die Spanier nur darauf denken, wie sie sich aus der Stadt retten könnten; denn die Feinde, da sie sich bei diesem Kampfe noch mehr von der Uebermacht der Waffen und Tapferkeit der Spanier überzeugt hatten, veränderten ihren ganzen Kriegsplan. Sie dachten jezt darauf die Spanier auszuhungern. Daher zerstörten sie die Dämme und barricadirten die Strassen, die zu den Quartieren der Spanier führten. Cortez unternahm deshalb mitten in der Nacht den Rückzug über einen der kürzeren Dämme, der in Nordwesten nach Tacuba führte. So vorsichtig und stille die Spanier nun auch diesmal alles vorbereitet zu haben glaubten, so waren sie dennoch durch den neuen Kaiser der Mexicaner überlistet. Dieser hatte sie nie aus den Augen gelassen, und hatte so gute Maasregeln genommen, daß, als sie mitten auf dem Damme waren, ein sehr re-

gelmäßig geführter fürchterlicher Angriff durch eine erstaunliche Anzahl von Böten von beiden Seiten auf sie geschah.

Nach einem der blutigsten Gefechte, worinn die Indianer zwar viele Tausende verlohren, mußte Cortez sich noch glücklich schätzen, mit einem Theile der Truppen, mehreren vorzüglichen Anführern und der Donna Marina in dieser schrecklichen Nacht (Noche triste wird sie noch bis auf den heutigen Tag in Mexico genannt) lebendig und unverwundet zu entkommen. Mit Grausen hörte Cortez, während daß er mitten unter allen Todesgefahren das feste Land erreichte, das klägliche Geschrei der umkommenden Spanier, das wilde Frohlocken der Feinde über den Sieg und über die zum Opfer für die Götzen bestimmten Gefangenen. Aber nur erst beim Anbruch des folgenden Tages übersahe er bei Tacuba die ganze Größe des Verlusts. Seine kleine Armee, welche durch die Verstärkung der Spanier des Narvaez gegen 1200 Mann betrug, war bis auf die Hälfte geschmolzen. Die ganze Artillerie, Munition und Bagage war auf dem Damme verlohren gegangen, so wie der größte Theil der Pferde, 4000 der Hülfsvölker, und außer mehreren vorzüglichen Officieren, der tapfere Velasquez de Leon.

Cortez verlohr indeß den Muth nicht. Von der Nordwestseite des Sees hatte er einen weiten Marsch nach Tlascala zu seinen Bundesgenossen zu machen. Ehe

sie dorthin gelangen konnten, mußten sie durch das große Thal bei Otumbo. Marina hatte die sie verfolgenden Mexicaner schon oftmals rufen gehört „zieht nur hin, „ihr Räuber, bald werdet ihr den Platz der Rache für „eure Thaten erreichen.“ Kaum stiegen sie in jenes Thal hinab, als ihnen ein kaum übersehbares Heer der Feinde jenen Ausruf verständlich machte. Cortez mußte sich indeß einen Weg dadurch bahnen. Sein kleiner Haufen grif das große Heer mit unglaublichem Muthe an, und drang unter unaufhörlichem Metzeln stets vorwärts. Allein der Arm der Spanier ermüdete, und ohne ein glücklich gewähltes Wagestück des Cortez, waren sie im kurzen ein Opfer der Feinde und ihrer Götter.

Der tapferste Adel der Mexicaner trug in jeder Schlacht das Reichspanier, die kaiserliche Fahne; von ihrer Erhaltung hing, angenommenen Ideen zufolge, alles ab. Cortez benutzte diesen Aberglauben, suchte die muthigsten der wenigen ihm noch übrigen Cavalleristen zusammen, grif unaufhaltsam die das Reichspanier schützenden Mexicaner an, und stieß den Fahnenträger mit einem Lanzenstoße zu Boden. In demselben Augenblick sprang Johann von Salamanka vom Pferde, tödtete diesen und eroberte das Panier. Allgemeines Schrecken bemächtigte sich sofort des ganzen feindlichen Heeres, jeder floh und die Sieger hörten nur aus Ermattung auf zu würgen.

Die reiche Beute des Schlachtfeldes, die gute Aufnahme in Tlascala stellten demungeachtet den Geist der Spanier nicht gänzlich wieder her. Sie hatten in einer traurigen Nacht zu viel verlohren, und ihr Mißmuth brach bald in eine Meuterei aus, die Cortez nur durch große Wachsamkeit und Ueberredungskunst einigermaßen stillte.

Glücklich war es, daß er durch einige Mannschaft Ammunition und Proviant von Cuba und Spanien aus, Verstärkung erhielt. Hiedurch war seine Kriegsmacht wiederum angewachsen zu 550 Infantristen, 40 Reutern und 9 Kanonen.

Hiemit eilte er nun zur Rache nach Mexico zurück. Aber er traf die Feinde nicht unvorbereitet. Der neue Kaiser hatte in den wenigen Tagen seiner Regierung bereits gezeigt, daß er die Krone würdig trage. Alle die Angriffe auf die Spanier, welche mit so vieler Klugheit angeordnet waren, rührten von ihm her. Jetzt ließ er bei der Rückkehr des Cortez nichts aus der Acht, wodurch ihr Vordringen erschwert werden konnte. Er suchte besonders durch Gründe seiner Religion die Tlascaner von dem gemeinschaftlichen Feinde der mexicanischen Götter abwendig zu machen; er stellte in der Hauptstadt alle die Werke wieder her, die durch den Krieg gelitten hatten; that neue Befestigungen hinzu; füllte die Magazine mit Proviant und Waffen; ja er schuf durch die von den Spaniern erbeuteten Speere und Schwerd-

ter neue weit fürchtbarere Waffen als die bis dahin üb- lichen, welche nur geschärfte Steine oder gehärtetes Holz zur Schneide und zur Spitze hatten.

Es erwarteten also den Cortez neue und große Gefahren, als zu seinem Glücke der neue Kaiser der Mexicaner, Quetlavaca, starb, nachdem er nur wenige Tage regiert hatte.

Die Europäer hatten der neuen Welt die Kinderblattern zugeführt und während daß Columbus jenes Uebel aus Westindien unter uns verbreitete, was selbst den höchsten physischen Genuß verbittert und den letzten Zweck der Schöpfung zerstöhrt, tauschten die ohnehin durch die Entdeckung unglücklichen Amerikaner ein ihnen ganz entschieden unbekanntes und damals für sie unheilbares Gift dagegen ein; an den Kinderblattern verlohren sie den talentvollen Monarchen.

Die Mexicaner wählten gleich darauf in dem Guatimozin einen tapfern jungen Mann zu seinem Nachfolger; dem Vorgänger scheint er aber vielmehr an Muth und Körperkraft, als an Talenten gleichgekommen zu seyn: Denn so sehr er auch alles aufbot den Spaniern zu widerstehen und ihre Bundesgenossen auf seine Seite zu ziehen, so war er dennoch hierinn nicht sehr glücklich. Cortez, dem die dauernden Gefechte gefahrvoll wurden, wenn er auch gleich stets darinn die Oberhand behielt, hatte eine Anzahl Brigantinen erbauen lassen, die dabald Meister der Seen von Mexico wurden. Sie muß-

ten der volkreichen Stadt die Zufuhr des Proviants zu Wasser abschneiden, während daß die vielen indischen Bundesgenossen dies zu Lande bewirkten. Nun fing der Hunger unter den Mexicanern an zu wüthen.

Guatimozin hatte die Friedensanträge der Spanier mit Stolz zurückgewiesen, und es kostete Mühe den Kaiser bei dieser verzweiflungsvollen Lage zur heimlichen Flucht über den See zu bereden. Endlich bequemte er sich hiezu; alles war dazu auf das vorsichtigste eingerichtet. Dennoch entgieng dies Unternehmen der Wachsamkeit des Cortez nicht.

Die schnelleste Brigantine holte das Boot des Kaisers ein und der unglückliche Monarch ward gefangen.

Guatimozin zeigte selbst im Unglück hohen Muth und Edelsinn. „Hier, sagte er zum Cortez, als er gefangen „vor ihm stand, nimm diesen Dolch und durchbohre „mir das Herz. Ich that meine Pflicht als Monarch, „bis auf den letzten Augenblick vertheidigte ich mein Va„terland und mein Volk, nichts als der Tod ist mir jetzt „übrig!"

Und wie behandelten die verfeinerten Europäer den unkultivirten edlen Fürsten? Sie ließen ihn und seinen Vertrauten auf die Folter spannen, auf glühenden Kohlen braten, damit die Qualen den raubsüchtigen Spaniern die verheimlichten Schätze entdeckten. Schon äußerte des Kaisers Liebling durch laute Klagen Bereitwilligkeit seine rohen Henker zu befriedigen, aber Guatimo-

zins unerschütterter, stolzer Blick, und die Worte: „Lieg ich denn etwa hier auf Rosen?“ weckten die erlöschende Standhaftigkeit des Vertrauten; er starb ohne Seufzer und ohne etwas zu entdecken.

Zwar endigte Cortez, sobald er diese Grausamkeit erfuhr, denn sie war ohne sein Vorwissen vorgenommen, vorjetzt das Leiden und entriß den unglücklichen Fürsten der Marterbühne, allein wozu? Als bald darauf der gerechte Haß der Mexicaner gegen ihre fremden Tyrannen von neuem entbrannte, ward Guatimozin der Verschwörung gegen die Spanier beschuldigt; und Cortez, um schneller der Eroberung des Reichs gewiß zu seyn, ließ ihn, wie Pizarro den Ynka, erdrosseln; bald darauf unterwarfen sich alle Provinzen des Reichs dem spanischen Scepter.

So fiel denn endlich die mexicanische Monarchie; aber es kostete fast zweijährigen harten Kampf (von 1519-1521.) und mehrere Hundert tapferer Europäer. Cortez ward zwar durch die Statthalterschaft des von ihm eroberten Reichs, und durch mehrere Auszeichnungen belohnt, dennoch siegte auch über ihn zuletzt der Neid. Er starb kaum noch von dem Souverain geschätzt und gekannt, dem er unermeßliche Staaten und Reichthümer erkämpft hatte.

Es ist überhaupt sehr merkwürdig, wie die Eroberer der größten Reiche von Amerika den traurigsten Lohn ihrer mühsamen, gefahrvollen Arbeiten erndteten. Die

Pizarren, die Almagros kamen elendiglich um; die Alvaredos, Soto, der Eroberer von Florida, und Cortez, starben entweder in Kummer, oder noch ehe sie die Früchte ihrer Arbeiten genießen konnten; selbst Columbus ließ seine Fesseln mit in sein Grab legen.

Kostete aber die Eroberung von Mexico mehr Zeit und mehr Menschen, als die von Peru, so war dies dennoch verhältnißmäßig gegen die Größe und Bevölkerung des Reichs nur unbedeutend; der ganze Verlust des Cortez stieg nämlich noch nicht auf 1000 Europäer. Wer darf dies vergleichen mit den Tausenden, die die Mauren und Neger in Afrika erschlugen, oder in Fesseln legten? Dennoch ward darinn kein großes Binnenland bis dahin unterjocht.

Die Geschichte der Eroberungen der hier erwähnten größten Reiche von Amerika legt daher ein neues Gewicht in die Schaale der alten Welt; und auch sie scheinen das große Resultat zu bestätigen: Die Natur aller organisirten Wesen von Amerika deutet dort auf eine jüngere noch schwächlichere Entwickelung. Hievon überzeugte uns dann noch deutlicher der Vergleich der am reichsten ausgesteuerten Erdgürtel beider Welten.

Später als unsere Erdhälfte gieng daher wohl jene aus den Gewässern hervor; später ward sie von Menschen bevölkert. Diese traten dort in ein feuchtes Klima; sie traten auf einen noch nicht hinreichend ausge-

trockneten Boden. Ihre Natur selbst fühlte bald hievon den Einfluß, und es scheint, als ob nur erst nach vielen Jahrhunderten die stärkere Ausdünstung, die Rückkehr der Kräfte und Talente unsers Geschlechts dorten bewirkte.

Was für Abwechselung die Vulkane und andere Phänomene des unterirrdischen Feuers in diese Scenen hineinbrachten, wie sich hiedurch jenes Ganze der neuen Erdhälfte ausbildete, dies mag der Geologe nach Gefallen berechnen, oder auch durch bilderreiche Phantasie sich selbst mahlen, wir kehren jetzt zu der Wirklichkeit zurück. Wir wenden uns nämlich zu der genauen Betrachtung der wärmeren Theile der neuen Welt, und spühren besonders den Fortschritten nach, welche das letzte Jahrhundert in der Kenntniß dieser Länder des dortigen Continents gemacht hat.

Florida.

Die Entdeckung von Florida enthält manches Sonderbare, welches einer Erwähnung werth scheint.

Als Ponz de Leon von der Insel Porto Rico im Jahre 1512. auf Entdeckungen gegen Norden ausgieng, als er am Palmsontage eine schöne Küste entdeckte, die von ihm deshalb Florida genannt wurde, da fühlte er sich zugleich von der mächtigen Wirkung des Golph

Stroms *) fortgetrieben und gab eben daher dem Vorgebirge unter 20°22′ den Nahmen Cap de Corrientes (Cap des Courans).

Der reizende Anblick der Küste und das seltene Phänomen des Stroms erhitzten gar leicht die Einbildungskraft der Spanier, die da ohnehin zu Ritterzügen und Rittermährchen gewöhnt, jetzt plötzlich durch Columbus eine neue Welt mit neuen Menschen, neuen Thieren und Pflanzen hatten hervorkommen sehen. Schon längst trug sich unter den Indianern von Cuba eine Sage, es gäbe auf den Inseln Bimini (Bahama) eine Jugend-Quelle, der sich darinn badende erschlafte Greis werde von neuem ein nervigter Jüngling, die welke Eltermutter, ein schönes blühendes Mädchen.

Ponz de Leon ließ sich auch hievon hinreißen; er hielt Florida selbst für die glückliche Insel, worauf jene Feenquelle entspränge, suchte daher mit Ungestüm in ihr Inneres zu dringen, litt von den streitbaren Bewohnern der dortigen Küste einen beträchtlichen Verlust, und kehrte, nachdem er vergeblich dem Wunderwasser auf mehreren der Bahamainseln nachgegangen war, nach Porto Rico zurück.

Indeß war dennoch Florida hiedurch entdeckt, und die Spanier sind seit der Zeit fast immer davon Besitzer

*) M. s. Taschenb. der Reisen. 2. Jahrg. S. 4 u. f.

gewesen. Zwar ward es durch den Frieden von Versailles (1762.) an England übergeben, allein schon im Jahre 1783. trat man es von neuem an Spanien ab.

Bekanntlich theilt es der Fluß Apalachicola in West- und Ost-Florida. Die östlichen Gränzen hat das Meer bestimmt; in Norden wird es von dem Staate Georgien eingeschlossen, und in Westen von Louisiana. Hier scheinen, wie dies bereits zuvor gezeigt ist *), die Gränzen bis jetzt noch nicht genau festgesetzt zu seyn; vielleicht werden sie auch dereinst gänzlich überflüßig.

Eben wegen dieser Ungewißheit scheint die Größe, welche einige Geographen auf etwas mehr als 3000 geogr. Quadratmeilen angeben, noch ziemlich unbestimmt.

Wegen der Lage des Landes kommt das Klima ziemlich mit dem von Louisiana überein. Und eben daher darf man auch größtentheils hier eben dieselben Naturprodukte erwarten, Nur Ost-Florida endigt mit einer südlichern Halbinsel, und läuft bei dem Cap Sable fast bis zu dem 25. Breiten Grade hinab.

Schöpf und vorzüglich Bartram haben uns Florida als ein sehr merkwürdiges Land gezeichnet, und

---

*) Man s. den vorherg. Jahrgang dieses Taschenb. S. 206.

eine schöne Darstellung von dem Reichthum seiner Produkte gegeben.

Florida bietet aber zugleich einen neuen Beweis dar, von der großen Kälte der neuen Welt gegen die alte verglichen. Schöpf fand den März in der Hauptstadt St. Augustin (gegen 30° Br.) noch so rauh, daß man gern ein Kaminfeuer ertrug.

Im Januar hatte sich sogar in einer einzigen Nacht fingerdickes Eis angesetzt; auch erfroren damals (1765.) die Orangen und Bananen.

Wahrscheinlich trägt die innere Bildung von Ost-Florida vieles zu dieser der Lage so wenig passenden Temperatur bei. Oben in Norden ist der schon zuvor erwähnte *) merkwürdige Sumpf Ekansanoka gelegen. Tiefer gegen Süden hinab stößt man bald auf den Johannisfluß. Dieser merkwürdige Fluß nimmt tief gegen Süden von Ost-Florida aus einem Sumpfe seinen Ursprung; indem er aber nach Nordwesten zum atlantischen Meere fortläuft, bildet er durch mehrere Erweiterungen beträchtliche Seen. Grantssee und der noch größere Georgensee, sind hierunter die bedeutendsten. Der letzte hält gegen 4 deutsche Meilen, ist mit

*) M. s. den vorherg. Jahrgang dieses Taschenbuchs S. 55.

drei Inseln besetzt, die von den schönsten Bäumen und Sträuchern beschattet werden, und in ihren Waldungen Hirsche, Truthühner, Bären, Wölfe, wilde Katzen, Holzratzen, Eichhörner, Ratoons und Beutelthiere beherbergen.

Hier und um den Johannisfluß überhaupt zeigt sich die volle Schönheit der Flora dieses Landes.

Die Kohlpalme (Areca Oleracea) die Fächerpalme, der hohe Ceibus, die prächtige Magnolie, der Seifenbeerenbaum (Sapindus), der Wachsbaum (Myrica cerifera), und die immergrünende Eiche, oft von 18 Fuß im Umfange, stehen hier untermischt mit Orangenhainen, mit dem Liquidamber, den herrlichen Papajen (Carica Papaya), der zweizeiligen Cypresse (Cypressus disticha), in deren majestätischen Stamme selbst Adler horsten, und anderen treflichen Bäumen; die schönblumigte Königspalme (Yucca gloriosa) bildet aber die Befriedigungen (Zäune) der neuen Anlagen und Gärten. Jene Bäume werden häufig von einer Schmarotzerpflanze, dem langhaarigten Moose (Tillandsia Usneaoides) mit einander verbunden. Es hängt oftmals gleich den Schifsflaggen, vom Winde hin und her getrieben, von einem Zweige zu dem andern bis auf 15 Fuß herab. Ganze Wagenladungen fallen durch eigene Schwere und Stürme zur Erde. Frisch dient dieses Moos dem Viehe zum Futter; geröstet wie das Flachs und wieder getrocknet, verarbeitet man aber daraus theils star-

ke und sehr dauerhafte Taue, theils stopft man damit Matratzen, Polster, Stuhlkissen und Sättel; denn durch seine Elasticität erhält es fast den Werth des Pferdehaars.

Auch das Gewässer vermehrt hier den Reichthum der Flora. Die schwimmende Seeblume (Nymphaea Negumbo), vorzüglich aber die Muschelblume (Pistia Stratiotes), bilden grüne schwimmende Ebenen, große Inseln, die oftmals fast eine halbe deutsche Meile in der Länge halten; und selbst oft ein geübtes Auge täuschen. Die dichte Verwickelung ihrer Wurzeln und Blätter dient zum Aufenthalt vielartiger Wasserthiere und Vögel. Krokodille (Alligator Lacerta), Fischottern, Schlangen, Frösche, Reiher, Dohlen, Raben, Brachvögel, suchen hier ihre Beute an Fischen oder Insekten. Die Schwärme der Tagesfliegen (Ephemerae) und anderer Wasserinsekten, und die Schaaren selbst großer Fische übersteigen fast die Wahrscheinlichkeit. In den Uebergängen und Verbindungen der kleineren Seen zu und mit dem größeren Georgssee durch den Johannesfluß, gewährte dem Naturalisten Bartram die Jagd der Krokodille auf die Lachsforellen, ein schreckenvolles Schauspiel.

Ein völlig erwachsener Alligator oder amerikanischer Krokodill, sagt er, ist ein wahrhaft furchtbares Geschöpf, von größter Kraft und selbst bei einer Länge von 23 Fuß, bei einem Körper von der Stärke eines Pferdes, in seinem Elemente, dem Wasser, ein pfeilschnelles Thier.

Den ganzen Körper macht ein Panzer von hornartigen Schuppen selbst für eine Büchsenkugel bis auf einige Stellen gerade hinter den Vorderbeinen, undurchdringlich. Sein Kopf, fast drei Fuß lang, erhält durch die großen aufgeblasenen Nasenlöcher, noch mehr aber durch zwei große starke Hauer, wie Elfenbein, welche über den Lefzen unbedeckt hervorstehen, ein gräßliches Ansehen. Schlägt das Thier die Kinnbacken zusammen, so tönt es als stürzte ein schweres Holz gegen den Boden. Oftmals schießt es plötzlich aus dem Schilf hervor bis zur Mitte der Gewässer; schwellt sich auf; zieht Luft und Wasser in die weiten Nasenlöcher; schwingt den schuppigen Schwanz und stößt unter schrecklichem Geheul, Rauch, Dampf und Wasser hoch in die Luft.

Von solchen Ungeheuern fand Bartram den Verbindungskanal des kleinen Sees zum Johannesflusse wie mit einer Brücke bedeckt. Sie drängten sich hier zusammen, um sich an dem zahllosen Zuge großer Lachsforellen zu weiden. Es war entsetzlich, sagt er, wie Tausende dieser großen Fische in ihren ofnen Rachen zerquetscht wurden; wie sie den Würgern Augen und Lefzen mit den starken Schwänzen, während des Zerknirschens, vergeblich schlugen, und wie die Ungeheuer heulend Blut und Dampf stromweise von sich stießen.

Eben dieser Gegend verdankt man denn auch die merkwürdige Nachricht über die Nester und über das Brüten und Erziehen des Alligators. Die Nester des ame-

rikanischen Krokodills standen wie Heuschober, einem Lager gleich, auf 16 Schritte vom Ufer aufgestellt. Sie haben die Gestalt eines abgestumpften Kegels, von etwa 4 Fuß Höhe, am Grunde 5 Fuß im Durchmesser. Das weibliche Thier bedeckt die Erde mit einem Gemisch von Schlamm, Gras und Kräutern. Hierüber legt es eine Schicht Eier, und darauf abermals eine Schicht jenes Mörtels etwa acht Zoll dick. So bauet es schichtweise fort bis zu der stumpfen Spitze der Pyramide. Das Ei selbst, wovon uns neulich die Blumbachschen Abbildungen naturhist. Gegenstände (7. Heft) eine schöne Zeichnung geliefert haben, war schon bei dem Krokodill der alten Welt für unverhältnißmäßig klein, gegen das daraus entspringende Thier, bekannt, denn es hält etwas über 3 Zoll, nach der größten Axe. Die Schale fand Bartram dick und weißlich von Farbe.

Die Mutter bewacht sorgfältig das Eiernest. Sobald die junge Brut ausgekrochen ist, führt sie sie zum Ufer, wie die Henne ihre Küchlein. Sie sorgt fleißig für den Unterhalt der Jungen; legt sich mit ihnen in die Sonne, und diese geben alsdann ein Geheul von sich, wie kleine Hunde. Diese zuvor unbekannten Belehrungen erkaufte aber Bartram am Johannesfluß und seinen Seen mit vielen Gefahren. Mehrmalen war sein Boot auf dem See ganz von diesen Ungeheuern umgeben. Die stärksten und kühnsten suchten es umzustürzen, und wenn er sie gleich durch sein Feuergewehr und eine starke

Keule davon abhielt, so war er dennoch in Gefahr des schrecklichsten Todes. Selbst auf dem Lande waren sie dreist genug, ihm seine Fische zu rauben.

Der Johannesfluß oder vielmehr sein ganzes Gebiet, ist überhaupt reich an merkwürdigen Naturscenen. Unweit des von ihm gebildeten langen Sees findet sich eine starke Quelle von Mineralwasser. Es sprudelt mit vieler Gewalt hervor, und hat sich dadurch ein so großes Becken geschaffen, daß mehrere Schaluppen darauf Platz fänden. Das Wasser selbst ist laulicht; schmeckt unangenehm nach Vitriol, hat einen mephitischen Geruch, und belegt alles, was man hineinwirft, mit einer bläulichen Kruste. Dennoch ist es völlig durchsichtig und, was am meisten zu bewundern steht, dies große Becken enthält einen Reichthum von eßbaren Fischen, nebst Alligatoren und den räuberischen Hornfisch (Esox Bellone.)

In diesen Gegenden findet sich außer den schon oben angezeigten Thieren auch der schwarze Wolf (Lupus niger). Er ist größer, als ein starker Hund, völlig schwarz; nur das Weibchen ist mit einem weißen Flecke auf der Brust geziert.

Außer den vorhin genannten Vögeln, sieht man hier mehrere Arten Kraniche, Brachvögel, Geier (Vult. Aura und Vult. atratus) und gleichfalls den sonderbar gebildeten Schlangenvogel, der selbst den neuesten Systemen zu fehlen scheint. Es ist ein Taucher (Co-

lymbus colubrinus cauda elongata; Snakebird, Bartram) mit einem sehr kleinen Kopfe und sehr dünnem aber unverhältnißmäßig langem Halse. Die obere Seite, der Bauch und die Schenkel sind schwarz. Die Brust milchweiß; der lange Schwanz ist schwarz mit silberweiß punktirt. Sie ziehen während der Tageshitze hoch in der Luft über die Gewässer hin, oder sie ruhen mit stets ausgebreitetem Schwanze in Gesellschaften auf den über dem Wasser hangenden Zweigen, wahrscheinlich um die zu fangenden Fische zu beobachten. Nähert man sich ihnen, dann lassen sie sich lothrecht wie todt ins Wasser herabfallen, und nur erst nach ein paar Minuten zeigt sich der Kopf nebst dem ungewöhnlich langen Halse und höchstens die äußerste Spitze des Schwanzes über dem Wasser, hiedurch erhält das Thier das Ansehen einer Schlange. Viel Aehnliches hat sicher dieser sonderbare Taucher mit dem Anhinga (Plotus Anhinga) von Brasilien, der gleichfalls seinen übermäßigen Hals zum schnellen Fangen der Fische plötzlich vorwärts zu schnellen vermag.

Dieser Theil von Florida ist aber eben wegen seiner vorzüglichen Produkte in den neueren Zeiten von einer andern Seite merkwürdig worden. Sobald nämlich Spanien im Jahre 1762. Florida an England abtrat, suchte die englische Regierung den Anbau des Landes auf alle Art zu befördern. Die Lage und dortige Natur der Pro-

dukte gaben ungezweifelte Aussichten zum Wein- und Seidenbau. Es bildete sich eine eigene Gesellschaft in London, welche beträchtliche Summen anlegte, um eine Kolonie Griechen und Minorkaner zum Anbau in Florida zu ermuntern.

Ein Dr. Turnbull, der da lange in Smyrna gelebt hatte, brachte durch diese Unterstützungen wirklich 1500 Griechen nach Florida. Sie legten gegen 16 d. Meilen südlich von Augustin am Musquitoflusse, oberhalb des Caps Canaveral, eine Pflanzstadt an, und gaben ihr den Nahmen Neu-Smyrna. Schon war eine Menge Land urbar gemacht; es gedeiheten die schönsten Früchte Griechenlands und Kleinasiens; die Maulbeeren und die Trauben ließen sich treflich an, als der Krieg der Freistaaten gegen das Mutterland ausbrach. Florida kam dadurch zuletzt wieder in Spaniens Hände; viele der Anbauer von Neu-Smyrna zerstreueten sich bei dieser unruhigen schwankenden Lage, und die schöne Kolonie verlohr den größten Theil ihrer Bewohner.

Sollte aber dereinst Florida mit Louisiana ein gleiches Glück genießen und den Freistaaten einverleibt werden, so sieht man schon zum voraus, zu was für einen Grad von Prosperität es gelangen könnte. Das Klima selbst ist nämlich nicht ungesund, und die Austrocknung der Moräste, die weitere Urbarmachung fruchtbarer Rohr-

wiesen *) und Savannen würde die Güte des Klima's selbst noch erhöhen.

Denn daß auch die Westseite von Ost-Florida an und gegen den Golph von Mexico hin, jener ersten ähnlich sieht, bezeugen die Bartramschen Beobachtungen dieser Gegenden. Hier fand dieser berühmte Botanist, den die dortigen Indianer stets Puc-Puggy, den Blumenjäger, nannten, nicht nur eben jenen Reichthum der Produkte, sondern eben die sonderbaren Phänomene des Erdbodens.

Große Vertiefungen von lebenden Quellen ausgehölt, mit dem klarsten Wasser angefüllt und mit den treflichsten Fischen, aber auch mit Alligatoren besetzt. Eine derselben, das Alligatorloch (Alligator Hole), dient sogar regelmäßig den Seekühen (Trichechus Manati) zum Aufenthalt, und wird ebendaher der Manati-Quell (Manati-Spring) benannt. **) Die Indier schätzen das Thier sowohl wegen des treflichen Elfenbeins seiner großen Hauzähne, als auch wegen seines eßbaren Flei-

*) Canebreak; m. s. den vorherg. Jahrgang.

**) M. s. nachmals die Beschreibung des Manati und der Jagd desselben.

ches sehr hoch. Die Umgebungen dieses großen Wasserbeckens (Manati-Spring), bestehen aus einer Hügelreihe, geziert mit den schönsten Hainen der größten Bäume, und durch das klare fischreichste Gewässer, durch die darauf schwimmenden kleinen Inseln der Wasserblumen, wird das Ganze unter diesem sanften Klima ein wahres Nymphäum.

Solche Bassins bilden sich aber noch in unsern Zeiten dort plötzlich. Ein Engländer, der zu den Krihks des Handels wegen reisete, ward im Rücken durch ein mächtiges Rauschen, das dem eines Orkans glich, erschreckt. Er wendete sich um, und sah große Ströme aus der Erde hervorbrechender Gewässer, die bald mit heftigster Erschütterung des Bodens eine weite Ebene überschwemmeten. Viele Fuß hoch sprang das Wasser aus den neueröfneten Quellen, und schuf, nachdem ein starker Waldstrom mehrere Tage hindurch sich daraus ergossen hatte, jenes ungeheure tiefe Wasserbecken, dessen wir so eben unter dem Nahmen des Alligators-Hole erwähnten.

Das merkwürdige fruchtbare Florida ist indeß anjetzt nur sehr schwach mit Einwohnern besetzt. Die vielen Grabhügel und Monumente, denen gleich, welche schon oben erwähnt sind, zeigen, daß die Ureinwohner von Florida vormals, da der Boden nur noch mit Waldungen und Savannen bedeckt war, es dennoch im Ganzen wohl besser bevölkerten.

Aber Spaniens Uebermaaß von auswärtigen Besitzungen, seine geringe Achtsamkeit auf diejenigen, welche nicht gerade eine große Masse edler Metalle erzeugen, hat auch dieses herrliche Land bis jetzt für unser Geschlecht fast nutzlos gelassen.

Nach einigen Angaben sollten nur etwa 10000 Europäer dort leben. Die Originalbewohner, da sie mit denen von Louisiana übereinkommen, sind schon zuvor beschrieben. *)

Uebrigens ist Florida nich ganz ohne vorzügliche Mineralien. Es giebt dort Eisen, Kupfer, Vitriolsalz und wahrscheinlich noch mehrere der weitverbreiteten Mineralien.

Die Einwohner von West-Florida treiben keinen ganz unbedeutenden Handel mit Cuba und andern Inseln des westindischen Archipels. Eine der beträchtlichsten indianischen Städte Talahasotshe, hat an dem St. Johannesfluß von West-Florida, der sich in den mexicanischen Meerbusen ergießt, eine hohe reizende Lage. Die hiesigen Seminolen bauen Fahrzeuge, Canoes, welche oftmals gegen 30 Mann halten. Hierinnen wagen sie es sowohl nach Cuba, als selbst nach den Bahamainseln

---

*) M. s. in dem vorherg. Jahrgange die Nachrichten von den Krihks, Seminolen u. a.

Peltereien, gedorrte Fische, Wachs, Honig, Bärenfett und andere Landesprodukte gegen die dortigen Stapelwaaren zum Tausch hinüberzuführen. Wiederum treiben die Spanier von Cuba aus keinen unbedeutenden Handel nach der Mündung des St. Marksflusses und in der Bay Calos.

Als Florida noch unter brittischer Herrschaft stand, sandte die Hauptstadt Pensacola jährlich an Indigo, Reis, Peltereien, Fischen u. dgl. für 63000 Pf. Sterling, erhielt aber dagegen zurück für 97000 Pf. Sterling.

Der bessere Anbau jener beiden zuerst genannten Waaren, die so leicht zu bewerkstelligende Aufnahme der Baumwolle, des Weins, der Seide, der Cochenille, die ohnehin dorten zu Hause ist, wohl auch des Kakao, würde aber bei freiem Handel und einer darauf aufmerksamen Regierung Florida bald zu einem blühenden Staate erheben, vorzüglich da es von vielen Seiten das Meer benutzen kann, und mehrere gute Häfen und Landungsplätze, besonders am mexikanischen Busen, besitzt.

Nur das Ansehen, in welchem v. Pauw steht, entschuldiget es, daß wir Florida nicht verlassen, ohne wenigstens mit ein Paar Worten der Sage älterer Nachrichten von dem dort vorgefundenen Hermaphroditen zu erwähnen. Coreal, der dieses Land um das Jahr 1667. besuchte, hat zuletzt davon geredet. Er sagt indeß nur es solle dort viele Hermaphroditen geben; ja er gesteht

selbst, er glaube diese als Weiber gekleidete Mannspersonen würden wohl nur wegen ihrer Feigheit mit dieser Kleidung gestraft. Hr. v. Paw nahm wohl deswegen diese Sage von den Harmaphroditen für Gewißheit, weil er dadurch die Ausartung der Amerikaner noch deutlicher bewiesen zu finden wünschte.

Indeß ist es doch sehr merkwürdig, daß eine Expedition, welche der Vicekönig von Mexico in den Jahren 1768 = 1770. nach den Neumexicanischen Provinzen Sonora und Cinaloa unternehmen ließ, in dem höher nördlich liegenden Neu = Albion, etwa gegen den 34ten Grad der Breite viele als Weiber gekleidete und gezierte Mannspersonen antraf. Besonders war dies der Fall in den Ortschaften der an dieser Küste gelegenen Inseln des St. Barbarakanals.

Die weiteren Entdeckungen mögen auch diese Sonderbarkeit aufklären.

Jetzt gehen wir zu großen Ländern über, die da im Ganzen genommen weit unbekannter sind als Florida. Kein Naturalist hat sie bis zu Ende des 18ten Jahrhundert durchwandert, und das Wenige, welches wir mit einiger Bestimmtheit davon wissen, hat uns nur ein sie schnell durchlaufender, aber gültiger Augenzeuge erzählt.

Es ist hier die Rede von ungeheuren Ebenen, die sich Spanien unter dem Nahmen von

Neu=Mexico

zugeeignet hat.

Die Länder, die dieser allgemeine Nahme befaßt, sind aber alle die vasten Landschaften jenseits des Flusses Adayes (des Gränzflusses von Louisiana) westlich und südwestlich gegen das eigentliche (alte) Mexico hin gelegen. Sie trugen vormals und zum Theil noch jetzt, die Nahmen Quivira, Teguaio, Pimeria, Sonora, Apacheria und ein Theil wird jetzt Neu=Navarra und Neu=Biscaya genannt. Die vier nordlichsten Provinzen Sonora, Cinaloa, Californien und Neu=Navarra machen jetzt eine von dem alten Mexico verschiedene Abtheilung unter jenen allgemeinen Nahmen aus.

Unsere Unkunde darüber ist um desto mehr zu bewundern, da bereits 1560 der Missionair Marco di Niza bis zum 40ten Breiten Grade in Quivira, von Culiacan, zwischen dem 24. und 25ten Br. Grade, aus vordrang, auch die Spanier seit dieser Zeit mehrere Presidios und Missionen unter den dortigen Wilden errichtet haben. Dieses große Gebiet von Nordamerika ist unter dem schönsten Himmel gelegen, hat in Westen den Meerbusen von Californien und das große Südmeer, in Osten den mexicanischen Golph zur Einfassung. Dabei wird es von vielen Flüssen, die sich in diesen Meeren endigen, durchschnitten, worunter der Rio Colorado im nordlichen Californien, und der Rio Norte oder Bravo, der unter





J. A. Darnstedt sc.

1.) der Moschus Ochse von Neu Mexico 2.) Jagd des dortigen Hornviehs.

dem 25sten Grad der Breite sich ins mexicanische Meer ergießt, sehr große Ströme bilden.

Man darf fast mit Gewißheit annehmen, daß beide ihren Ursprung nehmen aus dem großen Kettengebirge der kriegerischen Apaches und Taguas Indier, welche etwas südlicher als Quivira unter Zelten wohnen und sich, nach Laets Zeugniß, in mehrere Völkerschaften des Nahmens Apaches theilen.

Einigen Karten zufolge geben anjetzt die Missionen der Spanier am Rio Norte oder Bravo bis gegen den 38ten Breiten Grad hinauf, denn in dieser Gegend soll St. Jeromimo für die Taos Nation gelegen seyn, die neben den Apaches Vaqueros wohnt.

Es ist abermals der zu großen Anzahl der ausländischen Besitzungen zuzuschreiben, wenn Spanien solche Länder fast gänzlich unbenutzt und unbevölkert läßt. Denn außer ihrer treflichen Lage und Bewässerung weiden auch auf ihren fruchtbaren Boden Tausende großer Quadrupeden.

Hieher rechnete schon der Pater Marco di Niza die zahlreichen Heerden der Bisonten oder Buckelochsen, auch hin und wieder die sonst nordlicher lebenden Moschusochsen (Bos Moschatus). Charlevoix sagt ausdrücklich, diese Bisonten leben in den südlichen und südwestlichen Theilen von Neu-Frankreich in solcher Menge, daß eine Gesellschaft von Jägern nie von ihrer Jagd zurückkommen, ohne 1500 bis 2000 Ochsen erlegt zu ha-

ben. Ebenfalls findet sich hier in Quivira und angränzenden Ländern das wilde Schaaf, dem Marco di Niza zufolge, ein großes flüchtiges Thier mit kurzem Schwanze (wie die Argali der alten Welt); ferner der Hirsch von Virginien, wahrscheinlich auch noch das Musthier nebst den meisten übrigen Quadrupeden von Louisiana.

Aber auch an Mineralen kann ein Land, in welchem die reichen Gebirgsketten von Mexico fortgehen, nicht arm seyn. Und so wird wahrscheinlich das todte Fossil bald Leben und Handel in diese Wüsteneien bringen. Robertson hat dies aus einer bis jetzt nicht sehr bekannten spanischen Nachricht, die er, da sie in Madrid selbst selten sind, nur mühsam zu verschaffen wußte, dargethan.

Die Spanier, welche seit langer Zeit in Cinaloa und Sonora (Neu-Navarra) angesiedelt waren, wurden stets von den Indianern beunruhigt. Im Jahre 1765. litten sie hiedurch so sehr, daß der Vice-König von Mexico beschloß durch ein ansehnliches Truppenkorps diese wilden Nationen auf immer zu unterjochen. Diese militairische Expedition, welche nur erst im Jahre 1771. zum Vortheil der Spanier und gänzlicher Unterjochung der indischen Nation beendigt ward, gab Anlaß, daß viele bisher unbekannte Gegenden besucht wurden. Bei dieser Gelegenheit fand man bei Cineguilla in Sonora eine große Ebene, 14 Meilen in Umfang, in welcher

man nur 6 Zoll tief graben durfte, um auf sehr ansehnliche Goldmassen zu stoßen, deren einige 9 Mark ($4\frac{1}{2}$ Pfund) wogen. Sie waren dort so häufig, daß wenige Arbeiter in kurzer Zeit 1000 Mark Gold durch bloßes Aufwühlen des Erdreichs erzielten; ja die Nachrichten von dieser Mine bei Pecorato in Cinaloa bezeugen, daß dort eine Goldstufe von mehr als 16 Mark 4 Unzen (also über 8 Pfund) gefunden und für das Cabinet des Königs nach Madrid gesandt worden ist.

Gleich nach dieser Entdeckung (1771.) haben sich in Cineguilla über 2000 Personen unter einem Magistrat nebst mehreren Geistlichen niedergelassen, und da bald darauf mehrere Minen entdeckt worden sind, so hat sich diese europäische Kolonie ansehnlich vermehrt. Aber auch hiedurch ist für unsere Kenntniß dieser Länder, besonders der von Quivira und Pimeria, nur wenig gewonnen.

Die Reise des D. Pages hat die wichtigsten Aufschlüsse über den östlichen Theil von Neu-Mexico gegeben. Dieser beherzte Franzose unternahm um die Mitte des Jahrs 1767., ohne alle Gefährten, von Louisiana aus nach Mexico eine Reise von fast 600 franz. Meilen queer durch eine ungeheure Strecke Landes, welches fast nur allein von Wilden bewohnt ist. Er wollte von dieser Hauptstadt Neu-Spaniens nach Acapulco, den berühmten Hafen des Südmeers gehen, um von dort mit den Manilla Galioten über die Philippinen in die alte

Welt zurückzukehren. Dieses große und kühne Unternehmen führte er glücklich aus, und hatte durch seine Rückkehr ins Vaterland die Welt umreiset.

Der Theil seiner Reise, der da zu unsrer Absicht gehört, gieng in einer Pirogue von Neu-Orleans auf dem Mississipi fort. Von dort auf den in diesen einmündenden Rothen Fluß. Er eilte von den Nachitoches Indlern zu den Adaissern, begleitet von einem einzigen Neger, fand aber bei den Indianern eine zwar dürftige, aber redliche Aufnahme. Die Spanier haben auch hier, jedoch sehr einzeln, Missionen und Presidios. Eine ihrer vorzüglichsten Nahrung kommt von indischem Korn. Aus dem Mehle desselben, Pynole genannt, backen die Indianer Tortillas, eine Art sehr dünner, auf Eisenblech gar gemachter Kuchen oder Fladen. Setzt man hiezu noch etwas an der Sonne gedörrtes Ochsenfleisch, so hat man den ganzen Proviant unseres Wanderers.

Die spanischen Soldaten verwildern mit der Zeit beinahe selbst. Diese Beschützer der Missionäre tragen eine Weste ohne Aermel, Beinkleider ohne Naht, die nur durch metallene Knöpfe zusammenhalten, lederne Strümpfe und Schuhe, an welchen das Oberleder in Streife zerschnitten ist, um die Luft frei durchzulassen, beim Reuten einen Mantel wie ein Meßgewand; aber weder Huth noch Hemd. Zu Pferde gleicht ihre ganze Rüstung der eines dürftigen Ritters der Vorzeit. Sie besteht in ei-





Merkwürdige Brücken in Süd-Amerika 1. 2. 3.
Sonderbare Mondsbögen an dem Cordilleren 4.

nem Harnisch von Hirschfellen, einem Schilde, einem langen Haudegen und einem Karabiner; die Sporn ragen über einen halben Fuß hervor und der Fuß ruhet in einem Steigbügel, der aus einem ungeheuren eisernen Kreuze besteht, das gegen 50 Pfund wiegt. Dies ist ihr militairischer Aufzug, in welchen sie gegen die Mecos Indianer zu Zeiten Streifzüge thun oder die Heerden ihrer wildgewordenen Pferde auffangen; übrigens bringen sie ihr Leben mit dem Spiele hin, erhalten täglich einen Piaster und sind bei aller Dürftigkeit gastfrei.

Die spanischen Pflanzorte liegen aber hier selbst oft auf 250 fr. Meilen auseinander. Wildpret und eine Art kleiner, feiger Wölfe sieht man haufenweise in diesen unermeßlichen Wildnissen, die dennoch vom fruchtbarsten Erdreiche bedeckt sind.

Die Texas, wahrscheinlich die nach Andern sogenannten Ticas, gleichfalls eine wandernde Nation, fand de Pages schön, groß, von nervigtem edlen Bau und gutmüthig. Kühn auf ihren Jagden und gegen den Feind reiten sie fast gänzlich nackt mit größter Festigkeit die wilden Pferde und feuern auf das geschickteste im vollen Laufe ihr Gewehr ab. Man setzt hier auf sehr kleinen Flößen, die nur mit den Riemen der Pferde und Maulthiere zusammengebunden sind und durch einen guten Schwimmer fortbewegt werden, über die reißendsten Ströme. Das Land ist schön. In den Waldungen von Kastanien, so wie einer Art Mispeln und vielen andren

beträchtlichen Bäumen, zeiget sich gleichfalls jenes flaggenartige Moos (Tillandria Usnaoides), es wird von den Franzosen der Spanierbart genannt; auch findet sich dort der wilde Weinstock. Hier leben in grosser Menge wilde Ochsen, Rehe, Bären, wilde Truthühner, Kraniche, nebst vielen anderen Vögeln; und die Unbekanntheit mit unserem boshaften Geschlechte macht letztere so traulich, daß selbst weiße Reiher sich ruhig auf die Rücken der Lastthiere setzen.

In St. Antonio (gegen den 30ten Br. Gr. am Flusse Medina) findet man eine Kolonie Spanier aus den kanarischen Inseln. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit der Viehzucht, haben oft mehr als 6000 Stück Vieh, Pferde, Maulthiere, Schaafe und Kühe, die fast alle wild umherziehen und sodann durch Schlingen, die die Reuter ihnen um die Beine werfen, eingefangen werden. Für ein Paar Schuh kauft man ein Pferd oder ein Maulthier.

Die hiesigen Missionaire fangen auf ähnliche Weise mit Schlingen die Indianer selbst, führen sie in die Mission, behandeln sie milde, suchen sie zu bekehren, geben ihnen Weiber und bilden auf die Weise aus ihnen friedfertige Christen.

Die bequemste Art hier dem Reisenden das Nothwendige zu verschaffen, besteht darinn, daß er Leinengeräthe zum Umtausch oder statt Geldes bei sich führt;

und diese Indianer bezeugen in ihrem Verkehr Treue und Dienstwilligkeit.

Die weite Fläche von 80 Meilen von St. Antonio bis nach Lareda am Rio Bravo oder Grande, nach dem Missisipi der größte Strom des mexikanischen Busens, hält nur dornige Meskittenwälder und Cactusarten. Von Thieren finden sich hier Mephiten (Stinkthiere Viverra Vulpecala oder Putorius) und der Aguti (Cavia Aguti), denn dies ist wahrscheinlich das Thier, welches de Pages hier unter dem Nahmen Tacouagge antraf, und dem Kaninchen der Gestalt und dem Geschmacke nach ähnlich fand; auch trift man hier die Klapperschlange.

Nur erst nach einem gleich weiten Abstande erreichte unser Reisende die erste spanische Stadt Sartillo. Er hatte die Bergwerke von Sierra und Laiguana zu seiner Linken gelassen und war durch drei Dörfer der Indier gegangen, als er zu seiner Rechten den merkwürdigen Berg Caldera erblickte. Ein steiles, von allen Seiten wie senkrecht ausgehauenes Gebirg, zu dem nur ein einziger kaum zugänglicher Weg führt, hält auf der flachen abgestumpften Spitze eine schöne, fruchtbare, quellenreiche Ebene. Hierauf bringt man vieles Vieh zur Weide. Der Ertrag davon ist sehr einträglich, und ein einziges Haus, welches jenen Weg einnimmt, macht es den Thieren unmöglich diesen fruchtbaren Park zu verlassen. Diese Gegend wird von mehreren kleinen Flüssen bewäs-

fert, sie sind, was merkwürdig ist, mit einander salzhaltig.

Sartillo, die erste spanische Stadt von dieser Seite her, ist gut gebauet, ziemlich groß und reinlich, hat breite Straßen, schöne Kirchen und öffentliche Plätze; sie ist mittelmäßig mit Spaniern und Indiern bevölkert. Dieser Ort dient zur Niederlage der rohen Produkte jener wilden Länder, und die Indier tauschen hier gegen Fleisch, Pferde und Felle alles ein, was sie zur Kleidung oder sonstigen Bedürfnissen des Lebens für nöthig halten.

Die Gärten der Stadt liefern Feigen, Trauben, Aepfel, ja die meisten Arten europäischer Früchte, und der Maguey gewährt reichlich ein starkes Getränk.

Der Maguey (Agave americana L. Hexandr. Monogynia) oder die amerikanische Agave, da sie in ihrem Vaterlande, im Mexicanischen, so stark und so vielartig benutzt wird, verdient hier einer genaueren Erwähnung.

Sie ist auch bei uns unter dem Nahmen der amerikanischen Aloe lange berühmt und auch hinreichend bekannt. In Mexico dient diese schöne große Pflanze zu Befriedigungen und Zäunen; denn sie erreicht dort nicht nur eine sehr beträchtliche Höhe, sondern ihre stachlichten sechs Fuß langen Blätter bilden durch ihre Steifigkeit eine feste Schutzwand, während daß die schönen wohlriechenden gelben Blüthen drei Mo-

nat hindurch einen herrlichen Anblick gewähren. Dies ist indeß nur einer ihrer minderen Vortheile. Man verfertigt nämlich aus den wie Hanf geröſteten Blättern Fäden, Garn und Zwirn zu Kleidungsstücken. Der Botaniker Clusius sahe davon in Madrid Hemden. Der starke Stengel der Blume dient beim Baue indianischer Häuser als Balken und Sparren, die dürren Blätter als Schindel und die Spitzen oder Stacheln statt der Nägel. Das Mark der frischen Blätter giebt gekocht eine schmackhafte Speise.

Sein wichtigstes Produkt aber ist das Getränk der Poulchre oder Pulque. Hat nämlich die Agave eine beträchtliche Höhe, dann wird der Stamm da, wo er noch von Blättern umgeben ist, abgehauen. In der dadurch sich bildenden Höhlung fließt eine erstaunliche Masse süßer weißlicher Saft zusammen und erzeugt ein geistiges Getränk, welches den Indianern den Wein ersetzt. Aus einer starken Agave erzielt man in 6 Monaten gegen zweitausend Pfund Saft. Diesen schüttet man zur Gährung in einen eigenen Kübel und setzt, um die Gährung zu befördern, ein Kraut, Ocpatli genannt, hinzu. Dieser Aloewein oder Pulque ist minder berauschend, harntreibend und dient als Heilmittel gegen heftige Diarrhöen. Es ist aber die Konsumtion davon in der Hauptstadt erstaunlich groß. Im Jahre 1774. wurden 63 Millionen und 800tausend römische Pfunde verbraucht; und die jährliche Accise beträgt im Durchschnitt auf 300tausend

Kronen, dennoch wird sehr viel Pulque heimlich eingeführt.

In Sartillo giebt es nur sehr wenige Originalspanier, auch ist ihr Colorit ein Gemisch von den Farben des Indiers und des Negers. Die hier angesessenen Indianer führen den Nahmen Trascaltegnas. Sie sind in eben dem hohen Grade thätig und arbeitsam, als die hiesigen Europäer faul; auch rühmt de Pages den Verstand und besondes die Redlichkeit einzelner Indier, im Gegensatze von den hiesigen Europäern. Westlich und südwestlich in den Provinzen Parras und Reyno erzielt man auch Wein und Cochenille, und der Hafen Tambuco erleichtert den Verkehr mit obigen Produkten.

Auf dem Wege von Sartillo nach Mexico findet sich kaum in der Weite von 7 Meilen Quellwasser. Man kommt durch die Bergstadt Charcas und sodann zu den noch beträchtlichern Minen von St. Louis Potosi, (wohl von Potosi in Süd-Amerika zu unterscheiden.) Auch hier ist der Indier redlich und gutmüthig. Das Land selbst ist in Lehnsherrschaften vertheilt, deren Besitzer in schönen Schlössern wohnen, und große Einnahme aus dem fruchtbaren Boden erzielen. Es folgen weiterhin noch zwei Städte St. Miguel del Grande und St. Juan del Rio; erstere ist berühmt wegen ihrer Huth- und Tuchmanufacturen; das Land umher bringt aber kein anderes Gehölz als große Cactusarten hervor.

Bereits seit dem Uebergang über den südlichen Theil des Rio del Norte ist man in dem

Alten Mexico, im eigentlichen Neu-Spanien, allein nach St. Juan del Rio beginnt der Theil der Bergkette, welcher das große Thal einschließt, worinn Mexico gelegen ist, in welchem, wie man behauptet, vormals 40 Städte und Dorfschaften enthalten waren.

Schon von den Höhen über Sartillo hinaus entdeckt man einen großen See, in dessen Mitte die Hauptstadt gelegen zu seyn scheint. Am Fuße des Gebirges stößt man auf eine sehr ansehnliche Ortschaft Nostra Senora di Guadalupe, und von hier läuft eine schöne Wasserleitung nebst einer treflichen Chaussee 100 Fuß breit und eine fr. Meile lang zur Hauptstadt. Vier ähnliche Dämme führen dazu von den übrigen Richtungen her. Dem Reisenden, der von der Ostseite von Vera Cruz nach der Hauptstadt geht, ist aber die Ansicht nicht minder schön. Bereits 40 fr. Meilen von ihr bei Perotte bilden, dem Astronomen Chappe zufolge, die rauhen Gebirge dadurch, daß sie sich einander bald nähern, bald wieder von einander entfernen, ansehnliche reizende Thäler, und ein guter Weg führt mitten durch sie zur Metropole.

Zehn Meilen (lieues) weiter kommt man nach St. Dago, welches sich nur zwei Meilen von dem berühmten Pic von Orizava befindet. Chappe fand diesen stets mit Schnee gedeckten Vulkan dem Pic von Teneriffa sehr ähn-

lich. Die Indianer nennen ihn Sitlatepetl, weil ihn die leuchtenden Ausdünstungen seines Craters einem untergehenden Sterne in der Ferne ähnlich erscheinen lassen. Er ward bis dahin für den höchsten der mexicanischen Berge gehalten. Aber Hr. v. Humbold, dessen seltne Talente und Kenntnisse vereint mit dem glühendsten Eifer für die Wissenschaften, die Naturkunde in wenigen Jahren vielleicht um ein halbes Jahrhundert vorwärts gerückt haben, maß diesen Vulkan trigonometrisch, und fand ihn dennoch niedriger, als den zuvor erwähnten Vulkan Popocatepec.

Mexico, die Hauptstadt von Anahuac, so hieß dieses Reich, als es vormals noch hauptsächlich auf das Thal von Mexico beschränkt, seine vornehmsten Städte auf kleinen Inseln oder nahe am Wasser gelegen waren, ist jetzt eine der vorzüglichsten Städte der Welt.

Die Einfassung dieses großen Thals durch das hohe Gebirge, und besonders die beiden Seen nebst der großen Stadt gewähren einen äußerst interessanten Anblick. Die Seen von Chalco und Tezcuco bilden gleichsam miteinander ein Hufeisen. Beide hangen vermittelst eines natürlichen Kanals untereinander zusammen. Sie hatten vormals einen größern Umfang; Clavigero setzt ihn auf 90 Meilen; allein da man in neueren Zeiten zur Verhüthung der Ueberschwemmungen das Gebirge Sincoq mit dem großen Aufwande von 6 Millionen Piastern durchbohrte, haben sie abgenommen.

Die geographische Lage der Hauptstadt ist nur erst in unsern Tagen richtig bestimmt. Ihre Breite ist schon zuvor angegeben. Die Länge vom Meridian von Paris hatte man noch vor wenigen Jahren auf 102°25'43" westl. bestimmt; die neuesten Messungen ändern sie auf 101°21'55" ab.

Bei dieser Gelegenheit verdient es wohl für die Fortschritte der Geographie bemerkt zu werden, daß die Beobachtung des Durchgangs der Venus in Californien am 3ten Junius 1769. zu einem wichtigen Resultate geführt hat.

Der berühmte Chappe d'Auteroche gieng in diesem Jahre über Mexico nach Californien, um dort den Durchgang zu beobachten. Er ward zwar ein Märtirer seines Eifers für die Astronomie, allein die Erdkunde war glücklich genug von ihm eine der lehrreichsten Observationen kurz vor seiner tödtlichen Krankheit beendigt zu sehen. Dies war die genaue Bestimmung der Länge von St. Joseph auf Californien. Sie war bis dahin zu 115°14' westl. von Paris angenommen; Chappe bestimmte sie zu 112°2'30"; also 11½ Min. über drei ganzer Grade minder.

Um soviel ward hiedurch Californien, mithin Amerika selbst auf den Karten an Europa näher hinangerückt. Wie wichtig ist die Aufdeckung eines solchen Fehlers für die Nautik! Wie manches Schif mag bereits, durch jene unrichtige Angabe verleitet, von Californiens Kü-

sten sich viele Meilen entfernt geglaubt haben, während es bereits dort an den Felsen und Riefen scheiterte! Selbst der Handlung liegt mithin sehr an der Vervollkommnung der astronomischen Erdkunde; doch wir kehren jetzt zu der Hauptstadt von Mexico zurück.

Sie ist längst des Sees erbauet, von vielen Kanälen durchschnitten und die Häuser ruhen auf Pfahlwerk. Die breiten, schnurgeraden Gassen, die sich fast alle rechtwinklicht durchschneiden, die treflichen Alleen, das milde Klima, die großen Seen, die Umgebung von einer grossen Menge indianischer Dörfer und von jenen majestätischen Schneegebirgen; alles dies zusammen genommen macht sie zu einer der merkwürdigsten und schönsten Städte der Erde.

Dabei ist die Bevölkerung beträchtlich; sie steigt auf 150000 Menschen; die Häuser sind gut gebaut und alle numerirt, die Kirchen sind schön. Außer dem Pallast des Vicekönigs (Virrey) verdient besonders die hiesige Münze bemerkt zu werden. Man soll darinn jährlich gegen 14 Millionen Piaster auszmünzen!

Freilich hat hier lange die Inquisition barbarisch gehauset; denn Chappe erwähnt noch 1769. des Quemaderos, d. i. des Orts, worinn die Juden verbrannt wurden. Innerhalb vier Mauern hat man Oefen angelegt, welche von unten geheizt werden, und worauf sodann diese Unglücklichen zum Verbrennen lebendig geworfen wurden. Indeß wird die zunehmende Kultur auch wohl

diesem Unsinn ein Ende machen. Denn jezt verbreiten schäzbare scientifische Anstalten die vielfachsten Kenntnisse. So findet sich hier ein botanischer Garten, und eine eigene Anstalt zum Studium mexicanischer Pflanzen ist, Hrn. v. Humbolds Nachrichten zufolge, mit den treflichsten Zeichnern versehen; eine Bergschule, die der berühmte Mineraloge d'Elhuar schuf; die Mahler-, Kupferstecher- und Bildhauerakademie, und de Pages behauptet, daß die Indier sich mit dem glücklichsten Erfolg der Malerei und Bildhauerkunst widmen.

Außer einer spanischen Comödie gehören hier hohes Spiel, Wetten bei Hahnenkämpfen und Stiergefechten zu den Vergnügungen der Einwohner. Der Luxus ist bei den Reichen so übertrieben, daß das Silber selbst zum Beschlagen der Pferde und der Kutschenräder verwendet wird. Die Bedürfnisse des Lebens sind aber unter diesem schönen Himmel wohlfeil; der thätige Indier führt sie zu einem geringen Preise auf 200 Meilen weit zur Stadt. Nur fremde Kleidungsstücke sind kostbar. Vorzüglich zeigt sich die Pracht in Gold- und Silberarbeit, und am Tage der Gedächtnißfeier der Eroberung von Mexico stellt jede Privatperson seine kostbarsten Meublen vor dem Hause zur Schau. Am meisten sind aber die edlen Metalle und Steine in den vielen Kirchen verschwendet, deren Mexico nach Einigen 29 zählt ohne die der 40 Klöster. So hält z. B. die Cathedralkirche eine einzige Lampe von massivem Silber, in welcher drei Men-

schen zum Reinigen auf einmal Platz haben; die Löwenköpfe und ähnliche äußere Verzierungen sind daran von dichtem Golde.

Neben diesem ungeheuren Luxus sieht man denn freilich auch die bitterste Armuth in den niedern Ständen, und mit ihr zeigt sich Ausschweifung aller Art im höchsten Maaße.

Unter die angenehmsten Merkwürdigkeiten von Mexico gehören unstreitig die schwimmenden Gärten. Nur die Natur selbst konnte dieser Hauptstadt einen so überraschenden Vorzug zugestehen. Sie nahmen bereits in den dürftigsten Zeiten ihren Ursprung. Als nämlich die Mexicaner zu Anfange des 14ten Jahrhunderts von den Völkern aus Colhuan und Tepanecan unterjocht und auf ihren See eingeschränkt, fast ohne Land sich gezwungen sahen sich künstliches Ackerland zum Unterhalt zu verschaffen. Weiden und zähe Wurzeln von Sumpfpflanzen flocht man zu einer großen Hürde, verband sie noch dichter durch leichtes Gesträuch und bedeckte dieses alles mit fruchtbarem Erdreich. So übergab man dies Ganze dem Wasser, bepflanzt mit Maiz, großen Pfeffer und Küchenkräutern. Dies waren die ersten Felder, welche auf dem See schwimmend dem Mexicaner seine dürftige Nahrung gewährten. Als in der Folge Mexico mächtig und groß ward, verwandelten sich die schwimmenden Ackerfelder in Lust- und Blumengärten. In dieser Gestalt, sagt Clavigero, dienen sie noch anjetzt den Reicheren zum

Vergnügen. Mit den wohlriechendsten, schönsten Blumen bepflanzt, treiben diese Lustgefilde auf dem weiten See mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Anmuth dahin. Die größeren Gärten dieser Art haben in ihrer Mitte einen schattenreichen Baum oder eine Hütte um gegen Regen und Sturm zu schützen.

Will der Eigenthümer, der Chinampa, sie fortbewegen, dann wirft er sich oft nur allein, oder wenn die Masse zu groß ist, mit mehreren in ein kleines Boot und fährt den Garten dahin, wo es ihm gefällt. Täglich kommen eine große Anzahl Fahrzeuge mit den herrlichsten Blumen und Kräutern, die auf den schwimmenden Gärten gezogen sind, durch den Kanal in die Stadt zu Markte; denn alle Pflanzen gedeihen auf diesem fruchtbaren, stets hinreichend befeuchteten Boden unter dem milden Himmel.

Unter mehreren beträchtlichen Städten und Ortschaften Neu-Spaniens sey es erlaubt nur auf einige besonders achtsam zu machen. So ist z. B. das ansehnliche Puebla de los Angelos (Engelsburg) als der Mittelpunkt des Kunstfleißes anzusehen. Hier finden sich eine Glashütte, Fayence- Gewehr- Tuch- und Baumwollenfabriken, auch verfertigt man Tressen und Stickereien.

Guanaxuato ist bei seiner beträchtlichen Bevölkerung von 50000 Menschen als Bergstadt berühmt. Sie liegt

in einem engen Kessel und ihre Bergwerke sind weit reicher, als die vom südlichern Potosi.

Guatimala, die Hauptstadt der gleichnahmigen Provinz, verdient wegen seiner Lage und Schicksale bemerkt zu werden. Zwei Berge, wovon der eine noch jetzt ein Vulkan ist, der andere aber wahrscheinlich gleichfalls vormals Feuer auswarf, machen Guatimala eben so unsicher als merkwürdig. Schon in den frühesten Zeiten stürzte Guatimala durch die Erschütterung der Vulkane zusammen. Gage bezeugt (im Jahre 1630.) daß bereits 1534. die Lage der Stadt wegen einer Erschütterung habe müssen verändert werden, und daß man seit dieser Zeit das höher bergan gebauete Guatimala die neue Stadt nenne. Damals soll das eine Gebirge, welches jetzt so ruhig und schön begrünt dasteht, einen großen Strom von Wasser ausgespieen haben. Jetzt nenne man ihn, aber nicht wegen des von ihm ausgeworfenen Wasserstromes, sondern wegen der vielen aus ihm entspringenden Quellen und Bäche, den Wasserberg, im Gegensatze von dem andern, den man wegen der häufigen Ausbrüche von Dampf, Feuer und Lava, den Feuerberg benennt. Indeß scheint diese Stadt ein ähnliches Schicksal mit einigen Städten am Aetna und Vesuv zu haben; denn die Veränderungen durch den Vulkan dauren bis auf unsere Zeiten fort. Am 7ten Junius des Jahrs 1773. ward die Stadt fast gänzlich vom Erdbeben verschlungen; 8000 Familien wurden davon ein Opfer;

dennoch hat man seitdem ein neues Guatimala in einem geringen Abstande von dem ehemaligen erbauet, und die Volksmenge ist auch darinn bereits beträchtlich.

Ueberhaupt ist aber Neu-Spanien reich an Vulkanen und stets den Erdbeben ausgesetzt.

Clavigero zählt fünf lebendige Feuerberge ohne die der südlichern Provinzen darunter zu rechnen; und wir dürfen jetzt den gültigsten Aufklärungen hierüber entgegen sehen, da unser berühmte Landsmann von Humbold auch diese Phänomene zu einem vorzüglichen Gegenstand seines Forschungsgeistes gemacht hat.

Außer den zuvor bereits benannten Vulkanen ist aber unstreitig der Berg Yurujo, in den Ebenen gleiches Nahmens gegen das Südmeer hin unweit Guanato in der Provinz Mechocoan, einer der außerordentlichsten. Man sahe dort vormals nur einen kleinen Hügel unweit einer Zuckerplantage. In einer einzigen Nacht, dem Clavigero zufolge, den 29ten Septbr. 1760., geschah unter dem heftigsten Erdbeben der stärkste vulkanische Ausbruch. Die Plantage und das Dorf Guacana wurden mit Asche und Lava bedeckt; es erhob sich aber zugleich in dieser einzigen Nacht ein Vulkan von 1494 Fuß lothrechter Höhe aus dem Grunde. Herr von Humbold bemerkte daran noch jetzt mehr als 2000 dampfende Oeffnungen. Hier zeigte sich also ein Phänomen, das zwar der Entstehung des Monte Nuovo in unserer Hemisphäre ähnlich ist, nur mit dem Unterschiede, daß bei uns die

Natur die doppelte Zeit gebrauchte, um ein weit kleineres Gebirge hervorgehen zu lassen.

Wahrscheinlich gehört zu obigen Phänomenen die berühmte Ponte di Dio oder Gottesbrücke, etwa 100 Meilen südöstlich von der Hauptstadt bei dem Dorfe Mol-Carac. Vermuthlich riß ein Erdbeben eine große Masse eines benachbarten Gebirges fort und warf es dort zufällig über den tiefen Fluß Atoyague. Hier dient es anjetzt zu einer starken Brücke, worüber Kutschen und andere Wägen sicher hinüberfahren.

Einige Häfen und Landungsplätze, die da in Rücksicht des Handels dieses reichen Landes am wichtigsten sind, mögen die Bemerkungen über verschiedene ausgezeichnete Ortschaften von Neuspanien beschließen.

Für den Golph von Mexico zeigt sich hier vorzugsweise als Handelsplatz Vera Cruz. Dieser Ort verdankt, wie dies bereits zuvor angeführt ist, sein Dasein dem Eroberer von Mexico. Allein das heutige Vera Cruz ist nicht mehr auf dem ersten Flecke der Erbauung. Es heißt daher auch eigentlich das neue Vera Cruz, und liegt unter 19°11′52″ Br. und 98°21′45″ westl. von Paris.

Der Hafen hat nordlich unfruchtbaren beweglichen Sand und westlich ungesunde Moräste. Er ist zugleich den heftigen Windstößen aus Norden ausgesetzt und eben daher unsicher. Dabei zeigt sich längst der Küste von Vera Cruz eine sehr beträchtliche Menge großer Baumstäm-

me, welche von dem Missisipi in den mexicanischen Meerbusen geschwemmt, durch den berühmten Strom von Bohama getrieben, sich hier in dem Sande festsetzen. Dieser Hafen wird nur durch zwei Bastionen beschützt; allein zur Vertheidigung der Stadt liegt 400 Toisen von der Stadt auf einer kleinen Insel das Fort St. Johan d'Ulloa.

Die Stadt selbst leidet sehr von den unfruchtbaren Umgebungen; denn die Winde, welche über die nördliche dürre Sandwüste nach Mexico hinwehen, erzeugen oftmals solche Sandwirbel, daß alle Häuser davon bedeckt werden und das Athmen erschweren, dabei ist dieser Sand mit vielem trocknen Salze vermengt.

Vera Crux hält etwa 700 Toisen im größten Durchmesser; alle Häuser seiner geraden Straßen sind von guten Steinen erbauet, allein die Kirchen ausgenommen, so ist das Uebrige der Stadt selbst nur schlecht gebauet.

Die Einwohner, ihre gesammte Anzahl steigt nur auf 8000, schildert Menonville als indolent und besonders bei ihren, durch den Handel erworbenen, großen Reichthümern stolz.

Es gab damals (1777.) in der kleinen Stadt Vera Cruz acht Häuser, jedes zu einer Million Piaster.

Das Frauenzimmer lebt zwar sehr eingezogen, trägt aber bei einem einfachen Anzuge sehr viel Gold und

Juwelen und soll der Galanterie dabei sehr ergeben seyn.

Die Vergnügungen sind hier beschränkt. Die Zusammenkunft auf der Neogorei, einer Art von Kaffeehause, und die Nachahmung der Stiergefechte für die geringere Volksklasse, wechseln mit den bizarresten, lächerlichsten Processionen und Umherziehen einzelner Büssenden ab.

Vera Crux ist aber der wichtigste Handelsplatz von dem ganzen spanischen Amerika. Es ist, so drückt sich ein Engländer darüber aus, das natürliche Centrum der Schätze von Amerika, das Magazin der gesammten Masse aller Produkte, die von Neuspanien ausgehen und aller Waaren, die Europa dagegen liefert; und da es gleichfalls über Mexico von Acapulco die Produkte der Philippinen erhält, so vereinigt es gleichsam alle drei Welttheile. Vorzüglich lebhaft ist der Hafen alle zwei Jahr, wenn die spanische Flotte (Flota) hier die aus Cadix kommenden europäischen Waaren absetzt und dafür Gold, Silber, Cochenille, Häute, Vanilla, Indigo, Jalappa und andre Produkte dieser reichen Gegend nach Spanien zurückführt.

Von Vera Crux gehen sodann die Waaren aus Europa zu Lande zum weiteren Vertheilen durch ganz Mexico nach Xalapa. Diese kleine Stadt, welche sich an einen Berg lehnt, ist ziemlich gut und massiv gebauet. Im März wird nach der Ankunft jener spanischen Kauffar-

theilflotte alle zwei Jahr hier eine Hauptmesse für ganz Neuspanien gehalten; und alle Waaren, welche für die Hauptstadt bestimmt sind, werden auf einer guten Chaussee über das Gebirge dorthin geführt. Mexico zahlt das meiste in gemünztem Silber, denn ungemünzt darf nichts ausgeführt werden. Es ist hiebei sonderbar genug, daß die Verletzung des Münzreglements mit dem Tode bestraft wird, da man dagegen den Mörder nur in das Gefängniß wirft!

Ein zweiter Handelsplatz am mexicanischen Meerbusen führt mit der so merkwürdigen großen Küste und dem daranstoßenden Busen selbst gleichen Nahmen. Dies ist Campeche, oder wie es bestimmter heißt, St. Francisco di Campeche.

Die Stadt, obgleich von Steinen erbauet und mit geraden Straßen versehen, ist dennoch unbedeutend. Sie hat etwa 600 Toisen im Quadrat; ein Tausend Indianer bewohnen ein Pueblo oder Dorf als Vorstadt; die Stadt selbst hält aber gegen 3000 Menschen die Besatzung mit einbegriffen. Es ist unbegreiflich, wie auf einem Handelsplatze das Geld so rar seyn kann, daß man sich sogar der Cacaobohnen statt der Münze bedienen muß.

Diese ganze Küste ist dann bekanntlich wegen des treflichen Färbematerials, des Blauholzes oder Campecheholzes, welches dort in großer Menge wächst, so berühmt; von den Engländern wird es Logwood genannt.

Die ansehnlich vertiefte Campechebay, der Stapelort des Blauholzes, nimmt ihren Anfang beim Cap Condu- cedo (21° Br.) und läuft bis zum bergigt hervorragen- den Cap St. Martin, etwa 120 Meilen weit fort. Der Boden ist sandigt und an übrigen Gewächsen unfrucht- bar; doch findet man dort gutes Wasser und unweit des Meers einen gesalzenen Teich. Das Salz schießt durch die Sonne an, und die Indianer häufen dann große Salzstücke pyramidenförmig auf, bedecken sie mit Gras, zünden dies an und erzeugen hiedurch eine so feste Rinde, daß sie dem Regen widersteht.

Der Baum des Blauholzes macht ein eigenes Ge- schlecht beim Linné unter den Decandr. Monogan. Er nennt ihn Haematoxylon (Blutholz) Cempechia- num. Er wird nur etwa 16 bis 20 Fuß hoch; der Stamm ist gewöhnlich krumm und mißgestaltet, selten dicker als ein Mannsschenkel; die Zweige sind unregel- mäßig und mit Stacheln besetzt; die gefiederten Blätter bestehen aus 2 bis 4 Paar kleinen eyrunden, gezähnten Lappen. Die Blumen sind blaßgelblich und wachsen trau- benförmig; sie haben einen purpurrothen Kelch und die- ser sowohl als die Krone besteht aus 5 Blättchen.

Den wohlriechenden Blumen folgen als Früchte läng- lichte Hülsen oder Schooten, welche zwei bis drei nie- renförmige Saamen enthalten.

Der Nutzen des Baums ist dreifach. Das Blatt dient als Arzneikraut zu Fomentationen, auch erwärmt

es den Magen und bewirkt die Secretionen, wie das Malabatrum.

Die Frucht, der Kern oder Saamen ist gewürzartig. Lemery glaubte die Gewürzhändler verkauften es unter dem Nahmen des Wunderpfeffers. Die Franzosen sollen diese Eigenschaft zuerst benutzt haben und jener französische Arzt behauptet es vereinige in sich beinahe die Kräfte des Zimmts, der Muskatnuß und der Gewürznelke; ihm zufolge ist es im hohen Grade stärkend und erfrischend.

Indeß scheint es, daß die Beschreibung, welche Lemery von dieser Frucht giebt, nicht mit der obigen Beschreibung der Kerne des wahren Campecheholzes paßt; hatte sich doch Linné selbst anfangs getäuscht, und die Cäsalpinia Sappan für das wahre Färbeholz gehalten. Indeß ist dennoch stets der Saame des wahren Campecheholzes aromatisch und stärkend.

Der dritte, der Hauptnutzen, und hierinn kommen alle Nachrichten überein, gehört dann dem Holze selbst. Dieses hat, sobald es alt genug ist, eine so stark färbende Eigenschaft, daß es das Wasser, worinn es eine Zeitlang gelegen, in eine brauchbare Dinte umschaft. Durch die Färbekunst wird es aber ein Hauptstoff zum schönsten Blau (z. B. Königsblau) violet, roth und purpurfarben, je nachdem die Wolle zuvor mit andern Ingredienzen und Beizen, z. B. mit Alaun, Weinstein, Zinn- und Wismutauflösungen u. d. vorbereitet.

Dieser hohe Werth und die große Menge, welche die Natur an den Küsten von Campeche und Honduras darbietet, ist dann die Ursache, daß diese Holzart mehr als einmal blutige Zwistigkeiten, besonders seit dem Jahre 1670., unter den beiden großen Handelsnationen, den Engländern und Spaniern, veranlaßt hat. Der Ursprung eigener englischer Etablissements an jenen Küsten ward auf folgende Art veranlaßt.

Als die Engländer 1655. unter Cromwelln Herren von Jamaika geworden waren, kreuzten in den damaligen Kriegen mehrere englische Caper längst diesen spanischen Küsten. Ein gewisser Capitain James nahm einstens einen großen spanischen Kauffahrer, der nur allein mit Blauholz beladen war. Er führte seine Prise nebst ihrem Holze zum Verkauf nach London, und war nicht unangenehm in Verwunderung gesetzt, da er das Holz zu einem so hohen Preise bezahlt erhielt. Dies machte die übrigen englischen Caper aufmerksam. Man errichtete eigne Etablissements zum Holzfällen an der Küste von Honduras, besonders an der Mündung des Flusses Valese oder Balize *); man erbauete eigene Forts die-

---

*) Die beiden Küsten, die von Campeche und Honduras, so wie dieser Fluß Balize, finden sich auf der Karte von Westindien im 2ten Jahrgange dieses Taschenbuchs.

sen Handel gehörig zu betreiben und zu schützen. Bald stieg hier die Anzahl der englischen Colonisten auf 1700 Holzfäller, und ihr Hauptort nannte sich Triste, auf der Insel dieses Nahmens in der Bay von Campeche selbst. Auch ward dies Unternehmen so einträglich, daß einzelne Holzfäller sich ein Vermögen von 30000 Pf. Sterling erwarben.

Die englische Regierung ward indeß von diesen Colonisten beschuldigt sie nicht hinreichend gehegt und geschützt zu haben, da sie doch bewiesen, daß seit ihrer Ansiedlung der Handel in den Jahren 1713. bis 1716. jährlich auf 60000 Pfd. Sterling betragen habe, obgleich daneben zum Vortheil der Färbereien der Preis der Tonne Blauholz von 40 Pf. Sterl. bis auf 16 Pf. Sterling herabgebracht sei. Hieraus erhellet, wenigstens zum Theil, die Wichtigkeit dieses Handels, obgleich ich keine Bestimmung des Verkehrs, den die Spanier damit machen, habe auffinden können.

Nach vielfältigen Zwistigkeiten und Veränderungen in den Traktaten zwischen den englischen und spanischen Regierungen haben nun die Engländer nur die Erlaubniß dort Holz fällen zu dürfen.

Im Vorbeigehen darf hier der zunächst an der Campechebay nahe gelegenen Landschaft Tabasco erinnert werden. Sie war die Küste, woselbst die Europäer jenes stinkende, jetzt so wichtige Kraut, den Taback kennen lernten. Hievon trägt er noch jetzt den Nahmen.

An dem diesen Busen gegenüberliegenden Meere, welches in Westen Neu-Spanien bespühlt, an dem grossen Südmeere bietet sich uns ein für den Handel sehr merkwürdiger Ort dar, nämlich Acapulco. Dieser Ort, (er liegt unter 17° nordl. Br. und 102° 19′ 30″ Länge von Paris) ist von Natur zu einem wichtigen Hafen gebildet; es scheint Hrn. von Humbold zufolge, sein schönes Bassin wie in Granitfelsen gehauen zu seyn; auch übertrift er alle übrige spanische Häfen längst dieser Küste. Mehrere hundert Schiffe liegen darinn sicher und bequem neben einander.

Die Stadt, welche an seiner Nordwestseite gelegen ist, hat an dem einen Ende eine Plattform mit vielen Kanonen und an der Ostseite ein starkes Fort zur Vertheidigung.

Uebrigens ist Acapulco vielmehr ein Flecken zu nennen, als eine Stadt; sie ist schlecht gebauet und hat sehr unfruchtbaren Boden. In ihrem Hintergrunde ist sie fast ringsumher mit Gebirgen umgeben, worunter es mehrere Vulkane giebt. Hiedurch erzeugen sich dann häufig Erdbeben; de Pages erfuhr während der wenigen Tage seines dortigen Aufenthalts drei Erderschütterungen. Die Bevölkerung ist geringe; sie besteht fast lediglich aus Negern. Ob sich gleich auch an dieser Küste schöne Perlen wie an der von Californien finden, so hat dies dennoch die Spanier noch weniger in Bewegung zu setzen vermocht, als dort.

Freilich können so mühsam und so spärlich zu erwerbende Schätze nicht leicht Menschen reizen, die oftmals sehr viele Millionen vor ihren Augen zusammengehäuft sehen. Ein solches Schauspiel gewährt allerdings die berühmte Messe in Acapulco zur Zeit des merkwürdigen Austausches der Reichthümer beider Welten.

Im December, oder auch einige Wochen später, bringt nämlich die große Manilla Galeote, von 1000 bis 1200 Tonnen, zu Zeiten begleitet von einer Fregatte, die 20 bis 30 Kanonen führt, die Waaren der Philippinen und anderer Theile Ostindiens in diesen Hafen ein. Die Ladung besteht hauptsächlich in ostindischen Gewürzen, ferner in Bezoar, Ambra, Moschus, orientalischen Perlen, vielen Arten ostindischer Baumwollenwaaren, seidenen Zeugen, Goldstaub und Goldstangen. Der Betrag beläuft sich weit über 100tausend Pfund Sterling.

Diese Schiffahrt von Manilla aus queer über das Südmeer ist langwierig und oft aus Unkunde gefährlich. Man landet höchstens auf einer der Ladronen, und segelt sodann gegen 3000 Seemeilen (leagues) durch den ofnen großen Ocean.

Dafür gewinnen denn auch die spanischen Seeleute erstaunlich. Man rechnet daß dem Schifskapitain der Gallione 40tausend Piaster, dem Steuermann die Hälfte

und so herab bis auf den simplen Matrosen bei einer solchen Hin- und Herfahrt, zu Theil werden; letzterer soll sogar bis auf 1000 Piaster gewinnen.

Etwa gegen eben die Landungszeit der Gallione trift auch gewöhnlich das jährliche Schif von Lima im Hafen von Acapulco ein. Es führt an Silber auf 2 Millionen Piaster, außer dem vielen Quecksilber, Cacao und anderen Produkten von Peru, wovon wir nachmals verschiedenes besonders zu erwähnen Gelegenheit haben werden. Ueberdieß kommen noch mehrere einzelne stark beladene Kauffahrer aus Peru und Chili zu selbiger Zeit hier zusammen, um theils ostindische, theils europäische Waaren einzuhandeln.

So entsteht mithin in diesem elenden Flecken eine Messe, wie sie schwerlich in irgend einer der größten Handelsstädte der Welt vorhanden ist. Sie dauert gegen 4 ganzer Wochen; und nach ihrer Beendigung segelt die Gallione weit schneller nach Manilla, weil sie auf einer großen Strecke der Rückreise mit stetigen Winden segelt. Ihre Ladung ist oftmals 6 Millionen Thaler an edlen Metallen nebst einem geringen Werth an sonstigen Produkten der Neuen Welt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die mit Spanien im Kriege verwickelten Seemächte auf so reiche Ladungen ein strenges Auge haben, und daß es ihnen z. B. den Engländern nicht sehr

schwer werden kann sich so überladener, großer, übel-manövrirender Schiffe zu bemächtigen. *)

Die nach Europa bestimmten Waaren der Philippinen und der Provinzen von Südamerika gehen sodann über Mexiko zu Lande nach Vera Cruz, während daß die Schiffe von Lima und den übrigen Seestädten von Südamerika die Güter von Europa und Asien schneller in ihr Vaterland führen. Gleich nach dem Ende dieses erstaunlichen Jahrmarkts wird Acapulco wiederum leer und sinkt zu einem dürftigen Städtchen herab.

Dies wird hinreichen, um einen Ueberblick von der temporairen Wichtigkeit dieses Handelsorts und von der Größe des dortigen Handels selbst zu geben.

Jetzt ist es noch übrig die Produkte der organisirten Natur von Neuspanien selbst, im Allgemeinen näher kennen zu lernen, denn sie sind es hauptsächlich, welche diesen erstaunlichen Umsatz und dieses große Verkehr mehrerer Welttheile unter einander bewirken.

Schon der Himmelsstrich, unter welchem Neuspanien gelegen ist, sagt uns, daß hier fast alle Produkte Westindiens zu Hause seyn werden, und daß es nicht schwer fallen könne mehrere Naturgaben der heißen Zone der alten Welt hieselbst einheimisch zu machen.

---

*) M. s. hierüber Ansons Leben im 1sten Jahrgange dieses Taschenbuchs S. 258 u. f.

Befremdend mußte es allerdings den Spaniern bei ihrem ersten Eintritt in diese Länder seyn, wenn sie, die bereits Afrika und Ostindien kannten, unter einem so ähnlichen Klima fast keine der dort ihnen bekannten Erderzeugnisse vor sich fanden. Menschen, Thiere und Pflanzen waren ihnen neu, und einmüthig sprachen die damaligen Nachrichten von den Produkten der warmen Zone der neuen Welt, als von eben so vielen bisher unerhörten Wunderdingen.

Es ist dies aber desto merkwürdiger, da die höher nach Norden liegenden Länder der neuen Welt so etwas nicht darboten. Die animalische Welt hatte auf Grönland noch Bären und Füchse, wie die auf Island, auch gab es dort Rennthiere und an der Hudsonsbay, so wie in Akadien, wilde Ochsen, die wenigstens unseren Bisonten nicht sehr unähnlich waren.

Sobald aber die Entdecker von Amerika mehrere Grade zu dem Aequator hinabkamen, oder ihn auf der andern Seite überschritten, dann stand fast ein durchaus neues Natursystem der organisirten Körper vor ihnen. Diese Länder genießen indeß fast gleicher Witterung mit dem gegenüberliegenden Afrika sowohl in Rücksicht der Sonne, als der Winde und Ströme, der Luft und des Meeres.

So außerordentlich dies nun auch wirklich ist, so scheint die genauere Auseinandersetzung dieser Materie dennoch für unsere Absicht nicht geeignet; es wird viel-

mehr den Lesern angenehm seyn, diejenigen Thiere und Pflanzen bestimmter angezeigt zu finden, welche unter dem großen Reichthum, womit hier die Natur die Erde belebt hat, theils wegen ihrer Eigenheiten, theils wegen ihrer bedeutenden Nutzbarkeit, vor andern einer Auszeichnung verdienen.

Der todten Natur mag hier nur im Vorbeigehen einiger Erwähnung geschehen.

Die durch Neuspanien laufende Gebirgskette hält, dem Clavigero zufolge, in ihren Eingeweiden mehrere Arten ächter Steine, ja, wie er behauptet, sogar Diamanten. Letztere sollen doch nur selten vorkommen; verschiedene Arten der übrigen Edelgesteine aber sind bereits in der Erzählung von der Eroberung von Mexico erwähnt.

Dagegen sind denn die Gebirge von Neuspanien erstaunlich reich, sowohl an geringen, als an edlen Metallen. Selbst noch in jetzigen Zeiten, nachdem die Spanier schon so emsig und so vielfach die Erde durchwühlt haben, finden sich ungeheure Reichthümer. So gedenkt Hr. von Humbold der berühmten Bergwerke von Moran und Real del Monte, wo die Mine von Biscayna dem Grafen von Reglan bereits mehrere Millionen Piaster eingebracht hat; und das Bergwerk des Grafen Valenziana unweit Guanaxuato gab jährlich wenigstens 3 Millionen Liv., ja diese Summe stieg zuweilen bis auf 6 Millionen, also auf $1\frac{1}{2}$ Million Thaler Ausbeute.

Wahrscheinlich wird die Geschicklichkeit des berühm- d'Elhuyars noch mehrere Minen theils entdecken, theils verbessern.

Bald nach der Zeit der Entdeckung von Mexico, da dies gleichsam ein Jungfernland war, unangerührt von den gierigen europäischen Schatzgräbern, mußte die Ergiebigkeit der Minen reicher und, ohne große Bergwerkskunde, beträchtlicher ausfallen.

Robertson setzt den jährlichen Werth der edlen Metalle von Neuspanien nach einem spanischen Manuscripte von Villa Segnor auf 8 Millionen Piaster in Silber und 5912 Mark in Gold.

Einer anderen Nachricht, welche Jefferys für authentisch ausgiebt, zufolge, soll Spanien dorther vom Anfange des Jahres 1745. bis December 1764., also in 20 Jahren 153 Millionen 826154 Piaster erhalten haben, also im Durchschnitt jährlich etwa um den Werth des Goldes weniger als Robertson angiebt. Beide Angaben scheinen indeß zu gering zu seyn, wenn man sie mit den Summen, welche man für die Ausbeute des gesammten spanischen Amerika angiebt, vergleicht.

Wenn man bedenkt, das diese Summen von den aus Peru noch übertroffen werden, daß also nicht nur Millionen, sondern viele Billionen seit der Entdeckung der neuen Welt mehr in Umlauf kamen, als zuvor, dann erklärt sich der wichtigste Theil der großen Revolution, welche die Entdeckung von Amerika fast in allen Zwei-

gen der menschlichen Betriebsamkeit zuwege brachte. Doch wir versparen diese und ähnliche Betrachtungen über den Totalwerth der Entdeckung von Amerika bis zu Ende der Darstellung der übrigen Theile der neuen Welt; jetzt nun zu den merkwürdigsten Pflanzen und Thieren von Neuspanien.

So sehr die Schwierigkeiten nach und nach zunehmen die Originalpflanzen eines Landes der heißen oder auch der milderen Zone richtig anzugeben, sobald der Mensch es für gut findet sie wegen ihrer Nützlichkeit aus ihrem Vaterlande in einen anderen Theil der Erde zu verpflanzen; so scheint es doch ausgemacht, daß einige Arten Palmen der neuen Welt schon vor ihrer Entdeckung mit Ostindien gemein waren. Dennoch gesteht selbst der sein Vaterland so sehr erhebende Clavigero, daß die Kokosnüsse, die Patanen, die Zitronen, Pomeranzen und Limonen nur erst von der alten Welt aus dort einheimisch geworden sind. Diese treflichen Bäume, so wie selbst viele unserer besseren Obstsorten, z. B. Pfirschen, Aprikosen, Quitten, viele Birn- und Aepfelarten stehen anjetzt dort im glücklichsten Gedeihen. Ein gleiches kann man von unserm Waizen und von den meisten unserer Küchengewächse sagen, kurz Buffon und Pauw gingen allerdings zu weit, wenn sie dem milden Klima der neuen Welt noch jetzt eine so übermäßige Feuchtigkeit zuschreiben, wodurch die besseren Früchte der alten Welt nur verkrüppelt in Amerika fortkämen.

So große Vorzüge Ostindiens Flora auch vormals vor der von Westindien mag gehabt haben, so gab dann die Natur der neuen Welt dagegen durch einige trefliche Gewächsarten keinen unbedeutenden Ersatz.

Hieher gehört denn wohl vorzugsweise der Cacao; denn die Ananas war gleichfalls ein gemeinschaftliches Produkt beider Welten. Der Baumwolle, des Indigo, des Tabacks, des Roucon, des Manihots, des Maguey und des Campecheholzes, aller dieser auch im mexicanischen vorkommenden Vegetabilien ist aber entweder bereits in den vorhergehenden Jahrgängen oder in dem dießjährigen hinreichend Erwähnung geschehen.

Der Cacaobaum (Theobroma Cacao, foliis integerrimis L. Polyadelph. Pentandr.) wächst nur bis zu einer mittelmäßigen Höhe. Er hat eine leichte zimmtbräunliche Rinde, und ein leichtes poröses Holz. Gewöhnlich erreicht der Stamm etwa 15 Fuß Höhe und kaum die Dicke eines Mannsschenkels. Fünf Jahre reichen hin, ihm sein volles Wachsthum zu geben. Oben zertheilt er sich in mehrere Arme von der Dicke eines Arms. Hieraus laufen wiederum kleinere Aeste, an denen die dunkelgrünen Blätter wechselsweise stehen, und bei 4 bis 5 Zoll Breite etwa 10 lang sind. Der Figur nach sind sie den Citronenblättern ähnlich. So wie die Blätter abfallen, werden sie sofort von andren ersetzt, daher der Baum beständig grünt.

Die Blumen, gelblich mit röthlichen Adern, sind sehr klein, ihr Kelch besteht aus 5 schmalen lancettförmigen Blättchen, innerhalb derselben findet sich ein kastanienfarbiges Nectarinum, welches tief in 5 Hörner zerspalten ist und inwendig 5 sehr dünne Staubfäden (Filamenta) hat, jeder mit drei weißen Staubbeuteln (Antherae), in ihrer Mitte steht ein ziemlich starker Griffel (Pistillum) mit einer gespaltenen Narbe (Stigma.)

Es fallen von diesen Blumen eine sehr große Anzahl unfruchtbar ab, daß zu Zeiten die Erde unter den Bäumen gänzlich damit bedeckt scheint. Die übrigen erzeugen dann eine Frucht, die der Gurke an Gestalt ähnlich wird. Sie ist an einen ziemlich starken Stiel befestiget und erreicht etwa 6 Zoll in die Länge bei drei Zoll Dicke. Ihre Oberfläche ist gefurcht, und ihre anfangs grüne Farbe geht zuletzt ins dunkelrothe über, worauf sich aber gewöhnlich einzelne gelbe Punkte zeigen.

Schneidet man die Frucht der Queer nach durch, so findet man eine dicke und hierauf eine dünnere weißliche Rinde oder Substanz, in welcher 25 bis 30 ja 40 Mandeln in 5 Reihen oder Abtheilungen liegen. Diese Nüsse (Saamen) jede in eine dünne Hülse gehüllt, sind wie Oliven, von Gestalt herzförmig. Sie erhalten ihre Reife in 4 Monaten.

In diesen Bohnen besteht der Werth des Baums, sie machen die Grundsubstanz der Chokolade. Die

Mexicaner nannten sie Cacahuatl, daher ist der europäische Nahme Cacao entstanden.

Der Cacaobaum erfordert ein tief fruchtbares Erdreich; wo möglich ein Jungfernland. Man sucht für eine Cacaopflanzung (Cacoyere auf den franz. Colonien) gern einen Platz unweit des Wassers, oder doch von kleinen Bächen durchschnitten, der zugleich dem Winde nicht sehr ausgesetzt ist.

Gewöhnlich giebt man der Pflanzung 600 Quadratfuß (100 Toises) und pflanzt auf den Inseln nur 6 Fuß, auf der Terra ferma 10 und auf der berühmten Carakasküste gar 15 Fuß auseinander. Die ganze Pflanzung wird in Reihen oder Gänge getheilt.

Man sucht die größten Cacaobohnen aus und steckt, das dickste Ende der Bohne nach unten gerichtet, drei Bohnen neben einander, im Fall eine davon nicht aufgienge; doch läßt man hievon nur einen einzigen Keim, den stärksten, stehen. Da die jungen Pflanzen sehr empfindlich gegen die dortige brennende Sonne sind, so besetzt man die Reihen, um ihnen Schatten zu geben, mit Manioc; wenn sich dann nach 9 Monaten die jungen Cacaopflänzchen erhoben haben, reißt man den Manioc aus und pflanzt dagegen verschiedene Sorten Melonen und große Gurken zum ähnlichen Schutze für den Cacao.

Am Ende eines Jahrs hat der Cacaobaum gegen 4 Fuß Höhe erreicht, und die Zweige bilden sich in Kronen. Hievon läßt man nur die obere stehen.

Nur erst gegen das fünfte Jahr gelangt der Baum zu seiner nutzbarsten Stärke. Alsdann werden geschickte Neger in die Plantagen gesandt, welche mit eigenen kleinen Stöckgen die reifen Schoten, oder besser Früchte, herabwerfen, ohne weder den jungen unzeitigen, noch auch den Blüthen zu schaden. Der Hauptmonat der Cacaoerndte ist der Junius; hierin sammlet man alle 14 Tage; in den minder einträglichen Jahrszeiten hingegen nur alle Monat. Ein Baum giebt jährlich gegen 8 Pfunde Cacaobohnen.

Die aus der Schale genommenen Bohnen legt man in Haufen auf eine Schicht der breiten Blätter des Blumenrohrs (Canna Indica; fr. Balisier), und hiermit werden sie denn gleichfalls genau bedeckt. So eingeschlossen läßt man sie 5 Tage gleichsam gähren oder vielmehr schwitzen, bis daß sie dadurch eine dunkelrothe Farbe angenommen haben. Die Cacaobohnen verlieren dadurch an Gewicht, aber auch an Bitterkeit. Sodann werden sie auf Matten von Rohr an der Sonne getrocknet und darinn mit Streifen von Baumrinde zusammengebunden. Unter dieser Gestalt erhalten wir den Cacao in Europa.

Giebt es nun zwar nur eine Art des Cacaobaums, so unterscheiden dennoch die Droguisten bis auf sieben verschiedene Sorten der Cacaobohnen. Sie führen ihren Nahmen jede nach ihrem Vaterlande. Daher der Karakische, der von Gajaquil, von Marhanon, Berbice,

Surinam, Cajenne, Martinique und andern westindischen Inseln. Der karakische wächst auf der Küste Carakas, ein Strich Landes, der bereits zu Südamerika gerechnet wird, längst dem atlantischen Meere gegen den 10ten Breiten Grade, zur Provinz Venezuela gehörend. Diese spanische Provinz ist übrigens noch wegen der Ortschaft oder Stadt Varinas berühmt; denn von ihr führt der berühmte Taback seinen Nahmen. Die Karakabohnen sind gros, rund, voll; haben ein grauliches, fettes Fleisch von angenehmer Bitterkeit, und sind äußerlich mit einem silberfarbigen Staube wie überzogen. Die übrigen Sorten sind theils nicht völlig von so lieblichem Geschmacke, auch oft minder fett. Die platten, kleinen Bohnen sind fast jederzeit entweder unreif oder doch trocken.

Von den karakischen Cacaobohnen galt das Pfund zwischen 10 bis 14 holl. Stüber, jetzt wahrscheinlich mehr als vor 18 Jahren, da diese Preise angegeben wurden. Die Bohnen von minderer Güte fallen bis auf 6 Stüber herab; indeß sind diese Preise selbst veränderlich.

Im mexicanischen Reiche gehörte aber der Cacao schon zur Zeit der Entdeckung zu den eigentlichen Lebensmitteln der Einwohner; auch bezahlten sie ihren Tribut damit; ja man bediente sich hin und wieder der Cacaobohnen statt der Münze, statt des kleinen Geldes, und diese Gewohnheit herrscht noch jetzt in einzelnen Orten.

Die Provinz Guatimala ist im Mexicanischen besonders reich an Cacao.

Die äußerst nährende Kraft des Cacao hat ihn jetzt fast überall nothwendig gemacht.

Die alten Mexicaner löseten die zerstampften Bohnen im Wasser auf und setzten Piment zur Verdauung nebst Roucon zur Farbe hinzu. Diesen herben Trank nannten sie Chocolat. Nachmals hat man ihm zwar diesen Nahmen gelassen, allein durch Versetzung mit Zucker und vielerlei Gewürz, selbst Ambra, ist dies Getränk schmackhaft, aber auch oft zu hitzig geworden. Man hat eine große Menge Veränderungen in der Zubereitung; dennoch ist der Zucker wegen der Bitterkeit fast unvermeidlich und auch die Vanille wegen ihrer feinen Würze sehr beliebt. Schlechte verfälschte Chocolade hält gewöhnlich zu viel Zucker und schwer wiegenden Mandelteig; ja wohl gar feines Mehl; auch setzten bereits die Amerikaner Maizmehl und Pfeffer zu ihrer Chokolade.

Außer der Benutzung zur Chokolade, zieht man noch aus den Bohnen ein Oehl unter dem Nahmen der Cacaobutter. Sie soll gegen Brustschmerzen und andere Uebel mit Nutzen gebraucht werden. Die spanischen Damen bedienen sich ihrer als einer Schminke.

Auch giebt die Bohne vor ihrer völligen Reife mit Zucker eingemacht, wie unsere welschen Nüsse, ein tref-

liches Confekt; doch erträgt es nicht leicht den Transport übers Meer.

Die Einträglichkeit des Cacao ist außerordentlich groß. In dem Jahre vor dem Ausbruche des amerikanischen Krieges wurden nur allein in den Hafen von Marseille eingeführt: 968123 Pf. Cacaobohnen.

Mexico soll jährlich an Cacao liefern 100 tausend Fanegas, jedes zu 110 Pfund gerechnet. Der Fanega kostet im Einkaufe nur gegen 7 Piaster, wird dagegen zu dem festgesetzten Preise von 38 Piaster wiederum verkauft. Europa soll hievon 60 tausend Fanegas; also für 2 Millionen 280000 P. erhalten, der Rest wird in Amerika selbst und auf den canarischen Inseln verbraucht.

Wenn nun gleich das spanische Amerika den meisten Cacao gewinnt, so ist dennoch der der Holländer und Franzosen sicher sehr bedeutend. Nur allein Surinam gab im Jahre 1775. über 700 tausend Pfund; 1771. aber 2 Millionen, das Pfund zu 9 Stüber, also dennoch 900000 Gulden. Daneben führt St. Eustach und Curacao zuweilen noch über 1 Million Pfund in Amsterdam ein; freilich kommt dieser durch Schleichhandel von der Carakaküste nach jenen holländischen Besitzungen.

Dies mag hinreichen, um die Wichtigkeit dieses Produkts zu überschlagen. Dennoch sind hier nur einige Länder berührt, in welchen man Cacao pflanzt, und



Capieux. sc. 1805.

Die Vanille.



die übrigen Besitzungen Spaniens, so wie die Portugalls sicher davon gleichfalls sehr ergiebig sind.

Zu dem Cacao gehört gleichsam, der Natur der Sache nach, die Vanille.

Die Vanille ist die Schoote einer Schmarotzerpflanze, eines Epidendrums (Epidendrum Vanilla. E. scandens foliis ovatis oblongis, cirrhis spiralibus. Diandr. Monagyn. L.) mit ovalen nervigten spitzzulaufenden Blättern, die aus dem Stamme sogleich hervorgehen, von der Größe eines Lorbeerblattes. Ihr kaum fingerdicker Stamm schlinget sich, wie der Epheu, an die Bäume bis 20 Fuß in die Höhe. Die Blume ist gelblich, grün und weißlich, und die Schoote nimmt nach ihrer Zeitigung gleichfalls eine gelbliche Farbe an. Vielleicht kommt der Nahme von der Eigenschaft gleich dem Weine vermittelst eigener Gabeln (cirrhi) an die Bäume hinaufzuranken; denn Dampier nennt sie Vinello; in Mexico heißt sie Tlixochitl. Uebrigens bedeutet Vayna spanisch eine Scheide, und Vaynella als das Diminutiv paßt auf die Schooten. Der Werth der Vanille besteht in ihrer Schoote, denn diese hat einen sehr feinen aromatischen Geschmack und Geruch, so wie auch die Saamenkörner. Die Erndte davon fällt im September und dauert bis zum December. Man sammlet die dann reifen bräunlichen Schooten, worinn der sehr kleine Saamen aufbewahrt ist. Die größten, besten Schooten sind über sechs Zoll lang, rund und fast

wie ein kleiner Finger dick. Diese trocknet man im Schatten, bestreicht sie mit Cacaooehl, und bindet sie in Paqueten zu 100 bis 150 zum Versenden zusammen. Durch das Trocknen wird sie braun, und so erhalten wir sie. Es giebt nach Einigen drei Sorten Vanille, die Pompona, die Ley oder die gute und die Simarona, Aftervanille. Nur die Ley ist die brauchbare, verkäufliche. Sie muß, obgleich getrocknet, bräunlich roth und wenn gleich runzlich, dennoch voll seyn, dabei einen starken, angenehmen Geruch haben. Im Jahre 1762. galt ein Packet von 50 Schooten in Holland von 10 bis 20 Flor. In Deutschland galt vormals das Pfund Vanille 10 bis 11 Rthlr., anjetzt aber 24 bis 30.

Der Hauptverbrauch der Vanille besteht in ihrer Beimischung zur Chokolade, auch zu mehreren Arten von Confekturen, ja sie wird bei uns von einigen zum Caffee gesetzt. Die Spanier geben dem Taback dadurch einen feineren Geruch; ihre Aerzte gebrauchen sie aber als magenstärkend. Da sie aber sehr erhitzt, so muß man sie mit großer Behutsamkeit gebrauchen.

Sie ist nicht auf Mexico beschränkt; man findet sie, wie den Cacao, in sehr vielen andern Ländern des heissen Amerika; dennoch erhalten wir sie hauptsächlich nur von den Spaniern.

Ins Unendliche führte uns die Flora dieser herrlichen Länder, da bereits die ältesten Schriften, z. B. die eines Hernandez auf 1200 im Mexicanischen einheimi-

scher Pflanzen gedenkt. Selbst die Gärten des Kaisers Motezuma gewährten den reichsten Anblick für die Botanik. Dort fanden sich nicht nur die schönsten Blumen, sondern alle den Mexicanern bekannt gewordenen Arzneikräuter. Uns sind besonders die Passionsblume (Grenadilla. Passiflora caerulea Lin.) ferner der Baum, der den Copal liefert, so wie der Mamey, die Sapotiers (Achras Mammosa und Sapota L.) dessen bittere Kerne dennoch die Amerikaner oft statt des Cacao gebrauchen, und mehrere bekannt worden, die theils wegen ihrer Früchte, theils wegen ihres Balsams, ihres Harzes oder der Heilkräfte ihres Holzes und Laubes schätzbar sind.

Hier findet sich auch das merkwürdige Gewächs, das als Ausnahme von den übrigen Pflanzen, seine besaamten Fructificationstheile in die Erde senkt und nur dorten Früchte bringt. Dies ist die Erdpistacie oder Erdnuß, Erdeichel. Die Cacahuate, Tlalcacahuate oder Manobi (Arachis hypogaea Linn. Diadelphia). Aus einer weißlichen Wurzel verbreiten sich mehrere eckigte röthliche Stämme über der Erde, wovon der mittlere sich am meisten mit seinen eyförmigen hellgrünen Blättern emporhebt. Diese stehen paarweise je vier und vier gegen einander. Die Blumen sind gelbröthlich und gestielt, nach Andern weißlich. Wenn die Fructification geschehen ist, senkt sich der Griffel in den Boden und entwickelt dort unter der Erde die Frucht. Wurzel und

Frucht sind jezt von der Erde bedeckt und jene flechtet oftmals kleinere Zweige um ihre Nachkommenschaft. Diese besteht aus einer Schale oder Schoote, in welcher sich zwei Mandeln, dem Fichtensaamen ähnliche Kerne, bilden. Aeußerlich röthlich ist ihr Inneres weißlich und nicht unangenehm von Geschmack. Man genießt sie geröstet wie Caffee, und diese Erdpistacien sollen ebensowohl nähren als erhitzen und zur Liebe reizen. Auch preßt man ein hellbrennendes Oel daraus.

Dies sonderbare Gewächs gehört aber nicht blos dem heißen Theile von Amerika, Rumph fand und beschrieb es gleichfalls im Orient.

Was mögen uns von Humbolds fleißige Beobachtungen in Mexico noch für andere Wunder der dortigen Flora liefern! Er wird sicher genauer erzählen, was für eine Bewandniß es habe, mit dem Cheiranthostämon, dem Händebaum. Sie fanden ihn bei dem Botaniker Cervantes in Toluccan. „Eine Gattung heißt es, die „ein fast einziges Phänomen darbieret, weil von den ältesten Zeiten her nur ein Individuum davon existirt!" Ist dieser Baum denn so alt als die Welt, oder reicht seine Lebenszeit doch bis zu den ältesten Nachrichten über Mexico hinauf? Clavigero nennt einen Baum den Arbol de Manitas, ein Baum der Blüthen trägt, die man die Handblumen nennt, weil das sechstheilige Pistill die Figur einer Affenhand mit Zehen und krummen Nägeln

nachahmt; ob dieser hieher gehört, wird uns unser berühmte Landsmann dereinst bestimmen.

Dies sey hier genug für den Werth der Flora von Mexico. Wir gehen jetzt zu dessen belebteren Welt, zu der Fauna.

Hebt man mit den geringern Thieren an, dann zeigt sich sofort aus der Entomologie das eben so merkwürdige, als für den Handel so wichtige Produkt, die Cochenille.

Mögen uns, bevor wir dies einträgliche Insekt genauer kennen lernen, einige Bemerkungen über die sonderbare und gewinnreiche Benutzung erlaubt seyn, die das weiter ausgebildete Talent des Menschen aus solchen Erzeugnissen der höher organisirten Natur hervorzusuchen verstand, welche dem roheren Sohne der Erde nicht bloß unnütz, sondern selbst schädlich und verächtlich schienen.

Durch den größern Anwachs der Volksmenge, durch das ebendaher nothwendig werdende Zusammendrängen der Individuen entstand gleichsam unwillkührlich eine totale Revolution unter dem Menschengeschlechte. Zuerst ward nämlich ein Anwachs der Nahrungsmittel nach jenem Verhältniß nothwendig; und der Mensch fühlte sich gezwungen darauf zu sinnen, wie er sowohl die bekannten Nahrungsmittel vermehre, als wie er selbst neue unbekannte hervorsuchen könnte, im Fall die ersteren

ihm durch irgend einen Zufall entweder geraubt oder auch geschmälert würden.

Sodann mußte eben dieses Näherrücken der Familien und der einzelnen Menschen überhaupt, eine größere Summe von zuvor schlafenden Leidenschaften und daher ein größeres Anstrengen, diese zu befriedigen, in Bewegung setzen. Das Nachsinnen hierüber erzeugt neue Ideen und einen höheren Grad von Thätigkeit in jeder Richtung, eine größere Entwickelung der Talente des Geistes. Der rauhe, isolirt lebende Jäger ist zufrieden, wenn er seine mühsame Arbeit, seine Jagd dadurch belohnt findet, daß er sich und seiner Familie den Hunger stillt, und durch die Haut des erlegten Wildes gegen die Witterung sicher stellt. Der Heerden weidende Nomade, ja selbst der Mensch, der durch den Pflug das Korn ins Unendliche vermehrt, wenn gleich beide schon stufenweise weit unabhängiger vom Zufall, schätzen dennoch nur dasjenige hauptsächlich hoch, was einen direkten Bezug hat auf ihr jährliches Ausreichen mit den gröberen Bedürfnissen des Lebens.

Wenn aber das Glück ein oder das andere Individuum dieser zahlreichen Menschenklasse mehr oder weniger begünstigt hat; wenn der Aermere dadurch von dem Reicheren mehr abhängig wird; wenn bei Letzterem der müssigen Stunden mehr werden; dann sinnt sein Geist nun auf neue Methoden sich sein Dasein bequem zu machen, und sich vor seinen Mitmenschen auszuzeichnen. Der ar-

beitsame Dürftige bietet dagegen sodann alles auf durch irgend einen neuen Erwerbszweig sich jenem Beglückteren wo möglich zu nähern oder sich wohl gar mit ihm ins Gleichgewicht zu setzen.

So entstanden und mußten entstehen Handwerker und Künste; Methoden theils Naturprodukte, welche im rohen Zustande nur geringen Werth haben, zu einem vielfachen Werth über sich selbst zu erhöhen, oder gar bis dahin völlig unnütze Produkte der Societät annehmlich zu machen, ja sie ihr als nothwendig aufzudringen.

Auf die Weise ward dann jener Hang der Reichen zur Bequemlichkeit und ihre Eitelkeit mehr und mehr geweckt und genährt. Der Aermere fand aber in seinen Talenten, in seinem Geiste eine bisher unbenutzt gelegene Schatzgrube, die ihm viel mehr eintrug, als die größeren Heerden oder die saatenreicheren Felder des von ihm so lange beneideten Nachbarn.

Endlich kam noch ein neuer Antrieb zum Aufsuchen neuer Produkte oder vielmehr zur Benutzung derselben für die Societät hinzu; dies war das mit der wachsenden Volksmenge selbst zunehmende Heer der Krankheiten. Da ist denn nicht leicht zu entscheiden, um wie viel es leichter oder schwerer gewesen seyn mag, ein neues Kraut für die Färberei und für ein neues Gewand, oder ein neues Kraut für die Arzneikunde, ein neues Heilmittel der Societät zuzuführen.

Plinius nennt den Zufall den Gott der Erfindungen. Er erzählt daher den Ursprung des Glases nach dieser Art. Ein Kaufmannsschiff, welches Nitrum (Salpeter, vielleicht nur Salz) geladen hatte, landete an einer sandreichen Küste von Palästina. Beim Mangel an Steinen zur Unterlage unter den Kochkessel bediente sich die Mannschaft der Salzblöcke. Vom Feuer geschmolzen vermischten sie sich mit dem Sande und brachten eine unbekannte Flüssigkeit, das Glas, hervor.

Auf ähnliche Weise behauptet Plinius, daß ein unkundiger Schäfer, der den eisernen Kopf seines Schäferstabes vom Erdboden festgehalten fühlte, den Magnet entdeckt habe; ja endlich daß durch eine Dohle das Inokuliren der Bäume erfunden sei. Läuft aber bei diesen Erzählungen nicht alles darauf hinaus, daß selbst wenn diese Angaben völlig der Wahrheit gemäß gewesen, der Mensch dennoch diesen Zufall zu nützen und nur durch weiteres Nachforschen und richtiges Beurtheilen eine glückliche Anwendung davon zu machen müsse verstanden haben? Und so machte mithin die Vernunft des Menschen, nicht der Zufall die Erfindung; letzterer gab nur die Veranlassung dazu.

Aber auch bei den Erfindungen spielt das Klima in gedoppelter Hinsicht eine bedeutende Rolle; einmal in Rücksicht seiner Einwirkung auf den Menschen; und sodann

in Rücksicht auf die durch dasselbe dem Lande zugestandenen oder versagten Naturprodukte.

In den rauhen Winterregionen war es unstreitig wo der Mensch im Pelze des Seehundes, des Wolfes oder des Zobels der Witterung Troz bot und zu allen Moden veranlaßte, die das Pelzwerk jezt hervorgebracht hat; wo er sich Wohnungen unter der Erde oder von Gebälk mit Moos ausgestopft bauete und wo er endlich den Ofen oder den Kamin erfand. Er errichtete sich dort nur einfache Hütten oder geringere Häuser; zur schönen Architektur der Tempel und Palläste ließ ihn weder der stete Druck für die ersten Bedürfnisse des Lebens ängstlich zu sorgen, noch der schnell vorübereilende Sommer Muße und Zeit.

Unter dem minder günstigen Himmel und bei dürftigerm Erdreiche bildete sich der eiserne, tief den Boden aufreißende und zusammengesetztere Pflug, da dem Afrikaner die Hacke, oder die den reicheren Boden nur oberflächlich die Erde aufkratzende einfache hölzerne Pflugschaar, Genüge leistete.

Italiens Bewohner kümmert nicht die Sägemühle oder die zusammengesetzte Säemaschine; er überläßt sie dem minder begünstigten Nordländer. Und wenn sich sogar der Leztere durch daurende Anstrengung zu einer bequemeren Lage hinaufgearbeitet hätte, so war ihm ja vom Klima selbst der Reichthum an Produkten versagt, woran der Bewohner des wärmeren Erdstrichs mit der

unbeschränktesten Wahl seinen Erfindungsgeist üben kann. Die Prunklust des Weibes ist in dem dürftigeren Lande auf gröbere Erdfarben, oder gar auf das Durchbohren der Lefzen oder des Nasenknorpels eingeschränkt, wo wäre das feinere Farbenmaterial aus dem Thier- oder Pflanzenreiche des wärmeren Himmels herzunehmen gewesen?

In der alten Welt, wo, wie wir zuvorsahen, die Entwickelung aller Talente viel früher Statt fand und wo sie daher viel höher standen, als in der neuen, haben denn die von der milderen Sonne beschienenen Regionen die Handwerke und besonders die feineren Künste einen erstaunlichen Grad von Vollkommenheit erreicht. Seit wie vielen Jahrhunderten bieten hier der Kaufmann, der Manufacturist, der Naturalist und der Scheidekünstler alles auf, die Sinne und die Prunklust des verfeinerten Menschen zu reizen; und wie ward dies durch die Schiffahrt erleichtert und vervollkommnet!

In der neuen Welt waren freilich eben wegen des allgemeinen Zurückstehens der dortigen Cultur auch die Gegenstände des Luxus weniger mannigfaltig und weniger verbreitet. Allein der Natur der Sache selbst gemäß, war auch dort in dieser Rücksicht der Gang der Dinge eben derselbe. Der höher wohnende Nordamerikaner kannte nur wenige Gegenstände der Bequemlichkeit und des Luxus. Der Virginier trug schon prächtigen Federputz und berauschte sich durch Taback; der Mexicaner hingegen bauete gar ansehnliche Tempel, er webte schon Kleider

aus Baumwolle und trank bis zum Uebermaaß den gährenden Saft der Agave; er mahlte mit den Federn seines treflichen Waldgeflügels *); er färbte mit Indigo, Roucon und Cochenille.

Der speculative Europäer führte dann auch diese neue Genußarten seinen Landsleuten von dorther zu. Er concentrirt jetzt in sich alle Arten der Wollüsteleien, welche man in den übrigen Welttheilen kennt und fast jedes Unternehmen über den weiten Ocean zweckt mit darauf ab, neue Gegenstände aus den unbekannten Theilen der Erde für das Auge oder für die Zunge aufzufinden und in Gold zu verwandeln.

Hier ist es denn höchst merkwürdig, wie der Speculationsgeist selbst die dem ersten Anscheine nach so verächtlichen Geschöpfe des Thierreichs, die Insekten, in dieser Rücksicht zu seinem Nutzen zu zwingen versteht; und wie dies alles durch die tieferen Forschungen der Natur bis zu einem anfangs kaum glaublichen Werth erhöhet worden ist.

Wer würde es verzeihen hier umständlich an den Honig und das Wachs, an die Seide und an alle die dadurch in Umlauf gebrachten Millionen erinnern zu wollen? Auch scheint es nicht schwer zu erklären, wie der

---

*) M. s. hierüber weiter unten.

Mensch auf den Einfall gerathen konnte, ein so dichtes Gewebe, als der Seidenwurm spinnet, zu feinen Gewändern oder Putzkleidern anzuwenden, sobald überhaupt einmal die Kunst zu weben, zu stricken, oder feine Fäden zu einem großen Ganzen zusammenzuflechten erfunden war.

Behauptete doch bereits Demokrit, der Mensch verdanke den Spinnen die Webekunst. Hierauf spielte ebenfalls Ovids Fabel von der Verwandlung der großen Weberinn Arachne in eine Spinne an; heißt doch arach bei den Arabern spinnen. Die Betrachtung des schönen Gewebes der sogenannten Kreuzspinne (Aranaea Diadema L.), ihr lothrechtes Herabsenken an dem langen starken Faden, ihr Festheften der Fäden selbst, und die bewundernswürdige, geometrische Regelmäßigkeit des zuletzt dadurch entstehenden großen Netzes, scheint leicht einen aufmerksamen Beobachter auf einen Versuch zur Nachahmung führen zu können, nur mußten ihm wenigstens zuvor Stoffe, Materien bekannt seyn, welche sich vermöge ihrer Feinheit, Zähigkeit und Biegsamkeit zu ähnlichen Arbeiten schickten.

Diese schöne Spinne, die Kreuzspinne, hat aber zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts einen Webestoff geliefert, der wirklich zu Strümpfen und Handschuhen benutzt worden ist. Der Präsident Bon von Montpellier sandte 1709. dergleichen Kleidungsstücke an die Akademie der Wissenschaften zu Paris. Sie waren aus derjenigen

Seide gewebt, womit die Spinne ihre Eier zum Schutz überzieht und hatten eben so viel Stärke als ähnliche Arbeiten von gewöhnlicher Seide. Die Eierhülle oder das Cocon der Spinnen, wurde zu dieser Absicht, nachdem man dasselbe durch Schlagen von allem Staube gereiniget hatte, in einem Gemisch von Seife, Salpeter und arabischen Gummi drei Stunden lang gekocht, sodann mit warmem Wasser von der Seife gereinigt, und endlich getrocknet. Zum Kämmen wurden feinere Karden, als selbst zur gewöhnlichen Seide gewählt, und der Präsident Bon gewann auf die Art eine schöne mausefarbige Seide, woraus er die Strümpfe weben ließ.

So annehmlich dies neue Produkt nun auch anfangs für die Manufacturen schien, so zeigte einer der talentvollsten, emsigsten Naturforscher, Hr. v. Reaumur, hiebei mehrere zum Theil unübersteigliche Schwierigkeiten. Einmal erforderte die große Feinheit des Fadens dieser Spinnseide über 80 solcher Fäden, um einem Faden unserer Raupenseide an Stärke gleichzukommen. Achtzehntausend einzelner Fäden der Spinnenseide bildeten nur erst einen Faden starker Näheseide, und zu einem einzigen Pfunde Seide waren 663522 Spinnen nothwendig. Indeß hätte man dies durch die Menge ersetzen können, allein die Natur dieser Thiere selbst machte letzteres unmöglich. Der Seidenwurm lebt in ungeheurer Gesellschaft friedlich und durchaus ruhig nebeneinander fort, sobald er seine vegetabilische Nahrung hinreichend findet.

Die Spinne lebt nur von Thieren und von dem Blute oder den Säftchen derselben. Reaumur reichte ihnen diese Nahrung zwar im Ueberflusse, theils durch Fliegen, theils, was noch leichter zu erhalten steht, durch Regenwürmer. Aber bei allem Ueberflusse würgten sich diese bösartigen Geschöpfe stets unter einander selbst, sobald sie sich nur erreichen konnten. Es ist also durchaus unmöglich, einen eigentlichen Spinnenbau, gleich einem gewöhnlichen Seidenbaue anzulegen, denn es wäre lächerlich sie einzeln erziehen zu wollen.

Außer dem wichtigen, allgemeinen Nutzen der Spinnen, in der animalischen Welt viel Tausend andere Thiere, deren Ueberfluß schädlich würde, zu vernichten, hat man bis jetzt von dem Gespinste selbst seine Nützlichkeit nur bei frischen Wunden zum Blutstillen entdeckt. Das Spinnengewebe ist adstringirend, und die Landleute erkennen diesen Nutzen bei vorkommenden Fällen.

Unter den übrigen geringeren Thierarten, welche der Mensch bei Fabriken und Manufacturen anjetzt benutzt, gewähren ihm dann offenbar diejenigen den größten Gewinn, woraus er Farben zu erzielen versteht. Zwar sind einige derselben, als Arzneimittel angewendet, z. B. die Kellerwürmer (Asellus), die Ameisen und besonders die Cantharidén von vorzüglicher Wichtigkeit; aber als Waare nach Gelde berechnet, kommen sie jenen Insekten, die der Färber benutzt, nicht gleich.

Das Gallinsekt (Cynips L.) und die Schildlaus (Coccus L.) gehören zu den vorzüglich nutzbaren Insekten.

Der Gallapfel ist nichts weiter als eine Krankheit, eine durch den Stich der Gallwespe in das Blatt oder den Zweig einer lebendigen Pflanze hervorgebrachte Geschwulst, in deren Mitte das Weibchen der kleinen Gallwespe vermittelst ihres Legestachels ihr Ei oder ihre Eier hineinlegt; woraus dann bald darauf eine oder mehrere Fliegenmaden entspringen. Die Gallwespe des brauchbaren Gallapfels legt nur ein einziges Ei in die Geschwulst. So wie die Made wächst, nimmt gleichfalls die Geschwulst, die Hülle des Thierchens, in theils kugelförmiger, theils ovaler Gestalt zu, dies ist alsdann der Gallapfel, wovon einige auch eine minder regelmäßige Gestalt haben, und in mehrere Zellen getheilt sind, deren Verschiedenheit aber je nach der Pflanze und der Art der Gallwespe ins Unzählbare geht.

Die Made lebt von dem Safte der inneren Wände des um sie gewachsenen Geschwulstes, verwandelt sich sodann in eine Puppe, und hierauf in ein kleines Insekt mit vier häutigen Flügeln. Nur das Weibgen ist mit einem scharfen Legestachel versehen. Dennoch bleibt diese Wespe nach der letzten Verwandlung noch so lange in ihrer Höhle ruhig liegen, bis ihr neuer Körper und besonders ihre Freßzangen sich erhärtet haben. Hiermit fängt sie sofort an den Ball, ihr bisheriges Schlafge-

mach, zu durchnagen, arbeitet sich endlich einen runden Kanal bis zur Oberfläche des Gallapfels hindurch, und entfliegt sobald ihre Flügel hinreichend entfaltet und erhärtet sind. Man wird daher sogleich an dem Apfel selbst bemerken können, ob das Thier bereits ausgeflogen ist; denn eben daher zeigt sich an dem Gallapfel eine zirkelförmige Oefnung, welche zu jenem Kanale führt. Reaumur und unser Roesel haben die merkwürdige Geschichte dieses Thierchens aufgeklärt und durch schöne Zeichnungen erläutert.

Diese Galläpfel nutzt schon seit vielen Jahrhunderten der Mensch zur Färberei; Plinius gedenkt ihres Nuzzens bei den Färbereien als einer damals längst bekannten Sache. Wie mag da diese färbende Eigenschaft wohl zuerst entdeckt seyn? denn es erfordert immer einige Zeit, bevor der in irgend eine Flüssigkeit geworfene Gallapfel dieselbe dunkel färbt.

Wir erhalten die besten größten Galläpfel aus der Levante, worunter besonders die von Aleppo berühmt sind; dort finden sie sich vorzüglich bei Mozoul am Tigris etwa 15 Tagereisen von Aleppo. Wahrscheinlich rühren sie, der Größe und Gestalt nach zu urtheilen, von einer andern Art Gallwespe her, als die unsrige ist. Diese, welche jenen an färbender Kraft weit nachstehen, erzeugt bekanntlich die Gallwespe des Eichenblattes (Cynips Quercus folii L.)

Der Nutzen der Galläpfel ist sehr ausgebreitet. Zur Dinte und noch weit mehr zu der schwarzen und grauen Farbe bedienen sich ihrer die Färber sowohl zum Färben der Wolle, der Seide, als des Leders. Daher ist denn der Verkehr damit außerordentlich groß. Smyrna allein liefert den Holländern und Engländern jährlich auf 10 tausend Centner; und, wenn dies gleich noch nicht die Hälfte der in Handel gebrachten Galläpfel ist, so macht es doch wenigstens einen Werth von mehr als einer halben Million Thalern, denn schon vor 40 Jahren kostete in Amsterdam der Centner 40 holl. Gulden.

Wer hätte es einer kaum bemerkbaren Fliege zugetrauet, daß sie ein solches Capital in Umlauf setzen und dadurch Tausende von Menschen ernähren würde?

Der Nutzen der Gallwespe ist zwar für die Färberei sehr bedeutend, aber das durch sie erzeugte Farbenspiel ist dem Auge weder so auffallend und prächtig, als jenes, welches das noch kleinere und noch sonderbarere Insekt, die Schildlaus, unter welches Geschlecht sowohl das Kermesthier, als die Cochenille gehört, hervorbringt.

Fast Alles, was die Färbekunst von dem brillantesten Roth, von Rosa, Purpur, Violett bis zu Erhöhung des schönsten Blau Trefliches aufzuzeigen hat, verdanken wir jetzt einem Thierchen, von welchem man noch im vorigen Jahrhunderte kaum wußte, zu welchem Reiche der Natur man es rechnen sollte. Dennoch reicht der Gebrauch und

der Werth dieser Thiere bis in das höchste Alterthum hinauf. In Beckmanns schätzbarer Geschichte des Kermes, zeigt der berühmte Tychsen, daß die Kermesfarbe schon vor Moses durch die Phönicier, so wie auch in Egypten bekannt war; daß aber der Nahme Kermes persischen Ursprungs sey, wovon sodann unsere heutigen Benennungen Karmoisin, Karmin und ähnliche hochrothe Farben abstammen.

Indeß konnte dieser Kermes den Purpur der Alten noch nicht verdrängen; dies war den neueren kundigeren Zeiten durch die Benutzung einer anderen Art der Schildläuse, nämlich durch die Cochenille, aufbehalten.

Das Geschlecht der Schildlaus (Coccus Linn.) gehört zu den Thieren mit halben Flügeldecken, einem sehr kleinen Saugestachel an der Brust, kurzen gegliederten Fühlhörnern und sechs Gangfüßen. Das dicke schwerfällige Weibchen ist stets ohne Flügel; hingegen ist das kleinere Männchen ein lebhaftes Thier mit zwei Flügeln und zwei langen Borsten am Hinterleibe. Man sollte letzteres durchaus für ein Thier aus einem andern Insektengeschlechte halten, wenn uns nicht die Paarung und die ganze Entstehung des Insekts von dem Gegentheil überführte.

Ganz fremd ist indeß diese sonderbare Verschiedenheit von Mann und Frau bei den Insekten nicht. Sind doch die Weibchen einiger Nachtvögel (Phalaena antiqua und Ph. gonostigma Bombyces L.) gleichfalls un-

geflügelte, ungeheure, schwerfällige Wesen, auf welchen das kleine muntre Männchen bei der Paarung, wie auf einem zu besaamenden Erdreiche umherläuft.

Drei bis vier Arten der Schildläuse verdienen besonders die Aufmerksamkeit des Manufakturisten und des Kaufmanns; hierunter ist denn freilich heut zu Tage bei weitem die wichtigste die Schildlaus, die uns die Cochenille liefert. Wenn wir letztere, da sie besonders Mexico angehört, genauer beschreiben, so kann dies zugleich zu einer hinreichenden Kenntniß von der Natur der übrigen nutzbaren Arten dienen.

Die erste ist der Kermes der Alten (Coccus Ilicis L. Lou Vermeou in der Provenze). Er lebt auf der Steineiche in Spanien, dem südlichsten Frankreich, auf den Inseln des Archipels und in mehreren Theilen Asiens und dem nordlichen Afrika. Französische Naturalisten zählen diese Schildlaus zu dem Geschlechte der Blatsauger (Chermes L.). Sie gestehen aber selbst ihr Unterschied von der Schildlaus sey zu unbedeutend, um sie nicht gleichfalls zum Coccusgeschlecht zu rechnen. Indeß soll die Schildlaus doch darinn von dem Chermes abweichen, daß das Weibchen des letztern stets noch die Figur eines Insekts behalte, das Weibchen des Kermes hingegen zuletzt nur einer Beere gleicht.

Die zweite Art ist der Gummi-Lackwurm (Coccus ficus indicae). Er bewohnt Indostan und wir werden ihn zu seiner Zeit genauer angeben. Von ihm

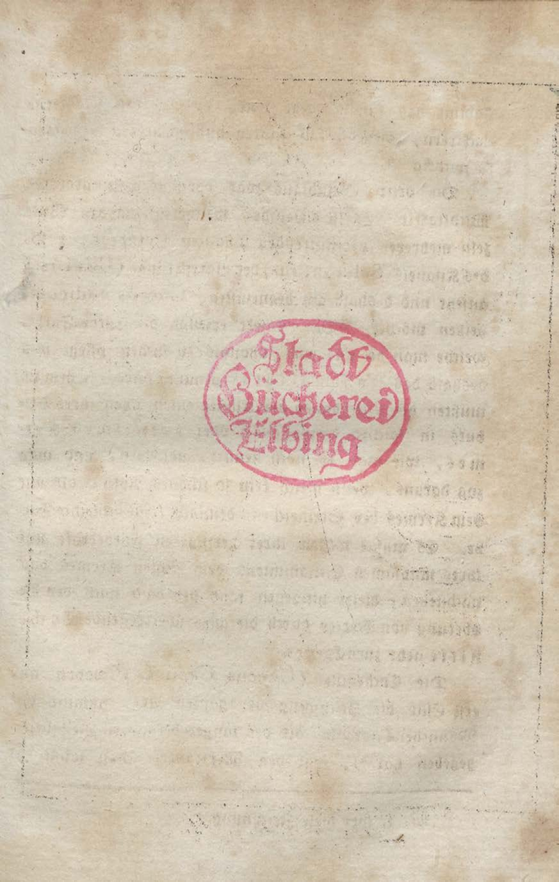
stammt das schöne rothe Lack, welches den Mahlern, Lackirern, Siegellackfabrikanten und mehreren Arbeitern so wichtig ist.

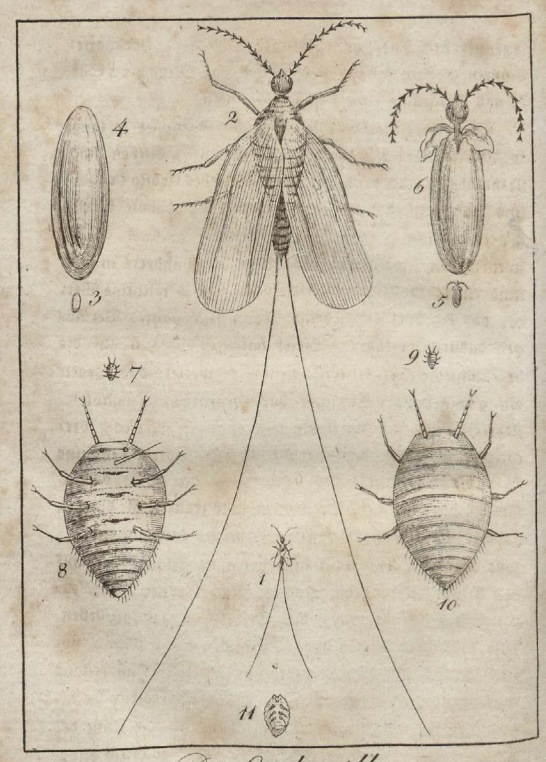
Die dritte Schildlaus war vormals von größerer Wichtigkeit. Es ist diejenige, welche sich an den Wurzeln mehrerer perennirenden Pflanzen Europens, z. B. des Knauels (Scleranthus) der Bärentraube (Uva Ursi) ansetzt und deshalb am bequemsten, Coccus radicum, heißen möchte. Das Insekt erzeugt die rothe Farbe, welche man bei uns um Johannis zu suchen pflegt und deshalb das Johannisblut genannt wird. Ehemals mußten die Unterhanen der Klöster einen Theil ihres Tributs in solchen deutschen oder polnischen Kermes, wie man es noch nennet, abliefern, und man zog daraus, wenn gleich kein so schönes Roth, als aus dem Kermes der Steineichen, dennoch keine schlechte Farbe. Es mußte wegen ihrer geringeren Färbekraft und ihres mühsamen Einsammlens dem ächten Kermes bald nachstehen; dieser hingegen fand sich bald nach der Eroberung von Mexico durch die alles übertreffende Cochenille sehr zurückgesetzt.

Die Cochenille (Coccus Cacti L.) wovon nur erst Ellis die Zeichnung der ganzen Art, nämlich des Männchens sowohl, als des länger bekannten Weibchens, gegeben hat *), war den Mexicanern schon lange vor

---

*) M. s. hier diese Zeichnung.





Die Cochenille.

Ankunft der Europäer bekannt. Mehrere Ortschaften mußten jährlich den alten Regenten von Mexico 20 Säkke voll Cochenille zum Tribut entrichten.

Es ist aber merkwürdig, daß wir Europäer so lange in Zweifel über die Natur der Cochenille geblieben sind. Denn obgleich die früheren Nachrichten des Acosta (1530.) und anderer den animalischen Ursprung davon bereits richtig angaben, so erhob sich dennoch desfalls, selbst noch in den Zwanzigern des 18ten Jahrhunderts in Holland ein so wichtiger Streit, oder eine so wichtige Wette, daß ein dort angesehener Mann sein ganzes Vermögen dadurch verlohr. Dieser hatte es nämlich auf die vegetabilische Natur der Cochenille verwettet, dahingegen ein gewisser von Ruuscher das Gegentheil behauptete. Letzterer trug nun durch einen Freund in Mexico, vermittelst mehrerer dort gerichtlich bekräftigten Zeugnisse über die Animalität der Cochenille, den Sieg davon. Er ließ diese Nachrichten spanisch und französisch drucken (1729.) nahm seines Gegners Vermögen wirklich zu sich; war aber so billig, nach dem geringen Abzuge der auf den Streit verwendeten Kosten, dem Gegner, der zugleich sein Freund war, das Seinige wieder zuzustellen. Wie sonderbar hatten diese Würmchen einen Mann um sein ganzes Vermögen gebracht! Dieser Mißverstand war dennoch zu entschuldigen. Denn die trockne Cochenille, so wie sie zu uns kommt, hat, da die Füße des Thiers völlig zusammengeschrumpft sind, wirklich einige

Aehnlichkeit mit einer getrockneten Corinthe oder breitem runzlichten Korne *), und der in Spanien beigelegte Nahme Grana, läßt sich leicht für gleichgeltend mit Grano, wiewohl unrichtig, annehmen. Selbst bei der gedörreten verkäuflichen Cochenille kann man sich indeß selbst überzeugen, daß sie ein Insekt ist; denn wenn diese in Essig geweicht wird, zeigen sich die Reste der 6 Füße.

Was zuvor für die allgemeinen Charaktere des Geschlechts der Schildlaus (Coccus) gesagt ist, reicht sicher hin einen richtigen Begrif von der Cochenille zu geben, sobald man unsere Kupfertafeln und ihre Erklärung hiebei zu Hülfe nimmt. **)

Das, worauf es in Rücksicht des Nutzens dieses Insekts ankommt, ist die Fortpflanzung. Das fast unbewegliche Weibchen erwartet das lebhafte fliegende Männchen; wird von ihm befruchtet, bleibt alsdenn noch fester an der Pflanze haften, um daraus die Nahrung vermittelst des Saugestachels zu ziehen; schwillt nach der Befruchtung durch die große Masse der Eier zu einer außerordentlichen Größe an, und stirbt sobald die Jun-

---

*) M. s. die Fig. Nr. 11.

**) M. s. die Fig.

gen ausgeschlossen sind an demselben Orte. Das Männchen überlebt kaum die Begattung.

Bei der Gewinnung der Cochenille kommt es nun darauf an, zu gehöriger Zeit die so aufgeschwollenen Weibchen, lebende Eiersäcke könnte man sie nennen, glücklich einzusammlen, und zugleich für die künftige Brut zu sorgen.

Diese Schildlaus lebt auf mehreren Arten des Cactus, oder Nopals, z. B. auf dem bei uns bekannten sogenannten indianischen Feigenblatte (Cactus Opuntia L.) ferner auf einer besondern noch nicht hinreichend beschriebenen Nopalart, die daher Cactus coccinellifer benannt ist. Clavigero sagt ausdrücklich, die Nopale, worauf er sie sahe, sey stachelicht gewesen. Ulloa, der sie gleichfalls an Ort und Stelle beobachtete, behauptet dagegen die Opuntie, worauf man die Cochenille im südlichen Amerika ziehe, sey ohne alle Stacheln.

Das Hauptland für die Cochenille ist Mexico, d. i. Neuspanien. Denn wenn sie auch gleichfalls in Südamerika, besonders in Loja und einigen andern Ortschaften und Provinzen von Peru gezogen wird, so kommt dieses in Rücksicht der Quantität nicht der mexicanischen gleich, wo man, besonders in Mixteca, Guaxaca, die größten Pflanzungen von der Opuntia, oder bestimmte N o p a l e r e i e n mit Sorgfalt bauet.

Eine Plantage von Nopalen hält höchstens zwei Morgen (arpens) Landes.

Die Pflanzung selbst geschieht, nach dem Zeugnisse des Ulloa, indem man reihenweise ein oder zwei Nopalblätter eine halbe Vara (etwas über 1 Fuß) tief und zwei Varas weit von einander in die Erde legt und sie damit bedeckt. Dieses Blatt treibt bald darauf ein neues aus der Erde hervor, welches der Stamm der künftigen Opuntia ist, mehrere Blätter in verschiedenen Richtungen hervortreibt und so eine neue Pflanze von drei Varas Höhe bildet. Im Frühlinge zeigen die Nopalen ihre ganze Schönheit; sie blühen. Die Blume ist klein, bringt eine Feige, Tuna genannt, als Frucht. Sie ist sehr schmackhaft und gesund, hat aber die besondere Eigenschaft den Harn so roth, wie Blut zu färben, und dadurch den Unkundigen zu erschrecken. Man sieht also, daß das hohe Pigment, wodurch uns die Cochenille so schätzbar wird, in den Säften des Nopals liegt.

Auf die Blätter dieser Nopalen tragen nun die Wärter der Nopalereien im Mai und Junius die trägtigen Weibchen. Sie bereiten darzu eigene kleine Nester, Pastels auch Sacatillo genannt, von feinem Heu oder Moose; setzen etwa 15 Insekten in jedes Nest und geben jedem Blatte drei oder vier Nester. *) Bald darauf brechen die Jungen hervor, bevölkern die Nopalen und erzeugen eine unsägliche Nachkommenschaft.

---

*) M. s. das Kupfer.

Die Natur hat es glücklicherweise für uns so eingerichtet, daß das Verhältniß der Weibchen gegen die Männchen wie 1 zu 300 ist; letztere können auch beim Einsammlen nicht in Betracht kommen, da ihr kleiner beflügelter Körper gleichsam von selbst sogleich nach der Begattung vergeht.

Die Weibchen hingegen, welche ihre Gestalt nie, wie die Männchen, verändern, häuten sich vor dem Eierlegen, und selbst diese Häute werden zum Färbestoff eingesammlet. Man fegt sie sanft mit eigenen Wedeln von Kaninchenhaaren von den Opuntien ab.

Das Einsammlen der Cochenille geschieht dreimal im Jahre; man könnte Hrn. Thierry zufolge 6 Lesungen halten, wenn die Regen es nicht verhinderten. Die erste Lesung geschieht im December, die letzte im Mai. Ein Theil wird zur künftigen Zucht zurückgelassen.

Die Cochenille wird hiebei von den Nopalen vermittelst eigener von Reh- Kaninchen- oder andern feinen Haaren gemachten langstöckigen Pinseln behutsam in irdene Gefäße abgefegt.

Es giebt sodann dreierlei Methoden sie zu tödten und weiter zuzubereiten.

1) Man taucht sie in Körben in kochendes Wasser und trocknet sie nachmals. Diese Cochenille ist braunroth, und hat größtentheils den weißlichen Puder verlohren, womit sie zuvor bedeckt ist.

Andere tödten und dörren sie sofort in eigenen Oefen, Temascales genannt. Hiedurch erhält sie ein grauliches, roth und weiß marmorirtes Ansehen, heißt daher Jaspeade. Diese wird am höchsten geachtet, sie kommt unter dem Nahmen Cochenille mesteque (von der Landschaft Mixteca) im Handel vor.

Die dritte Art sie zu tödten geschieht auf eisernen Pfannen, die zum Maizbrodbacken dienen, Comales genannt. Dies giebt eine zu dunkle Cochenille; sie heißt daher Negra.

Ist die Cochenille gut und von lebenden Müttern, so verliert man nur $\frac{2}{3}$ am Gewicht durch das Dörren. Im entgegengesetzten Falle geben 4 Pfund nur 1 Pfund brauchbare Cochenille.

Zwar giebt es noch eine Cochenille, welche man die wilde nennt (Cochenille sylvestre nach Thierry) diese soll sich von der ächten nur dadurch unterscheiden, daß sie mit einem weißen wollartigen Wesen überzogen ist, während daß die ächte nur wie weißlich bepudert erscheint. Diese schlechtere findet sich auch auf St. Domingo und anderen Gegenden Westindiens. Indeß ist die Ausbeute davon zu geringe und zu schlecht, um im Handel wichtig zu werden.

Die Cochenille hat mehrere Feinde. Besonders richtet die Larve oder die Raupe einer Art des Sonnenkäfers (Coccinella Cacti) große Verheerung darunter an; auch sollen noch andere Larven ihnen nachstellen;

ja die dortigen Feldmäuse verzehren gern die gute ächte Cochenille.

Die ganze Ausbeute der Cochenillenzucht ist äußerst wichtig. Im Jahre 1736. wurden siebenhunderttausend Pfund nach Europa gebracht; Raynal setzt zwar nur im Durchschnitt 460000 Pfund, dahingegen andere gültige Schriftsteller gar 880000 Pf. annehmen. Letztere Angabe scheint deshalb nicht übertrieben, weil der steigende Luxus seit 1736., wo bereits über 700tausend Pfund wirklich eingeführt wurden, leicht diesen Handelsartikel um 100tausend Pfund mag vermehrt haben.

Vormals galt bei uns das Pfund gegen 8 Thaler, jetzt über 10. Dies kaum bemerkbare Insekt bringt mithin jährlich das große Capital beinahe von 9 Millionen Thaler hervor.

Ein so erstaunlicher Gewinn, der dabei so leicht zu bewerkstelligen ist, daß ein einziger Mensch, ein Indier, den man hiezu besonders abgerichtet, eine Nopalerei fast allein besorgen kann, machte längst mehrere Handelsstaaten, die Colonien in Westindien besitzen, darauf eifersüchtig.

In Frankreich erbot sich ein Botanist, Menonville de Thierry, den gefährlichen Versuch zu machen, die wahre lebende Cochenille aus Neuspanien zu holen und sie nach St. Domingo zu verpflanzen. Mit größter Gefahr, da man ihm auf Vera Crux den Paß nach Mexico zu gehen verweigerte, wanderte er 1777., größtentheils

zu Fuße nach Guaxaca, dem eigentlichen Sitze der Mestequen-Cochenille; und durch eben so viele Kühnheit als Geistesgegenwart gelang es ihm, viele Nopalenzweige, welche reichlich mit lebendiger Cochenille besetzt waren, glücklich von dort zu entführen und auf St. Domingo zu verpflanzen. Allein Frankreich genoß nicht lange seiner güldenen Beute. Thierry starb bald, sey es aus Neid gegen den herzhaften Patrioten, oder aus Unkunde, genug die Nopalenpflanzen wurden nebst der ächten Cochenille vernachläßigt und kamen um. Seitdem hat St. Domingo nur die unächte, wilde Cochenille, und Spanien ist von neuem einzig im Besitz dieses bedeutenden Handelszweiges.

Die Cochenille zur Färberei benutzen zu lernen, dies konnte selbst den roheren Indiern nicht schwer werden. Sobald man nämlich nur ein volles Weibchen zerdrückt, so färben sich die Finger sehr lebhaft roth. Wir Europäer hatten bei der Benutzung der Cochenille in den früheren Zeiten uns nur des Alauns als eines Zusatzes oder Beizmittels bedient, um dadurch höchstens karmesin, nelken- oder amarantfarb zu färben. Ganz etwas anders war es aber unseren prächtigen Scharlach und die übrigen herrlichen Nüanzen des schönsten Roths und Purpurs daraus hervorgehen zu lassen.

Hiezu hat allerdings der Gott des Plinius, der Zufall, Anlaß gegeben.

Bei dem berühmten Holländer, Cornelius Drebbel, eben dem, welchem man die Erfindung der Thermometer, zu Anfange des 17. Jahrhunderts, zuschreibt, stand Cochenilleneytract, durch kochend Wasser präparirt, vor seinem Fenster, um die Thermometer damit zu füllen. Zufällig war durch Zerbrechung eines Glases, welches Königswasser (Aqua regis) enthielt, etwas davon in jene violetrothe Tinktur der Cochenille geflossen, und diese war dadurch in die treflichste hochrothe Farbe verwandelt worden. So weit der Zufall; nun der Forschungsgeist des Menschen. Drebbel untersuchte und experimentirte nun über dieses Phänomen, und erkannte endlich, daß das Zinn, womit das Fensterblei gelöthet war, von der scharfen Säure des Königswassers aufgelöset, diese herrliche Farbenveränderung hervorgebracht habe. Dieses merkwürdige Phänomen theilte er seinem Schwiegersohne, dem Schönfärber Kuffelaer in Leyden mit und dieser brachte nun die Erfindung zu der großen Vollkommenheit. Er bereitete dadurch das prächtige Scharlachroth, und durch mehrere und verschiedene Arten des Zusatzes, sowohl das schönste Rosa, als auch Purpur und die übrigen reichsten Nüanzen, wodurch nicht nur der Kermes, sondern auch der Purpur der Alten tief herabgesetzt, ja letzterer fast gänzlich verdrängt wurde.

Anfangs hieß das Scharlachroth (Exarlate; ein Wort, welches einige Etymologen für originell deutsch

halten, von Schar, Feuer, und Lach, Laken, andere aber wohl gültiger aus dem Arabischen ableiten) nach dem Nahmen des Erfinders Kuffelaers Couleur. Diese Benennung ist aber, nachdem es durch den Pariser Färber Gobelin noch verbessert und dadurch bei der von diesem genannten Gobelinfabrik eingeführt worden, verlohren gegangen.

Die Küsten der Neuspanischen Provinz Guatimala liefern eine Art der Purpurschnecken, und die Einwohner benutzen sie zur Farbe. Wir sind also wegen Aehnlichkeit der Farbe doppelt berechtigt, hier dieses merkwürdige Produkt sogleich folgen zu lassen.

Der Purpur, das ist, die Farbe aus mehreren sehr von einander verschiedenen Seeschnecken gezogen, war bekanntlich schon im hohen Alterthume berühmt. Einer unserer gelehrtesten Naturalisten, H. P. Schneider, hat als Commentar zu Ulloas Nachrichten vom amerikanischen Purpur eine sehr schäzbare Abhandlung über diese Materie geliefert, die alles enthält, was bis dahin darüber zu sagen war, worauf ich den wißbegierigen Leser verweise.

Ulloa beschreibt die Schnecken, woraus die Amerikaner noch in unsern Zeiten den Purpur ziehen, als Thiere, deren Gehäuse eine gedrehete Schale hat und unsern gewöhnlichen Schneckenhäusern ähnlich ist. Nach dieser Beschreibung ist es daher wenigstens keine Stachelschnecke oder Murex der Alten, sondern vielleicht eine

kleine Schnirkelschnecke (Aelix), denn er giebt ihnen nur die Größe einer Welschennuß.

Man findet diesen amerikanischen Purpur aber nicht blos an der obenbenannten Küste des Südmeers, sondern gleichfalls tiefer herab bei Guayaquil.

Die Indianer bedienen sich zweier Methoden den Purpur aus diesen Schnecken zu erhalten. Entweder ziehen sie das ganze Thier zuvor aus der Schale heraus, quetschen es und reißen dann den Theil, worinn sich die Farbe gesammlet hat, von dem übrigen Körper ab; (bei der Purpurschnecke der Alten sammlete sie sich in der Gegend des Halses); oder sie lassen die Schnecke zum Theil in der Schale, und zwingen sie nur durch einen Druck den färbenden Saft von sich zu speien. Nachmals setzen sie dann die Thiere wieder an eben die Steine des Meers, um sie von neuem zu einer ähnlichen Operation hervorzuholen. Die Farbe ist anfänglich milchig, dann grün und nur zuletzt wird sie purpurroth. So stufenweise tritt auch bei den in dieser Flüssigkeit gefärbten Fäden die eigentliche Purpurfarbe hervor.

Es sind indeß viele Purpurschnecken nöthig, um einige Unzen Fäden damit zu färben.

Diese Seltenheit der Farbe, sagt Ulloa, erhöhet ihren Werth; und Gage behauptet, daß zu seiner Zeit (1636.) die Elle von Segovischen Tuche, welches damit gefärbt war, 20 Kronen gekostet habe, daher denn nur

K

die größten Herren in Spanien dieses Tuch zu tragen pflegten.

Eine höchst sonderbare Eigenschaft der damit gefärbten Wolle ist es, daß sie zu verschiedenen Stunden des Tages ein verschiedenes Gewicht hat. Dies ist, nach Ulloa, so gewiß, daß der Verkäufer und Käufer, sobald sie sachkundige Leute sind, jedesmal die Stunde des Verkaufs festsetzen, in welcher die Purpurfäden gewogen und abgeliefert werden sollen.

Uebrigens nimmt die Leinewand diesen Purpur nicht so gut an, als die Wolle.

Die geringe Quantität, welche die Schnecken von diesem Purpur liefern, macht, daß er nie ein wichtiges Handelsprodukt wird werden können.

Bevor wir die Insekten verlassen, verdient wohl eine Fliegenart einiger Erwähnung. Die Axayacatl, sagt Clavigero, ist eine Sumpffliege des mexicanischen Sees. Sie legt ihre Eier in so ungeheuren Klumpen an die Binsen, daß man sie nicht nur zum Fischköder, sondern sogar als eßbaren Caviar verbraucht. Bei den Mexicanern und selbst bei den dortigen Spaniern ist dasselbe eine gewöhnliche Speise. Selbst Fliegeneier dienen also dem Menschen zur Nahrung!

Von diesen kleineren Geschöpfen gehen wir zu den bedeutern Klassen der größeren Thiere über.

Ohne durch Auflösung der vielen Schlangenarten zu ermüden, worunter einige theils wegen ihrer Größe

theils wegen ihres tödtlichen Gifts (z. B. die Klapperschlange, die Ahuryaktli u. a.) merkwürdig sind, führen wir hier nur einige sonderbare Wasserthiere aus der unübersehbaren Menge auf, welche die Gewässer von Neuspanien beleben.

Einige Küsten von Neuspanien haben einen so unermeßlichen Reichthum, sowohl an eßbaren Fischen, als an Cetaceen und an sogenannten schwimmenden Amphibien, daß sie zum Theil hievon den Nahmen sollen erhalten haben. So soll die über dem Vorgebirge St. Elena unweit Guajaquil gelegene Küste Manta, von einer dort so häufigen großen Art Rochen (Raga L.) Manta, (d. i. Matrazze, denn er sieht auf dem Meere ausgestreckt einem wollenen Felle ähnlich) den Nahmen führen.

Dieses Thier, vielleicht der Stech-Roche (Raja Pastinava) oder der Meeradler (R. Aquila oder R. Batis), ist nach den Zeugnissen des Clavigero und Ulloa ein höchstgefährlicher Feind der dortigen Perlenfischer. Er senkt sich auf diese unglücklichen Menschen herab, überflügelt, umwickelt und erdrückt sie vermittelst der den Rochen eigenen so weit und flügelartig ausgedehnten flachen Seiten des Körpers. Man denke sich den Eindruck, den ein solches Ungeheuer von mehreren Centnern am Gewichte, dessen Maul mit Zähnen, nach Schneiders paßlichem Ausdruck, wie gepflastert ist, auf einen einzelnen nackten Menschen unter dem Meere

machen muß! Schon die Alten kannten die traurige Wirkung dieser Rochen. Plinius bezeugt, die Taucher sähen sie gleich einer dunkeln furchtbaren Wolke auf sich herabsteigen, sie suchten sie mit langen scharfen Eisen, welche zu dieser Vorsicht an einem Strick festgemacht waren, zu durchbohren. Noch jetzt bedienen sich zu dieser Absicht die Perlenfischer um die mexicanischen und guajaquilschen Küsten eines langen scharfen Messers.

Auch mit Süßwasserfischen ist Mexico sehr reichlich versorgt. Clavigero zählt deren über 100 Arten, welche zur Speise dienen. Besonders ist der See Chalko, gleich bei der Hauptstadt, deshalb berühmt. Aber nur erst durch v. Humbolds Nachforschungen werden wir erfahren, was es für eine Bewandniß habe mit der großen sonderbaren Eidechse, welche die Mexicaner Axolotl nennen. Sie lebt im See von Mexico, und ihr Fleisch ist nahrhaft und schmackhaft wie das vom Aale. Schon die älteren Naturalisten von Mexico behaupten, dies Thier habe eine wirkliche Gebärmutter, die der menschlichen auch in ihren periodischen Wirkungen ähnlich sey. Man würde hierauf nicht sehr achten, wenn nicht Clavigero dies in unsern Zeiten von neuem für eine von Augenzeugen bekräftigte Thatsache ausgegeben hätte.

Die Ornithologie dieses milden Himmels ließ bereits den Hernandez 200 Arten Vögel zählen. Clavigero kennt aber in jetzigen Zeiten nur allein der eßbaren Ar-

ten mehr als 70; schon hieraus ergiebt sich unstreitig eine weit größere Anzahl, als die des Hernandez.

Unter den großen Raubvögeln kommen nun hier bereits die berühmten Gassenreiniger, die Gallinassen (Vultus Aura L.) vor, deren große Anzahl vorzüglich in Südamerika so viel zur Reinigung der Ortschaften und zur Erhaltung einer gesunden Atmosphäre durch Aufräumung faulender thierischer Körper beiträgt. Auch hat Mexico sehr vorzügliche Falken, viele redende Papageien und mehrere gute Singvögel. Clavigero geht aber sicher zu weit, wenn er behauptet, es gäbe dort Nachtigallen, die den europäischen nicht nachständen. Er nennt besonders hievon den Centzontli, welches so viel sagt als der Vielstimmige, eigentlich von vierhundert Stimmen. Die Beschreibung macht es fast zur Gewißheit, daß dies die vielstimmige Drossel oder die sogenannte amerikanische Nachtigall (Turdus polyglottus L., le Moqueur) ist. Dieser Vogel, der sich auch bereits in den südlicheren vereinigten Staaten von Amerika findet, hat freilich das höchst seltene Talent die Stimmen sehr vieler Vögel täuschend nachzuahmen, wird aber stets von allen Ohrenzeugen, welche beide Vögel kennen, unserer Nachtigall in Rücksicht der Treflichkeit des Gesangs, nachgesetzt.

Der merkwürdigste Vogel von Neuspanien ist aber in mehr als einer Hinsicht der Colibri. Das ganze Geschlecht ist zwar auf Amerika beschränkt, aber Neuspa-

nien ist einer der Hauptsitze davon. Jetzt steigt die Summe der Arten dieser schönsten aller Vögel bereits gegen 70, wovon Neuspanien in seinem ganzen Umfange vielleicht ein Drittel enthalten mag, da diejenigen, welche sich auf den Antillen finden, gleichfalls hier fast alle zu Hause sind. Und durch dies Geschlecht der Colibris hat die Natur wahrlich die animalische Welt der westlichen Hemisphäre auf das treflichste ausgezeichnet. Denn welch ein herrliches Geschöpf ist nicht dieser Vogel! Ein Meisterstück im Kleinen von allem was man sich holdes und schönes bei einem befiederten Wesen denken mag.

Die feinste Gestalt ist mit Federn bedeckt, die alle Farben des Regenbogens, durch Gold- und Silberlasur erhöhet, von sich strahlen. Das schwarze Auge ist feurig. Der Schnabel nur wie eine feine gekrümmte Nadel, nicht zu grober Nahrung gebildet, dringt in den Kelch der Blumen und die Zunge saugt daraus, wie bei den Bienen, den Honig. Sein Gesang ist vielmehr ein sanftes, liebliches, aber doch deutliches Sumsen. Mit der Leichtigkeit des Zephyrs segelt er fort, und schwebt wie ein Dämmerungsvogel (Sphinx) über seine Lieblingsblumen.

Und wie schön, ganz dem lieblichen Thierchen angemessen, ist nicht sein Bau! Das Nest, ein Sphäroid von angenehmer Form und bewundernswürdiger Nettigkeit gebauet, ist auf das zarteste mit Seide und Baumwolle austapeziert, und hängt mit vieler Vorsicht zwi-

schen den elastischen dünnsten Zweigen der Orangen- und Pumpelmoosbäume, um es gegen große Schlangen zu schützen. Hier brüten Männchen und Weibchen wechselweise mit innigster Elternliebe die Eier, oft kaum größer als eine Erbse, und die Jungen, welche anfangs nur die Größe einer Fliege haben. Völlig ausgewachsen wiegt der kleinste Colibri etwa 20, nach Einigen gar nur 6 Gran. Das Weibchen sitzt häufiger und länger, während daß das muntere Hähnchen wachsam den vergoldeten Federbusch, (eines der Unterscheidungszeichen von dem Weibchen) erhebt und jeder Gefahr Trotz bietet. Nahet sich der starke Dickschnabel (gros bec, vielleicht ein Neuntödter, Lanius L. oder kleiner Sperber?) um die Jungen zu erbeuten, dann verwandelt die Vaterliebe das kleine schwache Thierchen in den unerschrockensten Kämpfer. Mit Wuth fliegt er dem starken Feinde entgegen, und dieser, der bereits seinen Gegner kennt, flieht mit ängstlichem Geschrei; aber der Colibri verfolgt ihn, klammert sich, sobald er ihn erreicht, mit seinen kleinen Krallen unter die Flügel des Dickschnabels fest, und bohrt mit dem pfriemenartigen scharfen Schnabel gefährliche Wunden.

Ein wonnevoller reizender Anblick ist eine gezähmte Familie dieser schönsten Vögelchen. Der Pater Mondidier war auf den Antillen so glücklich durch Auffindung eines Colibri-Nestes mit den Jungen, sich gleichfalls den Besitz der Eltern zu verschaffen. Er setzte das Nest

in sein Fenster; nun kamen die Alten, verlohren alle Furcht und erzogen die Jungen. Er bereitete ein Gemische von Zwieback, spanischen Wein und Zucker; hierinn tauchten die Vögelchen ihre kleine Zungen und sogen sich satt. Bald schwärmten mit freudigem Gesumse alle vier Colibris zutraulich und mit innigstem Behagen um ihren Wohlthäter im Zimmer umher, flogen aus und kehrten wieder zu der Wohnung zurück. In diesem Genusse verstrichen fünf volle Monate, als plötzlich eine mörderische Ratte dem Glücke des Franzosen ein Ende machte, und die ganze Familie verschlang.

Die Colibris sollen sich durch eine andere Sonderbarkeit vor allen Vögeln der wärmeren Regionen auszeichnen. Selbst in Neuspanien halten sie einen Winterschlaf, so wie man dies bei uns von den Schwalben behauptet.

Schon Hernandez und Gomara bezeugeten von den Wicicitli's, den Colibris, sie stürben (erstarrten) im October auf einem Zweig angeklammert, und erwachten nur erst im April; daher rühre dort der Nahme, Huitzitzilin, der Wiedererweckte.

Dies ward von Neueren deshalb geläugnet, weil die Colibri auf St. Domingo in jedem Monate lebend gefunden werden. Clavigero, ein Bewohner Neuspaniens, bürgt aber jetzt von neuem für das Erstarren des Colibris in Mexico. Vielleicht leidet das Thier in noch wärmeren Gegenden von Amerika keinen Winterschlaf.

Von diesem schönsten Geschlechte der Vögel zogen die alten Mexicaner einen Artikel des Luxus und der Kunst. Denn wenn gleich ihre wirklichen Mahlereien nur grob und schlecht waren, so mahlten sie dagegen sehr künstlich mit den Federn der Vögel; oder richtiger, sie gaben eine Darstellung von Blumen, Thieren und Landschaften durch eine Art von Mosaik von Federn, welche sie auf das künstlichste hiezu zusammensetzten oder nebeneinander steckten. Acosta, Gomara und jetzt Clavigero machen uns davon folgenden Begrif. Die schönsten Vogelfedern von allen Farben, und daher ganz vorzüglich die Federn der Colibris, wurden den todten Thieren mit sehr feinen Zangen (pincettes) ausgezogen und nach ihren Nüanzen zusammengelegt. Mehrere Künstler vereinigten sich bei einer größeren Arbeit dieser Art; und jeder wählte dann einen Theil der zu verfertigenden Feder-Mosaik.

Nach dem vorgelegten Originale, sey es eine natürliche Blume, oder Thier, oder ein Gemählde, wählten sie nun die Federn, klebten sie einzeln neben einander vermittelst eines dünnen Leims auf Stücke von feinen Zeugen und setzten diese dann so genau auf einer hölzernen oder kupfernen Platte zusammen, daß es es dem Auge unbemerkbar war, und ein trefliches Ganze bildete. Hiezu gehörte ein unermüdlicher Fleiß. Oft kostete es den Aufwand vieler Stunden, um gerade eine einzige genau passende Nüanze

der Farbe unter den Federn aufzufinden. Diese Mosaik erschien, dem ersten Anblick nach, völlig wie die schönste Mahlerei, und zwar von den blendendsten, unveränderlichen, durch Goldganz verschönerten Farben. Dem Pabst Sixtus dem Fünften ward eine solche Feder-Mosaik vorgelegt, welche das Bild des heiligen Franziskus vorstellte, nur dann erst als er sich durch das Gefühl vom Gegentheile überzeugt hatte, hielt er das schöne Bild nicht länger für ein wirkliches Gemälde.

In der Provinz Mechoacan, besonders in dem Flekken Pascaro, treibt man diese Kunst aufs höchste. Man kopirt auf das getreueste die schönsten Gemälde, man verfertigt dergleichen bis zu der Größe und Feinheit der Migniaturgemälde, die man in die Breviere legt.

Doch genug von der Ornithologie von Neuspanien; wir eilen zu den vierfüßigen Thieren und zu dem Menschen selbst.

Ohne selbstig zu scheinen, darf ich doch anführen, daß es nirgend so bestimmt vorgetragen ist, als in der zoologischen Geographie *) bis zu welchem Breitengrade hinab die Quadrupeden der alten und neuen Welt aufhören sich einander gleich zu seyn. Man kann daher in den mittäglichen Regionen von Amerika größtentheils

*) Im 3ten Th.

auf andere Quadrupeden als die der alten Welt rechnen; ein Phänomen, das im Grunde den Geologen wenigstens eben so sehr interessirt, als den Naturhistoriker.

Aber noch jetzt herrscht eine große Dunkelheit über die Säugthiere von Neuspanien, die hoffentlich gleichfalls durch unsern jetzt so berühmten Reiser zerstreut werden wird. Offenbar giebt es dort ein oder mehrere hirschartige Thiere, die unter den Nahmen der Mazamen bekannt sind. Hernandez führt deren mehrere Arten an, worunter eine ganz weiße ist, die die dortigen Gebirge bewohnt. Alle sind indeß kleinere Thiere als unsere Hirsche, und nach Einigen kommen sie den Ziegen, vielleicht den Gazellen, in Ansehung der einfachen Hörner nahe.

Etwas gewisser sind wir über die Raubthiere dieser Länder. Wir kennen von bedeutenden Katzenarten den fälschlich sogenannten dortigen Löwen, den Cuguar; ferner den Ozelot und noch einige Tiegerkatzen. Hier leben denn auch einige wilde Hundesarten, z. B. die Coyotl oder Coyote, von schwarz und weißgemischtem Felle; der Größe nach zwischen dem Fuchse und dem Wolfe. Er richtet große Verheerungen unter den Heerden an, verfolgt die Rehe und wagt sich selbst zuweilen an Menschen. Wie weit er von unserem Wolfe verschieden ist, scheint noch unbestimmt. Noch weniger weiß man, ob die sonderbaren Arten der Hunde, welche die

Europäer zuerst in Amerika vorfanden, Alco, oder Techiki genannt, jetzt noch dort vorhanden sind, da man eigentlich keine weitere bestimmte Nachricht darüber hat, als was uns Clavigero, fast gerade wie vormals die alten Naturhistoriker von Mexico darüber erzählt. Unter diesen hundeartigen Thieren war dann auch eine buckelichte und eine kleine e ß b a r e Gattung.

Bei den Affen kommen hier gleichfalls mehrere Ungewißheiten vor. So viel scheint indeß, aller Einwendungen des Clavigero ungeachtet, ausgemacht, daß alle dortige Affen langbeschwänzte kleine Thiere sind, die sich mit unsern Pavianen und andern großen Affen nicht vergleichen lassen.

Mehrere der sonderbaren Thierarten, welche der neuen Welt eigen waren, sind schon in der ersten Abhandlung vorgekommen. Hiezu kann man noch das Stachelschwein mit dem Wickelschwanze (Hystrix prehensilis) und einige andere Quadrupeden setzen, wovon weiterhin in der Beschreibung der südlicheren Theile von Amerika, denen sie mit Neuspanien gemein sind, Nachricht gegeben werden soll. Bis dorthin mag auch das sonderbare wilde Schwein, der Pecari verbleiben und die Merkwürdigkeiten des Thierreichs von Neuspanien mögen mit einer Nachricht des Thierry von den dortigen Vampyren oder Blutsaugern endigen.

Dieses Thier (Vespertilio Spectrum Linn.) ist eins der größten unter den Fledermäusen. Es hat die Ge-

wohnheit zur Nachtzeit sich an die größeren Thiere, ja selbst an den Menschen zu machen, ihnen eine Ader zu öfnen und vermittelst seiner scharfen Zunge ihnen das Blut auszusaugen; beim Menschen wählt es gewöhnlich die Zehen.

Thierry, eben jener Märtyrer der Cochenille, fand, ohnweit Quicotlan im Mexicanischen, des Morgens da er sein Maulthier besteigen wollte, das Thier äußerst ermattet und ganz mit Blute bedeckt. Eine genauere Ansicht zeigte, daß der Vampyr ihm zwischen dem linken Ohre und der Mähne eine Ader aufgebissen und ihm mehr als 4 Maas Blut abgezapft hatte. Man erzählte, daß sobald sich eine solche Harpye eines Thiers bemächtigt und die Ader eröfnet hätte, so sammleten sich mehrere dieser Vampyren, um an der Quelle ihren Blutdurst zu löschen.

Wir gehen jetzt zu dem Originalbewohner dieses schönen und gesegneten Landes selbst.

In einem Lande von viel tausend □ Meilen unter dem schönsten Himmel gelegen, von zweien Seiten vom Ocean eingefaßt, durchschnitten von großen beeiseten, zum Theil vulkanischen Gebirgen, so wie von denen von dort aus nach Osten und Westen herabströmenden Flüssen; überdies bewässert durch sehr ansehnliche

Seen *) in einem mit der reichsten Fauna und Flora ausgesteuerten Lande, da bot die Natur alles auf, den Menschen ein bequemes, fröhliches Dasein zu schenken. Weder der Mangel an Nahrung, noch die Rauhigkeit des Klima's konnte seinen Körper verkrüppeln oder seinen Geist beugen und zur Mismuth stimmen. Die reiche Abwechselung der schönen Natur mußte ihn vielmehr schnell entwickeln, durch Darbietung so vielfacher Reize und erhabener Scenen die Seele wecken, und mannigfaltige Talente aus ihm hervorgehen lassen.

Wenn dann der Ureinwohner diesem nicht entspricht, so darf man annehmen, daß entweder die Natur des Landes selbst noch zu wenig Kraft hatte, zu wenig ausgebildet, zu jung war, um mit gehöriger Stärke auf den dortigen Menschen wirken zu können, oder daß die heutigen Einwohner ein solches Land noch nicht lange genug bewohnt haben, um mit Nationen verglichen werden zu können, welche in andern Theilen der Erde einem ähnlichen Klima mehr entsprechen.

Soweit auch nur die Geschichte von Mexico ins Alterthum hinaufreicht, so bestätigt sie wirklich die Ansiedlung nordlicher wohnenden Nationen, die aus ihrer rau-

---

*) Z. B. die Seen Nicaragua, Chapallan, Pazquasa, Chalco, Tezcuco u. a.

heren Heimat durch irgend eine Ursache getrieben, Mexico zu ihrem neuen Vaterlande wählten. Dieser Fall paßt für die zweite Hypothese. Es mußten hienach sehr viele Jahrhunderte verfließen, bevor der Mensch der rauheren Zone ganz die glückliche Bildung des Körpers und des Geistes annahm, welche ihm der mildere Himmel, die reichere wohlthätigere Natur seiner neuen Heimath einzudrücken vermochten.

Die Toltecas, soll diejenige Nation gewesen seyn, welche gegen das 7te Jahrhundert die große Wanderung vorgenommen hat. Sie zog aus einem nordwestlich liegenden Lande nach Anahuac (Mexico) und ließ sich dort nieder. Aber diese Nation soll dies Land nur etwa 400 Jahr bewohnt haben. Durch Unglücksfälle aufgerieben wanderte sodann eine andere noch höher nach Norden wohnende zu diesem südlichen, milderen Erdstrich hinab und nahm davon Besitz; sie nannten sich die Chechemecas.

Es ist hier nicht der Ort diese Untersuchungen weiter zu treiben; genug auch in der neuen Welt wie in der alten war der Norden die große Quelle, woraus sich der Ueberfluß der Menschheit nach Süden ergoß.

Soviel ergiebt sich indeß, daß durch diese Völkerwanderungen nur noch ein Gemisch von Nationen in Anahuac und also auch in dem heutigen Neuspanien zurückblieb, dessen größter Theil aber aus dem Chechemecas bestand. Und wenn die alten Sagen die südlicheren

Toltecas für eine friedliebendere, mehr dem Ackerbau und den Künsten zugethane Nation ausgeben, als die roheren aus dem höhern Norden entsprungenen Chechemecas, so mußten, da letztere die Oberhand hatten, ihre Abkömmlinge, die Mexicaner, auch eine mehr zum Kriege geneigte Nation seyn, die aber dennoch die Ruder der Künste ihrer Urväter zu ihrem Nutzen beibehielt. In uns näher liegenden Zeiten sollen nachmals noch andere Nationen sich in diesen Gegenden angesiedelt haben, und die Mexicaner, welche Cortez vorfand, waren daher selbst ein Gemisch vielartiger Stämme, die sich endlich größtentheils in ein Ganzes vereinigt hatten, und die guten und schlechten Eigenschaften ihrer Väter an sich trugen.

Neuspanien umfaßt aber anjetzt ein sehr großes Gebiet. Es geht vom 21ten Breitengrade bis gegen den 9ten hinab, und hat daher in sich selbst schon durch diese Erstreckung und noch mehr durch das darüber fortlaufende Gebirge eine bedeutende Abwechselung des Klimas.

Indeß hat die Vereinigung unter einer und derselben Regierung, die daher entstandene ziemlich gleichförmige Behandlung der Menschen, nothwendig die sonstigen Unterschiede der verschiedenen Nationen, welche diese mannigfaltigen Länder bewohnen, ziemlich vermindert, wenn gleich nicht gänzlich aufgehoben; es hat sie wenigstens einander gleichförmiger gemacht.

Die heutige Bevölkerung von Neuspanien läßt sich hauptsächlich auf zwei große Hauptklassen von Menschen zurückbringen, die sodann in mehrere Unterabtheilungen zerfallen.

Der erste Platz gebührt hievon der Originalrace, den Amerikanern, d. i., den reinen Abkömmlingen von denjenigen Menschen, welche die spanischen Eroberer dort vorfanden; wir wollen sie hier stets durch den Nahmen Indianer bezeichnen.

Die zweite Klasse nehmen die dort angesiedelten Fremden ein, die aus unsrer Hemisphäre auf irgend eine Art jetzt dort einheimisch geworden sind.

Diese zweite Klasse hat nun mehrere Abtheilungen, welche unter sich selbst außerordentlich verschieden sind.

Den obersten Rang behaupten unstreitig die jetzigen Herren des Landes, die Spanier und sonstigen Europäer, ohne weitere Vermischung mit den Indianern. Die reinen Abkömmlinge hievon sind bekanntlich die Creolen *)

Sodann folgen die Afrikaner, die Neger, wovon fast alle dort als freie Leute leben, und sich zum Theil unter sich verheirathen.

Endlich folgen die aus der Vermischung dieser Hauptracen entsprungenen Varietäten; die Spanier nennen sie

---

*) M. s. den 2ten Jahrgang S. 37 bis 56.

Castaš; Castizen. Die Verschiedenheit dieser Menschen muß sehr vielfach seyn. Ein Europäer bringt mit einer Indianerinn einen andern Menschen hervor, als mit einer Schwarzen; ein Indianer mit einer Creolin einen andern, als mit einer Negerinn. Diese Abstufungen gehen begreiflich ins Unendliche, sobald man zugleich auf den Abstand von dem ersten Stamm mitrechnen will; denn ein Creole des dritten Gliedes entfernt sich bereits mehr von dem Originalspanier, als der Creole des ersten Gliedes der nächsten Abstammung. Der zweite Jahrgang dieses Taschenbuchs hat über diesen Gegenstand weitere Auskunft gegeben. *)

Die erste, die Hauptrace, der **Indianer**, ist ein gutgewachsener Mensch von mittelmäßiger Statur, wohlproportionirt; äußerst selten sieht man einen ungestalteten oder fehlerhaft gebildeten. Die Stirn ist bei den Indianern niedrig, ihr Anblick nicht zuvorkommend, ihre Zähne sind weiß und fest, ihre Farbe gesund aber röthlich braun, fast olivenfarbig; doch sind nach Thierrys Zeugnisse, die Weiber ziemlich weiß, haben sehr sanfte Züge, ja man kann sagen, daß sie beinahe durchgängig schön sind. Er sah sogar eine reizende Brünette mit den schönsten blauen Augen. Dies ist dann vielleicht eine

*) A. a. O.

Ausnahme; denn sonst ist ihr Auge dunkel, wie das schwarze, starke, lange, glänzende Haar. Es ist übrigens falsch, daß ihnen alle Haare am Körper und am Baarte mangelten, nur muß doch selbst Clavigero gestehen, daß der Bart sehr dünnhaarig ist. Ihre Sinne, besonders das Gesicht ist scharf und dauert bis in das höchste Alter; denn es ist nichts ungewöhnliches hundertjährige Greise unter ihnen zu finden.

Von Temperament sind sie phlegmatisch, gutartig, treu, sanft, unterwürfig, arbeitsam, zuvorkommend und gastfrei. „Ueberall, sagt der Franzos, tönte mir „ihr Gruß freundlich entgegen, und wie sehr habe ich „nicht Ursache ihre gute Aufnahme zu loben." Auch scheint es ihnen nicht an Industrie zu mangeln, nur werden sie gar zu hart, fast wie die Sklaven mit Arbeit überlastet. Sie müssen Frohndienste bis 8 d. Meilen weit von ihren Dörfern thun und ungeheure Lasten schleppen.

Von ihrer Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe zeugt folgender Zug, den Thierry erzählt. Ein Pferdevermiether, dort Topith genannt, hatte den Franzosen übersetzt. Er beklagte sich darüber bei dem Gastwirth, und ohne seinem Gast zu antworten, sahe dieser plötzlich den Alcade und seinen Beisitzer mit dem Topith erscheinen; letzterer ward mit großem Ernste und Ruhe verurtheilt, sofort das zuviel genommene Geld, 2 Piaster, wieder zu ersetzen. Auch mehrere Züge wahrer Herzensgüte und

Theilnahme der Indianer hat uns dieser Reisende aufbewahrt, man darf daher allerdings dem Clavigero trauen, wenn er an seinen indianischen Landsleuten Großmuth und Uneigennützigkeit als Hauptzüge ihres Charakters rühmt.

Im gemeinen Leben sind sie ernsthaft und streng, reden wenig. Dennoch gesteht Clavigero selbst, daß das Mistrauen gegen Fremde sie oftmals zu Lügen und Betrügereien verleite. Freilich kann man einer so sehr von Fremden unterdrückten Nation dies nicht sehr verargen, besonders wenn man bedenkt, daß in den ersten Jahrhunderten die Intoleranz und der niedere Geiz ihrer Ueberwinder Millionen von ihnen umkommen ließ.

Auch ist ihre Population noch jetzt so geringe, daß Thierry oft meilenweit in dem herrlichen Lande keine Dorfschaften sahe, und es 20 mal so geringe bevölkert hält, als Frankreich vor der Revolution.

Man erstaunt aber fast nicht minder über die ehemalige Barbarei der Eroberer von Mexico, als über die Härte, welche die Spanier noch jetzt gegen diese harmlose Nation ausüben. Coreal und noch jetzt Thierry geben ein trauriges Gemälde von der Gier der dortigen spanischen Vorgesetzten. „Die Unterkönige, sagt Coreal, „spielen mit ihren Unterbeamten unter einer Decke. „Sie saugen die Indianer bis auf das Mark aus; sie „verkaufen die Gerechtigkeit um Geld, sind gegen die „offenbarste Billigkeit blind und taub. Das ganze Land „ist voll elender Leute, die vor Armuth verschmachten

„und ihre Noth auf das kläglichste vorstellen; aber Nie-
„mand hört darauf. Zu diesem ungerechten, tyranni-
„schen Verfahren kommt noch eine gleich große Unwissen-
„heit. Bei zwei Rechtsfällen, davon der eine gerade
„das Gegentheil des andern war, hörte ich einerlei Ur-
„theil fällen. Umsonst suchte man den Richter den Un-
„terschied dieser Fälle begreiflich zu machen. Doch end-
„lich erheiterten sich einigermaßen die Ueberlegungskräfte
„des Oberrichters (Corregidor); er erhub sich von sei-
„nem Stuhle, strich seinen Knebelbart und schwur bei
„unserer lieben Frauen und bei allen Heiligen, die lu-
„therischen Engländer hätten ihm seine Bücher, be-
„sonders die des Pabstes Justinianus, woraus er
„die zweifelhaften Fälle zu entscheiden pflege, gestoh-
„len; allein er wolle die Hunde alle miteinander ver-
„brennen lassen, wenn sie wieder nach Neuspanien
„kämen."

Wenn also in der frühern Periode des edlen las Ca-
sas die unglücklichen Indianer gemartert und aufgerieben
wurden, so sieht man, daß zu den Zeiten des Coreal,
der 1669. nach Mexico gieng, die traurige Lage der In-
dier nicht sehr gebessert war.

Die Unwissenheit der dortigen Herren erstreckt sich
auch selbst auf die Geistlichkeit. Man erstaunt über die
Beispiele, welche Gage, selbst ein Mönch und Missio-
nair, und Coreal nicht nur von ihrer Unwissenheit, son-

dern zugleich von ihrer dissoluten Lebensart und von ihrem Geize beibringen.

Ein Geistlicher gab die Metamorphosen des Ovids für die Bibel der lutherischen Engländer aus, und indem er auf die Kupfer des Buchs zeigte, rief er: „Seht unter was für Gestalten diese Hunde den Teu„fel anbeten!" Gage geräth in gerechten Eifer über das Trinken, Spielen und Fluchen seiner amerikanischen Mitbrüder, und über den Prunk, den sie, obgleich in Mönchstracht, führten. Unter der Mönchskutte trugen sie pommeranzenfarbene seidene Strümpfe und Beinkleider von holländischer Leinewand, welche mit handbreiten Spitzen besetzt waren, und um damit groß zu thun, schürzten sie sich sehr hoch auf. Chappe, so wie auch Thierry, geben noch in unsern Tagen (1769.) den lächerlichsten Begrif von den scandalösen Processionen, wodurch die dortige Geistlichkeit die Religion entehrt.

Letzterer zeigt aber besonders die jetzt noch fortdauernde Mishandlung der harmlosen Indianer. Sie werden hauptsächlich von den unwissenden Unterbedienten deswegen, sagt er, so hart geängstiget, weil diese stets noch in dem Wahn stehen, sie hielten heimliche Schätze und Gold verborgen. Dennoch ergab sich auf das deutlichste, daß diese unglücklichen Menschen oft keinen deutlichen Begrif hatten von einer spanischen Goldmünze; ja es war zu Zeiten unmöglich ein Pezzo doro in einer ansehnlichen Ortschaft gewechselt zu bekommen.

Bei allem Drucke versehen sie indeß ihre Arbeit und ihre Aemter mit größter Treue; man wählt nämlich die Indianer zu Alcaden. Begreiflich leben sie dabei sehr kümmerlich. Einige Tordillas, oder ein wenig gerösteter Maiz, ist schon etwas Gutes, ein Huhn aber etwas Außerordentliches, woran dann auch eine ganze Familie Theil nimmt.

Als hätte die gütige Natur diese Ungerechtigkeiten vorhergesehen, so sehr sucht sie den Zustand der Indianer durch die vielen dort wildwachsenden Cactusarten oder Fackeldiesteln und ihre Früchte zu erleichtern.

Schon im vorigen Jahrgange *) ist der Werth der Pitahajas für Californien hinreichend auseinandergesetzt; hier füge ich nur hinzu, daß die Indianer in ganz Neuspanien gleiche Vortheile davon genießen. Thierry fand sogar in Guaxaca eine Art der Opuntien, deren lange, schmale, spitze Blätter in Wasser gekocht, mit zerlassener Butter, oder ungesalzenem Schmalze wie Spargel gegessen wurden.

Mit so dürftigen Speisen und dem einfachen Wassertrunk, der höchstens mit jenem geistigen Saft der Agave, mit der Pulche zuweilen abwechselt, fristet der treue, arbeitsame, schwergedrückte, halbnackte Indian

*) M. s. den 4ten Jahrgang S. 228 u. f.

ner, vormals der Herr dieser reichen unermeßlichen Länder, anjetzo sein Leben!

Wir werden sehen ob dem Bewohner der noch südlicheren Theile der neuen Welt ein besseres Loos ist zu Theil worden; denn da schon vormals der Neger und der Creolen gedacht ist *), so gehen wir nun zu der dünnen Erdzunge, welche Nord- und Südamerika zusammenhängt, nämlich zu

Panama, Darien und sodann zu der Terrafirma der Spanier.

Höchst merkwürdig bleibt stets die Landenge der Provinzen Veragua und Panama und Darien. Die über sie hinlaufenden Kettengebirge, eine Fortsetzung der Cordilleren, waren wohl die einzigen Strebepfeiler, welche den Wellen Trotz boten, und hiedurch das völlige Zerreißen der beiden Theile der neuen Welt verhinderten.

Wie wenig fehlt sonst daran, daß der Ocean nicht auch diese dünne Erdzunge zerstückelt hätte! Man sehe nur, wie tief das Meer an verschiedenen Orten bereits hineingedrungen und das Land aufgelöset oder ausgehöhlt hat. Kann z. B. wohl ein geringerer Zusammenhang

---

*) M. s. den 1sten und 2ten Jahrgang dieses Taschenbuchs.

des festen Landes noch übrig seyn, als der beim See Nicaragua in der Papageienbay, über den 11ten Breit. Grad. Denn das Land, welches hier kaum noch ein Paar englische Meilen in der Breite hält, ist selbst durch einen natürlichen Kanal, den Fluß Partida, vom Südmeere bis zum See Nicaragua durchschnitten; und auf der andern Seite führt der St. Johannesfluß von diesem Landsee gerade ins atlantische Meer. Eben so tritt dieses Meer bei der Admiralsbay, besonders unweit Bocca del Foro (gegen den 8 Br. Gr.) sehr tief in die Erdzunge hinein. Aehnliche Fälle finden sich bei Panama selbst und beim Golf von St. Michel, wo die Flüsse Chagre und bei letzterm St. Maria die natürlichen Kanäle zwischen beiden Meeren fast gänzlich vollendet haben.

Wie ist es möglich, darf man bei genauer Ansicht der Karten von diesen Ländern ausrufen, daß die gescheuten, handelssüchtigen Europäer nicht schon seit Jahrhunderten irgend einen dieser von der Natur gleichsam vorgezeichneten Kanäle eröfnet und fahrbar gemacht haben!

Selbst für den spanischen Handel wäre der Werth erstaunlich groß. Alle Schätze und Produkte von Chili und Peru, welche jetzt mit unglaublichem Aufwand von Zeit, Kosten und Mühseligkeit auf Maulthieren nach mehreren Häfen am Südmeere oder gar nach Portobello geschleppt werden, würden sodann nur in der ihnen zunächst gelegenen Rehde vereinigt, um hierauf nach jenem

großen Centralhafen, der am Kanal zum atlantischen Meere führt zu Wasser, und von dort sofort zum Mutterlande oder überhaupt nach Europa gebracht zu werden.

Unberechenbar wäre das Leben, der Handel, die Gewerbe und daher der Gewinn in Friedenszeiten bei einem bequemen Durchgang durch diese Meerenge von allen Handelsnationen Europens! Nun wäre der große Fahrweg von Nordamerika und von ganz Europa nach Ostindien, China ins Südmeer und umgekehrt, eröfnet, und auf die Weise Tausende von Meilen abgekürzet; der ganze Welthandel könnte eine andere Richtung erhalten und Spanien könnte hier dem gesammten handelnden Europa einen Zoll abnehmen, der mit Billigkeit, Rechtlichkeit und Ordnung geführt, wegen der großen Frequenz ihm eine perennirende Goldgrube würde. Eine einzige Million mit Sachkunde zu der Führung eines großen Durchschnittkanals von Amerika angewendet, brächte sicher jährlich mehrere Millionen in des Königs Schatzkammer.

Dies Unternehmen, dessen hoher Werth so sehr in die Augen fällt, ist indeß noch nicht im Werke, und es wäre nicht unmöglich, daß ein Unternehmer dieser Angabe noch jetzt die Antwort erhielte, die vor einigen vierzig Jahren ein Grand' Espagne über diesen Vorschlag gab. „Wenn, sagte er, ein solcher Kanal hätte da „seyn sollen, so hätte ihn ja Gott sicher selbst gemacht!“

Diese Landzunge begreift jetzt drei wichtige Provinzen: Veragua, Panama und Darien. Die in der Mitte gelegene Provinz Panama enthält nicht nur die Stadt gleiches Nahmens als Hauptstadt der drei Provinzen, welche zusammengenommen auch das Königreich Terra firma genannt werden; sondern ihr gehört gleichfalls auch der berühmte See- und Handelshafen Portobello.

Traurig ist es, daß diese Länder bis jetzt zu sehr wegen ihres bösartigen Klima's bekannt sind. Das Klima ist an einigen Orten, z. B. besonders das von Portobello, vorzüglich dem Ausländer so sehr zuwider, daß in etwas früheren Zeiten keine Frau es wagen durfte, dort ihre Niederkunft zu halten; man brachte sie deshalb schon im 4ten oder 5ten Monate der Schwangerschaft nach Panama. Die muthvolle Frau eines angesehenen Beamten machte dieser übertriebenen Furcht endlich ein Ende. Sie hielt ruhig in Portobello ihr Wochenbette und zwar sehr glücklich. Seitdem sind mehrere ihrem Beispiele gefolgt. Indeß ist es unleugbar, daß diese Gegend dem Europäer äußerst gefährlich und nicht ohne Ursache der Kirchhof der Spanier heißt; Ulloa dehnt dies mit Recht weiter aus, er nennt sie den Kirchhof aller fremden Nationen.

Man rechnet nämlich, daß wenn die Schiffe sich hieselbst einige Zeit aufhalten, entweder die Hälfte oder wenigstens ein Drittel der Mannschaft, aller angewandten Fürsorge ungeachtet, begraben wird.

Die Hauptursache dieser Schädlichkeit des Klima's liegt in der mit sehr großer Hitze verbundenen Feuchtigkeit.

Bei einer ungeheuern Hitze strömt das Wasser in den Monaten December bis im Mai durch fast ununterbrochene Gewitterschauer aus den Wolken herab. Das stete Krachen des Donners, das aus den Gebirgen, welche die Stadt umgeben, wiederhallet, so wie das Geschrei, welches sodann die Waldthiere, vornämlich die Tiegerarten und Affen, erheben, dies zusammen macht einen furchtbaren Eindruck auf den Fremdling. Dabei hindern die dicken Waldungen den zum Austrocknen nothwendigen Grad von Ausdünstung. In einem solchen Klima gedeihen denn alle organische Körper, vorzüglich diejenigen, welche der Feuchtigkeit bedürfen, auf eine in Europa durchaus unerhörte Weise.

Die Anzahl der Schlangen, Hundertfüße, Scorpionen und Mosquiten auf dieser ganzen Küste übersteigt allen Glauben. Wenn es in der Nacht geregnet hat, sagt Ulloa, dann scheinen die Gassen und ofnen Plätze gleichsam gepflastert mit sechs Zoll langen Kröten; man kann keinen Fuß niedersetzen, ohne einige davon zu zertreten.

Unstreitig könnte auch hier die Fürsorge des thätigen Menschen durch Umhauen überflüßiger Waldungen, Austrocknen der Moräste und Urbarmachen des herrlichsten jetzt ungenutzten Bodens Wunder bewirken, und viel

Tausend dürftige Einwohner in glückliche Menschen verwandeln; allein Spanien hatte stets zu große Besitzungen und zu große Fahrläßigkeit gegen alles, was nicht im ersten Augenblicke entweder selbst Gold einbringt, oder sich doch sofort darinn verwandeln läßt.

So viel Widriges aber auch Portobello in Rücksicht des Klima's haben mag, so ist und muß es dennoch, fast auf eben die Art als Vera Cruz, stets einer der wichtigsten Plätze der Erde seyn. Ihr guter Hafen an dem atlantischen Meere auf dem schmalesten Theile der Erdzunge, und ihr geringer Abstand von Panama, haben hieher die großen Messen gelegt, welche die Handlung von Peru und Spanien mit einander verbinden.

Die Galleonen, auf welchen die edlen Metalle von Peru nach Spanien geführt werden, gehen von dort zuerst nach Carthagena. Hier warten sie bis zur Ankunft der peruanischen Flotte in Panama. Sobald sie von der Ankunft derselben Nachricht erhalten haben, segeln sie nach Portobello. Dann wird dieser sonst unbedeutende Ort, dessen Population bis dahin auf Neger, Mulatten und eine geringe Garnison beschränkt ist, plötzlich in einen der lebhaftesten Handelsorte umgeschaffen. Auch heißt die Zeit vor der Ankunft der Galleonen dort die todte Zeit. Die Preise der Wohnungen steigen sodann so ungeheuer, daß ein mittelmäßiges Zimmer nebst einer Kammer für die 40 Tage der Messe oft über 1000 Pesos einbringt.

Die Metalle und übrigen Waaren aus Peru werden von Panama aus, woselbst sie von Peru und Chili zu Schiffe kommen, auf Maulthieren eingeführt. Mehrere Züge von Maulthieren, jeder von 100 Thieren, tragen die Kisten mit Silber und Gold. Dann sind die Häuser mit Menschen, der Markt mit Gold und Silber, theils gearbeitet, mehr aber in Stangen, angefüllt. Die übrigen Waaren von Peru, z. B. die Chinarinde, Cacao, Vigognewolle, Bezoar u. a. kommen auf dem kleinen Flusse Chagre, der unweit des Dorfes Cruces 5 Meilen von Panama entspringt, zum Hafen von Portobello herab; denn dieser Fluß, eigentlich Rio de Lagartos genannt, läuft in das atlantische Meer. Sobald die Austauschung dieser Waaren und zum Theil der Metalle gegen europäische Güter Statt gehabt hat, kehren die Galleonen wieder nach Carthagena zurück und sie gehen von dort nach der Havana. Hier vereinigen sie sich mit der Flotte, welche zugleich die großen Reichthümer aus Vera Cruz an sich gezogen hat, und so seegelt dieses ganze Geschwader, durch mehrere spanische Kriegsschiffe geschützt, in sein gemeinschaftliches Vaterland. Die Reise der Galleonen von Spanien begreift bis zu ihrer Rückkehr nach Cadiz gewöhnlich zwei Jahre.

Bei jener reichen Messe von Portobello ist aber nichts mehr zu bewundern, als die einfache Art des Handels und das unbeschränkte Vertrauen, welches bei dem Umsatze von so vielen Millionen herrscht. Es wird kein mit

reichen Gütern angefüllter Ballen einmal geöffnet, keine Kiste Gold oder Silber untersucht. Dennoch erinnert man sich nur seit der langen Dauer dieses Handels eines einzigen Falls, wo im Jahre 1654. alles von Peru gebrachte gemünzte Silber verfälscht war. Die spanischen Kaufleute ersetzten auf die rechtschaffenste Weise den Fremden den Schaden. Der Betrug ward entdeckt und der Urheber, der Schatzmeister von Peru, ward gehangen.

Aus obigen Angaben ergiebt sich nun hinreichend der Werth dieser beiden, obgleich höchst ungesunden, Häfen, Carthagena und Portobello.

Die Natur selbst ist aber in diesen Gegenden mit einem unermeßlichen Reichthume organischer Körper ausgestattet.

Der Totalanblick des Isthmus, den uns Niemand besser gezeichnet hat, als der engl. Wundarzt Lionel Wafer, mag dem Detail vorangehen. Er zieht für die Gränzen eine Linie von der Mündung des Chagre am atlantischen Meere, bis zu dem Flusse Chepe oder Cheapo, der sich in das Südmeer ergießt. Auf der einen Seite sind die Küsten dieses schmalen Erdstrichs mit den Inseln Bastimentos, unweit Portobello, besetzt, auf der entgegen liegenden, nämlich in der Bay von Panama mit den Königsinseln (Isl. del Rey) auch Perleninseln genannt. Der Boden dieser Krümmung bietet fast

durchgehends eine ungleiche Fläche dar. Es giebt hier Gebirge und Thäler von großem Umfange, welche durch Flüsse und Bäche bewässert werden. Die meisten nehmen ihren Ursprung aus der Fortsetzung der Cordilleren. Wafer nennt sie die hohen Gipfel. Diese sind nicht in gleicher Breite auf der Landenge. Sie halten aber ihre Richtungen und Windungen wie der Isthmus selbst. Von diesen Höhen zeigt sich dem Auge das reizendste Schauspiel. Hievon giebt Ulloa folgende Nachricht. „Alle Ge„birge und Waldungen sind auf der Meerenge mit Thie„ren angefüllt und beide Reiche der belebten Natur über„treffen selbst Neuspanien. Bei seiner Reise von Porto„bello nach Panama queer durch die Erdzunge, sagt der „Akademiker: das am besten ausgesonnene Gemählde „ist nicht vermögend eine Aussicht zu entwerfen, die die„ser gleich käme. Die dicken grünen Gebüsche der Ebe„nen erstrecken ihre Gipfel bis an den Fluß Chagre. „Die Hügel mit den mannigfaltigsten Arten von Bäu„men bedeckt, und durch eine erstaunliche Menge von „Thieren belebt, gewähren eine Aussicht, zu deren Be„schreibung es an Worten mangelt. In großen Haufen „springen die Affen von vielen Gattungen von einem „Baume zum andern, indem sich 6 oder 8 aneinander„hängen und auch mit ihren Jungen auf dem Rücken „über das Wasser setzen. Daneben sieht man eine noch „weit größere Fülle und Mannigfaltigkeit der Vögel, „worunter sich Berg- und Königshühner, Fasanen,

„Turteltauben, Reiher und eine große Menge der schön-
„sten Papageien finden.

Die genauere Anzeige einiger merkwürdiger Thier-
arten des Isthums versparen wir, da sie ihm mit
der eigentlichen Terra firma gemein sind, bis zu
der Beschreibung dieses Landes. Nur führen wir hier
noch zwei Produkte des Thierreichs auf, das eine wegen
seines Nutzens, das andere wegen seiner Schädlichkeit.

Das erste ist die besonders um Panama so häufig sich
findende Perlmuschel (Mytilus margaritiferus). Sie
bringt dort eine große Thätigkeit und einen beträchtli-
chen Gewinn durch die berühmte Perlfischerei hervor.

Die Gegend, in welcher sich die Perlen hauptsäch-
lich finden, sind die Gewässer um die Inseln Tabago
und El Rey (Königsinseln) in der Bay von Panama
selbst. Derjenige Spanier, welchem man die erste Kennt-
niß des großen Oceans (des Südmeers) verdankt, Nunnez
Balboa, war es, der gleichfalls die köstlichen Perlen
von Panama bekannt machte. Er erhielt mehrere der-
selben von dem Caziken der Insel Tabago zum Geschenk.
Ulloa rechnet 43 dortiger Inseln, bei denen man Perlen
fischet.

Fast alle vermögende Leute von Panama halten eige-
ne Neger zu dieser Fischerei; diese müssen dann gute
Schwimmer seyn und den Odem lange an sich halten kön-
nen. Zehn bis zwanzig solcher Neger sendet man nebst
einem eigenen Aufseher in besondern Böten, Lanches ge-

nannt, an die Orte der Bay, welche wegen der daselbst sich findenden Perlmuscheln berühmt sind. Das Wasser ist daselbst nicht über 10 bis 12 Klafter tief. Sind sie dort angekommen, so machen sie das Fahrzeug fest, binden sich ein Seil um den Leib und lassen sich nebst einem kleinen Gewichte, um schneller hinabzusinken, in das Meer. Die erste Perlmuschel, welche sie vom Grunde losmachen, nehmen sie unter den linken Arm; die 2te in die linke Hand; die 3te behalten sie in der rechten, und wenn es thunlich ist, nehmen sie eine vierte in den Mund. Hiermit fahren sie sofort in die Höhe, um Odem zu schöpfen und stecken alle 4 Muscheln in ein Säckgen, welches jeder zuvor deshalb an sich befestiget hat. Auf gleiche Weise fahren sie mit dieser Arbeit fort, bis daß ihr Tagewerk vollendet ist; denn jeder Neger muß seinem Herrn eine bestimmte Anzahl von Perlen liefern, gleichviel gute oder schlechte. Die Muscheln werden sodann geöfnet und die Perlen herausgenommen. Finden sich mehr Perlen als jene zu liefernde Anzahl, so sind sie das Eigenthum des Negers, der sie aber gewöhnlich zu einem der verschiedenen Güte der Perlen angemessenen, aber billigen, Preise seinem Herrn verkauft; ist die Anzahl nicht hinreichend, so setzen sie ihre Arbeit noch länger fort.

Diese Fischerei ist wie bereits zuvor bemerkt worden, wegen der Rochen, Manta, sehr gefährlich, und diese Gefahr wird sowohl durch die sehr großen Kuttel- oder

Dintenfische (Sepia L.) als vorzüglich durch die mehreren Arten von Haien oder Meerwölfen (Squalus L.) vermehrt. Beide Thierarten erhaschen, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, nur zu oft die fischenden Neger; auch sieht man diese unglücklichen Menschen mehrmalen nur mit einem Arm oder einem Beine wieder aus dem Wasser hervorkommen.

Die Perlen von Panama sind wegen ihres schönen Wassers berühmt. Die größte Summe derselben wird nach Peru verkauft, denn dort treibt das Frauenzimmer den Luxus so weit, daß sie selbst ihre Gürtel und Strumpfbänder damit besetzen. Die übrigen, die kleinsten, werden nach Spanien zum Handel gebracht.

Das andere Thier, dessen hier noch schicklich gedacht werden kann, ist die Nigua (Pulex Penetrans Linn.) oder wie man sie auch benennt, die Chike. Dieser höchst schädliche Floh bewohnt dort, so wie in mehreren Theilen der nahe liegenden Länder, das sandige und staubige Erdreich. Er kriecht an die Füße der Menschen, dringt unvermerkt in die Haut, und gräbt sich ohne bedeutenden Schmerz darinn ein. Man fühlt indeß dabei ein Jucken, und wenn man sodann einen schwarzen Punkt in der Haut bemerkt, so ist es Zeit sofort darauf bedacht zu seyn, ihn durch einen Indianer geschickt herausziehen zu lassen.

Besonders nistelt sich dies Insekt entweder unter die Fussohle oder noch häufiger zwischen dem Nagel der Ze-

hen und dem Fleische ein. Hier bildet es seinen Eier-balg, der mit der Summe der Eier zunimmt. Sodann beginnt der Schmerz; er bringt heftige Entzündung her-vor, die, wenn man nicht bald Hülfe sucht, sogar in Brand übergehet und zuweilen den Verlust des Gliedes nach sich zieht. Es gehört die äußerste Vorsicht dazu den Eiersack, der einer kleinen Perle gleicht, mit einer Nadelspitze aus dem Fleische ganz unbeschädigt herauszu-lösen, denn sobald etwas davon zurückbleibt, läuft der Patient von neuem Gefahr. Eben so ist es äußerst ge-fährlich mit der Operation lange anzustehen. Fermin erzählt uns, ein Capuciner, der von Westindien nach Frankreich zurückkehrte, habe mit Vorsatz, um dieses merkwürdige Insekt und dessen Wirkung in seinem Va-terlande zu zeigen, einen solchen Eiersack deshalb an sei-nem Fuße aufgespart. Bei der Ankunft in Frankreich hatte sich aber ein so großes bösartiges Geschwür daraus erzeugt, daß er kaum durch Abnehmung des Beins vom Tode gerettet werden konnte. Uebrigens ist die Nigua aber wohl zu unterscheiden von dem Guineawurm, denn dies scheint wohl der in diesen Ländern sogenannte Ma-kakewurm zu seyn, der sich unter der Haut und dem Fleische, besonders an den Schenkeln zeigt, und sich durch ein kleines Geschwür Oefnung verschaft. Man windet ihn vorsichtig aus der Wunde.

Daß die Flora dieser heißen und feuchten Länder selbst dem kundigsten Botaniker unübersehlich ist, bedarf wohl

keiner Erwähnung. Wild trift man hier die Ananas von ganz vorzüglichem Geschmacke und Geruche. Ebenfalls gedeihet das Zuckerrohr ohne alle Wartung. Ferner finden sich noch unter hundert andern nutzbaren Vegetabilien, die Baumwolle und der Mahotbaum; seine Rinde löset sich sehr leicht in Fäden auf, die nicht blos zu Stricken, sondern selbst zu Strümpfen und Bändern dient, die den seidenen nahe kommen. Endlich kommen hier zwei Arten von Pfeffer und viele Gummi- und Balsamarten, so wie die treflichsten Arzneikräuter, vor.

Freilich ist hier gleichfalls das Vaterland des höchst schädlichen Mancanillen oder Manchinellenbaums (Hippomane foliis ovatis serratis. Monoecia Linn.) dessen schönes, hartes, gelbgeadertes Holz den tödtlichen Saft enthält, womit die Indianer ihre Pfeile vergiften. Es ist ein sehr starker Baum, der Gestalt nach, unserm Apfelbaume ähnlich. Die Blätter sind eyrund, sägenartig gezähnt und an ihrer Wurzel mit einer Saftdrüse versehen. Inwendig enthalten sie gleichfalls einen milchigten höchst giftigen Saft.

Die schönen rothen Blumen wachsen ährenweise; die Frucht kommt aber dem Apfel, besonders dem Goldpepping, so nahe, daß der Unkundige sehr leicht dadurch betrogen werden kann. Sie umschließt eine große, fiebeneckige Nuß von eben so vielen Abtheilungen oder Fächern, wovon jedes einen Kern enthält.

Alle Theile des Manchinellenbaums enthalten einen so bösartigen ätzenden Saft, daß wenn nur ein Tropfen dieser Milch die Haut des Menschen (die der inneren Hand höchstens ausgenommen) berührt, so erzeugt sie sofort, wie Feuer, Blasen. Es ist mithin fast unmöglich, daß ein Mensch die Frucht wirklich genießen könnte, da der erste Biß bereits den Mund und die Kehle auf das schmerzhafteste in die heftigste Entzündung setzt.

Man behauptet, daß sogar die von dem Baume auf die Haut fallenden Regentropfen Blasen ziehen; Waser gedenkt eines Franzosen, der auf die Weise schwer zu heilende Narben, wie von den Kinderblattern, behielt.

Wenn die Caraiben und andere dortige Völker ihre Pfeile mit dem Safte vergiften wollen, dann machen sie mehrere Einschnitte in den Baume selbst. Aus Vorsicht wenden sie hiebei das Gesicht hinweg und fangen den herauströpfenden Saft in dazu hingesetzten Muschelschaalen auf. Hat sich diese Milch etwas verdickt, dann tauchen sie die Spitze ihrer Pfeile darein. Ein solcher Pfeil behält auf anderthalb Jahrhunderte seine tödliche Kraft. Hievon sahe der französische Naturhistoriker Bomare selbst ein Beispiel. In dem Zeughause von Brüssel hatte man seit 140 Jahren einen solchen Pfeil aufbewahrt. Hiemit ward ein Hund nur am Schenkel verwundet. Das Thier starb sofort nach der Verwundung, ob man es gleich durch mehrere Gegengifte zu retten suchte. Dennoch ist von einigen behauptet worden, Salz, wie auch

Meerwasser, diene diesem fürchterlichen Safte zum Gegengifte.

Auch Thiere, die sonst sehr eßbar sind, sollen, wenn sie von den Früchten des Manchinellenbaums genossen haben, den Menschen schädlich werden. Dies ist der Fall bey den sonst häufig genossenen westindischen Krabben, sobald sie die herabgefallenen Manchinellenäpfel gefressen haben.

Zur Warnung sey es erlaubt, bei dieser Gelegenheit einen ähnlichen, vielleicht wenig bekannten Fall, anzuführen, der sich im Jahre 1777. in einem sehr nahe an Deutschland gelegenen Lande ereignet hat und der durch die gültigsten Zeugnisse bewährt ist.

In Nymwegen hatte eine Gesellschaft gebratene Lerchen gegessen. Bald darauf befanden sich mehrere der Gäste sehr übel, und sie starben, aller angewandten Mittel ungeachtet, unter den deutlichsten Symptomen der Vergiftung. Es wurden sogleich, so weit es nur noch möglich war, alle Speisen genau untersucht; und da fand man in den Mägen mehrerer dieser Lerchen Schirling (Cicuta). Hier war also den Lerchen der Schirling das, was dort die Manchinellenäpfel den Krabben und durch sie dem Menschen sind. Der Lerche schadet der Schirling eben so wenig, als jene Aepfel der Krabbe. Der Arzt, welcher in Nymwegen diese Untersuchung angestellt hat, der D. Man, hat darüber (1778.) in

holländischer Sprache eine eigene Abhandlung bekannt gemacht.

Auf dem Isthmus von Darien und den zunächst gelegenen Ländern des heißen Amerika hat die Natur ausser jenem gefährlichen Baume vielartige Gifte entstehen lassen. Hier giebt es nicht nur mehrere sehr schädliche Vegetabilien, sondern auch mehrere Arten sehr giftiger Schlangen und Insekten.

Dagegen hat sie, wenigstens für letztere, die dortigen Einwohner durch ein bedeutendes Gegengift in Schutz genommen. Dies ist, dem Ulloa zufolge, die sogenannte kleine Bohne von Cartagena (Habilla de Cartagena). Sie ist die Frucht einer Art von Bindeweide (Bejucos); ihre Länge beträgt einen Zoll und ihre Breite 9 Linien, von Gestalt ist sie herzförmig und platt. Die äußere harte Schale ist weißlich; der Kern mandelartig und bitter. Er ist, soviel man durch lange Erfahrung weiß, das kräftigste Gegenmittel gegen den Biß der giftigsten Schlangen. Alle Arbeiter auf dem Gebirge oder im Felde, so wie die Jäger, genießen, bevor sie ihre Geschäfte anfangen, etwas von dieser Bohne, und halten sich sodann vor den Folgen des Bisses der giftigsten Thierarten geschützt. Auch hemmt ihr Genuß sofort die Wirkung des Gifts. Da aber diese Mandel selbst von sehr erhitzender Natur ist, so muß man sich sehr in Acht nehmen, bald darauf irgend ein erhitzendes, geistiges Getränk zu sich zu nehmen.

Von den Merkwürdigkeiten der Landenge braucht hier nicht ausführlicher geredet zu werden, da mehrere ihrer Naturprodukte bei den gleichfolgenden Ländern gleichfalls vorkommen.

Wir gehen nun zu dem Bewohner des Isthmus selbst. Auch hierüber erhalten wir wohl durch den Hrn. von Humbold noch mehrere Aufschlüsse. Bis dahin mögen uns die älteren Reisenden, vorzüglich der anspruchlose englische Wundarzt, Lionel Wafer, hauptsächlich zu Führern dienen.

Die Bevölkerung der Landenge ist nur geringe, und wenn Wafer 50 Oberhäupter anführt, die damals (1679.) auf einem Hügel als Vasallen des Fürsten Lacenta wohnten, so müssen jene wohl nur die Väter bedeutender Familien gewesen seyn, weil sich sonst eine Art von Widerspruch in beiden Angaben fände.

Diese Menschenrace ist gerade und gut gebauet. Wafer, der viele Monate unter ihnen lebte und ansehnliche Reisen im Lande machte, fand nie einen Mißgestalteten. Sie sind zwischen 5 bis 6 Fuß hoch, haben ein gut gebildetes Bein, eine breite Brust und starke Knochen. Die Weiber sind klein und corpulent. Nur im Alter erschlaft ihr Busen und ihr Unterleib.

Beide Geschlechter haben ein rundes Gesicht, große, lebhafte, aber graue Augen, eine hohe Stirne, einen kleinen Mund, dünne Lefzen und schöne, wohlgeordnete

Zähne. Im Ganzen sind indeß die Männer schöner, als die Frauen.

Die Farbe der Darier ist dunkel, fast rothgelb, etwa wie trockne Orangen. Das lange schwarze Haupthaar wird durch eingeriebenes Oel glänzend. Sie kämmen es fleißig mit einem vielfach getheilten Holze. Sowohl den Bart, als alles übrige Haar des Leibes reißen sie aus. Diese Operation verrichten die Weiber vermittelst zweier kleinen Stäbe, die ihnen statt der Haarzangen dienen.

Wafer giebt eine umständlichere Nachricht, als je ein Reisender vor ihm, von den hier in Darien vorkommenden Albinos oder sogenannten Kakerlaken. Wir haben ihrer bereits bei Westindien im 2ten Jahrgange dieses Taschenbuchs im Vorbeigehen gedacht *), und setzen daher nur noch folgendes von dieser fehlerhaften Ausartung des Menschengeschlechts hinzu.

Man thäte Unrecht diese hier auf dem Isthmus erzeugten Schwächlinge weiße Neger, wie die ihnen ähnlichen Menschen in Afrika zu nennen, da diese hier von den kupferfarbenen Amerikanern, jene Afrikaner aber von wirklichen Negern erzeugt sind. Ihre Haut hat, wie bei den weißen Negern, die todte kalte Farbe

---

*) S. 46.

des weißen Papiers; allein die Kakerlaken von Darien zeigen dennoch den Unterschied ihres Ursprungs durch das Haupthaar; dies ist nämlich bei den weißen Negern ganz kurz und wolligt; bei den Albinos des Isthmus hingegen zwar gleichfalls, wie die Augenbraunen, weiß, aber bis auf acht Zoll lang, schön, und nur halb kraus. Dabei ist ihr ganzer Körper mit daunenähnlichen weißen Härchen zart bedeckt, so daß die Haut deutlich durchscheint.

Diese Albinos, sagt Wafer, sind kleiner und viel schwächlicher, als ihre braungelben Eltern; ihre Augenbraunen sind lang und sichelförmig gebogen; das Auge selbst aber ist so schwach, daß sie das Tageslicht nur bei sehr bedecktem Himmel ertragen. Hingegen kommen sie des Nachts hervor, und zeigen, besonders beim Mondenlicht völlige Sehkraft und große Lebhaftigkeit.

Unter ihren Landsleuten sind diese kränklichen Menschen wenig geachtet. Auch sehen ihnen ihre Kinder, wenn sie zuweilen welche erzeugen, nicht ähnlich, sondern sie beweisen durch ihr braunrothes, den übrigen Dariern eigenthümliches Colorit, abermals ihren wahren Urstamm. Mithin machen auch hier die Albinos, so wie bei den Negern, keine eigene sich fortpflanzende Race aus. Eben so wenig entstehen sie aber durch Vermischung des Europäers und des Dariers; denn dadurch kommen ähnliche Nüanzen hervor, so wie auch durch Vermischung mit dem Darier und dem Neger, die in sehr vielen Ab-

Zuzungen fortgehen, wie wir bereits bei den Mulatten und Meslizen sahen. *) Allein sie sind oder waren wenigstens zu Wafers Zeiten hier ziemlich häufig. Wafer rechnet auf 2 bis 300 Indianer von natürlicher dunkeler Farbe, einen Albinos. Nähme man auch nur das leztere Verhältniß an, so gäbe dies doch bereits von 30000 Menschen hundert Albinos, und es könnte nicht sehr schwer seyn mehrere dieser kränklichen Individuen zusammen zu suchen. Hingegen waren dergleichen Menschen sowohl in Afrika, als auch in dem heißesten Ostindien, z. B. in Java höchst selten, wie le Bruyer bezeuget. Auch diese größere Zahl solcher Schwächlinge scheint den geringeren physischen Werth der neuen Welt mit zu beweisen.

Auch die Darier suchen sich, so wie fast alle rohe unbekleidete Völker, durch Anfärben der Haut zu schmükken. Man sieht blaue, rothe und gelbe Vögel und andere Thiere auf ihren Körpern. Sie bedienen sich zum Zeichnen eigener Hölzer, wovon das eine Ende zerkauet ist, so daß die Fasern den Pinsel bilden. Die Farben werden, um dauerhafter zu seyn, mit Oel abgerieben, und da sie dennoch mit der Zeit verlöschen, so erneuert man sie.

---

*) M. s. Taschenb. 2ter Jahrgang S. 47.

Diejenigen, welche aber dem Putze mehr ergeben sind, gehen hierbei noch vorsichtiger und rafinirter zu Werke. Sie zeichnen nämlich die Umrisse der ihnen beliebigen Figuren zuerst mit Farben auf den Körper vor; sodann ritzen sie mit eigenen Dornen die Haut bis aufs Blut auf, und reiben mit der Hand die Farben ein. Ein so tatowirtes Gemälde ist unauslöschlich. Vorzüglich verstehen sich die Weiber auf diesen Putz der Haut.

Die Männer gehen übrigens, feierliche Gelegenheiten ausgenommen, völlig nackt; nur ein starkes konisch gebogenes Blatt verbirgt bei ihnen ein einziges Glied; und sie tragen die äußerste Sorgfalt dies niemals entblößt zu zeigen. Das andere Geschlecht trägt hingegen eine Art baumwollener Schürzen, die bis zum Knie, ja bis zum Knöchel, herabhangen.

Beide Geschlechter zeigen überhaupt einen vorzüglichen Grad der Schamhaftigkeit.

Die Feierkleider der Männer bestehen aus einem hemdeähnlichen Ueberzug, einem Fuhrmannskittel ähnlich, den sie beim Anziehen über den Kopf werfen und der aus Baumwolle gewebt ist. Er ist entweder weiß oder schwarz, und wird nur bei ihren Rathsversammlungen, beim Erwählen des Oberhaupts, oder bei Hochzeiten u. d. angelegt; zuweilen gehen sie hiemit bekleidet in Procession um ihre Ortschaft.

So sahe Wafer den Lacenta, eins der größten damaligen Oberhäupter, oder Caziken, von 300 Män-

nern begleitet; diejenigen, welche schwarze Oberkleider trugen, giengen vor ihm her, und die mit weißen Kleidern folgten ihm; dabei trug ein jeder einen Speer, der ebenfalls die Farbe seines Kleides hatte.

Als Zierrath tragen die Männer ein goldenes mondförmiges Blech an der Nase, wovon die beiden Enden gerade nur so weit auseinander stehen, daß sie den Nasenknorpel zum Festhalten kneipen. Bei den Weibern ist hingegen der Knorpel selbst durchbohrt, und darinn hängt ein goldener oder silberner Ring. Beide legen dieses Geschmeide beim Essen ab.

Ueberdem zieren sie sich noch mit Hals- und Armbändern von Glaskorallen und von Thierzähnen oder Muschelschaalen.

Ihre Häuser, Cabanen, errichten sie gewöhnlich ohne eine besondere Ordnung längs den Ufern der Flüsse. Sie veränderten ihre Wohnungen zu Wafers Zeiten sehr oft, um den Spaniern, welche sie als stete Feinde ansahen, unbekannt zu bleiben; vielleicht mag sich dies seitdem geändert haben. Ein solches Wandern kostet aber nicht viel Mühe, da die Grundlage ihrer Hütten nur aus starken Pfählen besteht, die sie in die Erde schlagen. Die Wände dazwischen flechten sie aus Stäben und Buschwerk, welches alsdenn durch dazwischen geworfene Erde oder Thon verbunden wird. Das Dach besteht aus gut geordnetem Sparrwerk, und schützt vermittelst darüber gedeckter Baumblätter gegen den Regen.

Eine darin gelassene Oefnung dient als Schornstein zum Abziehen des Rauchs.

Da das Haus weder Abtheilungen noch Stockwerke hat, so wohnt die ganze Familie in einem einzigen Zimmer; dennoch hat ein jedes Individuum darinn seinen eigenen Hamak oder eine Hangematte zum Schlafen.

Das Getraide wird stets um die Wohnungen gesäet; man hauet aber, wenn der Fleck, woselbst man sich anbauet, noch Waldung enthält, nur die Bäume ab, ohne die Wurzeln auszustocken, und steckt die Maizkörner oder die Bohnen einzeln da umher; das Pflanzen geschieht im April und die Erndte fällt im September oder October.

Zur Sicherheit der ganzen Ortschaft wird ein Fort, ein allgemeiner Verschlag errichtet, das Gemäuer davon hat 10 Fuß Höhe, bei 130 Fuß Länge und 25 Breite. Alle Seitenwände haben eine Menge kleiner Oefnungen ohne besondere Ordnung; hiedurch schießen sie ihre Pfeile auf den Feind ab. Jede Seite hat einen Eingang, der aber im Nothfall stark verrammet wird. Diese großen, einigermaßen befestigten Hallen, dienen gleichfalls zu einem allgemeinen Vorrathshause.

Außer jenen Feldfrüchten nähren sich die Darier noch von Cassave, Yamen, Erdäpfel; ihr Gewürz ist der Pimentpfeffer.

Geistige Getränke verfertigen sie aus Maizmehl, welches dazu viele Tage eingeweicht wird, ferner aus dem

Safte frisch gesammelter Platanen. Das erste nennen sie Chicacopah, das letzte Misla. Es ist merkwürdig, daß zu dem Chicacopah, die Maizkörner zuvor von alten Frauen gekauet werden, da sie dann so vermischt mit Speichel stärker gähren. Man erinnert sich hiebei leicht an die Kawa der Südseeinseln.

Die Beschäftigungen der Weiber sind zwar auch hier, wie bei den meisten unkultivirten Nationen, sehr schwer; denn sie pflanzen den Maiz, bereiten das Getränk, und tragen sogar auf Reisen das Gepäck; dennoch sind die Männer ihrerseits nicht träge. Sie übernehmen die mühsamsten Arbeiten, hauen die Bäume um, reinigen die Pflanzungen und treiben die Jagd. Hiebei leisten ihnen ihre Hunde ganz vorzügliche Dienste. Sie besitzen, sagt Wafer, den besondern Instinkt, die von ihnen aufgespürten Wildenschweine (Pecari) so lange eingeschlossen zu halten, bis die Jäger dazu kommen und sie tödten.

In den müßigen Stunden flechten sie auch Körbe und Netze. Dabei begegnen sie den Frauen mit vieler Achtung und Liebe.

Auch ist hier, wenn gleich die Polygamie statt hat, der Ehebruch äußerst selten und wird mit dem Tode geahndet. Die Strafe desjenigen, der einer Jungfrau Gewalt anthut, ist aber fast noch schrecklicher. Man zerfleischt ihm den schuldigen Theil, indem ein stachlichter Stab darinn umgedrehet wird, und hierauf erfolgt

gewöhnlich, aller angewandten Vorsorge zur Heilung un- geachtet, ein höchst schmerzhafter Tod.

Ihre Hochzeiten dauren mehrere Tage. Die Väter übergeben einander die beiden Brautleute mit feierlichen Reden und Tanzen. Hiezu blasen sie theils auf einer Flöte mit Seitenlöchern, theils auf Pan-Flöten von mehreren Röhren verschiedener Länge neben einander ge- stellt. Sobald jene Uebergabe geschehen ist, bringen die Hochzeitgäste den junggen Leuten Geschenke; hauen so- dann die Bäume nieder, bepflanzen den Platz mit Malz und errichten für das neue Paar ein Wohnhaus. Hier- auf fängt man an Chicacopah zu trinken, nachdem zu- vor alle gefährliche Instrumente, z. B. Aexte, Messer u. d. bei Seite geschaft sind.

Was ihre Religion anbetrift, so behauptet Coreal daß sie die Sonne anbeten. Ulloa gesteht ihnen, sehr allgemein gesagt, die Religion barbarischer ungesitteter Völker (?) zu. Wafer schweigt gänzlich davon, sagt in- deß daß sie Priester oder vielmehr Zauberer halten. Er führt ein sonderbares Ereigniß als authentisch an, da diese Leute die Ankunft zweier Schiffe viele Tage zuvor, ehe man sie sehen konnte, richtig prophezeiheten.

Nur vor wenigen Jahren behauptete ein Franzose, dessen Nahme mit einem B. anfing, er besitze ein ähnli- ches Talent und dies lasse sich aus physikalischen und op- tischen Gründen herleiten.

Jene Priester sind dann wohl zugleich die Aerzte. Sie besitzen auch allerdings einige nützliche Kenntnisse. Wafer hatte das Unglück durch Schießpulver, welches sein Landsmann aus Unvorsichtigkeit auffliegen ließ, am Knie schwer verwundet zu werden. Obgleich selbst Wundarzt, fand er sich dennoch ohne Arzneien, denn sein Neger war entlaufen und hatte sowohl seine Kleider, als die Reiseapotheke entwendet. In dieser traurigen Lage suchten die Indianer ihnen bekannte Arzneikräuter, verwandelten sie durch Käuen in einen Brei, schlugen diesen um das verwundete Knie vermittelst eines Platanenblatts und brachten die Kur dadurch zustande.

Sie verstehen sich gleichfalls auf das Aderlassen und wenden es bei Fiebern und andern Krankheiten an. Hiebei sind aber ihr Benehmen und das Instrument zum Aderlassen äußerst merkwürdig. Der Kranke setzt sich völlig entkleidet auf einen Stein; der Wundarzt bedient sich dann eines kleinen Bogens zum Abschießen kleiner Pfeile, welche unweit ihrer Spitze einige in die Runde gesetzte Federn haben, wodurch sie zurückgehalten werden tief in die Haut einzudringen. Jetzt werden diese Pfeile gegen den Arm oder den Fuß abgeschossen, und bringen jedesmal nur einige Tropfen Blut hervor. Die Operation dauert daher sehr lange, um eine nur einigermaßen zweckmäßige Quantität Blut zu lassen. Zwischen jedem Abschießen der kleinen Pfeile springen und gestikuliren die Aerzte nebst den Umstehenden über die so glücklich

hervordringenden Blutstropfen, und vermindern viel-
leicht hiedurch die unnöthige Quaal des Patienten.

Als der englische Wundarzt Wafer diese kindische
und schmerzhafte Methode sahe, erbot er sich, da eine
der Frauen des Lacenta wegen eines Fiebers gleich-
falls hiezu verdammt ward, ihr eine hinreichende
Quantität Blut auf eine weit bequemere Art zu lassen.

Lacenta nahm den Antrag an. Als aber Wa-
fer mit der Lancette eine Ader öfnete, und der Cazike
nun den hellen Strom hervorspringen sahe, gerieth er
eben so sehr in Erstaunen als in Furcht und schwor bei
seinen Zähnen (dies ist ihr unverbrüchlicher Eid) er werde
Wafern mit dem Spieße durchbohren, wann seine Frau
dadurch in Lebensgefahr kommen sollte. Das Glück war
auf des Engländers Seite. Die Frau genaß bald nach
dem Aderlasse, und Lacenta nebst allen Dariern sahen
von jezt den Wundarzt für ein außerordentliches Wesen
an. Sie fielen vor ihm nieder, küßten ihm die Hände,
und trugen ihn auf allen Reisen in einem Hamak fort;
auch erhielt er bald darauf seine Freiheit von dem Cazi-
ken, und kam hiedurch nach vielen Gefahren glücklich
wieder zu den Engländern.

Die Geistesfähigkeiten dieser Indianer sind übrigens
nicht geringer, als die der zuvor erwähnten Völker.
Sie verstehen es sich auf Reisen sehr gut zu orientiren.
Sie bedienen sich beim Zählen der Dekadik, und zählen
selbst bis auf 100. Wenn sie 10 (bei ihnen Anivego) nen-

nen, so schlagen sie beide Hände offen einmal zusammen, bei zwanzig zweimal, bei dreißig dreimal u. s. w. In ihrer Sprache endigen die Nahmen der Zahlen alle auf a oder o; dies ist fast durchaus der Fall bei den übrigen Worten, welche Wafer uns aufbehalten hat. Die Sprache ist auch überhaupt weit leichter, als die der Mexicaner, worinn oft mehrere Consonanten aufeinander folgen.

Ihr Charakter hat viel Gutmüthigkeit; nur gereizt und gemißhandelt zeigen sie Rachsucht. Einige Autoren behaupten dennoch, sie hätten ehemals Menschen geopfert, ja sie wären Antropophagen gewesen. Wafer sagt hievon durchaus nichts; er lobt vielmehr ihre Willfährigkeit gegen Fremde; nur die Spanier waren ihnen äußerst verhaßt, wegen der harten Behandlung, die sie von ihnen erlitten hatten.

Dieser Druck hat die Darier denn auch genöthiget, sich theils durch Gewalt, theils durch Flucht, selbst bis auf uns nahe liegende Zeiten dem spanischen Joche zu entziehen. Ulloa bezeugt, noch selbst im Jahre 1735., daß die meister Einwohner dieses Theils von Terra firma von dem spanischen Joche befreiet, wild und unstet umherziehen.

Von denen unter ihnen durch die Spanier errichteten Rancherien, Missionen und anderen Ortschaften, welche zur Gerichtsbarkeit von Panama gehören, wovon 20

Jahr früher noch eine sehr bedeutende Anzahl vorhanden war, giebt Ulloa nur noch 20 an.

Dieses Abschütteln der spanischen Oberherrschaft ist auch eine der Hauptursachen, weßhalb die schätzbaren Goldbergwerke des Binnenlandes von Darien größtentheils verlohren gegangen, oder wenigstens in ihrer Bearbeitung unterbrochen sind. Nur die gegen die Gränzen des Südmeers hin, in den Provinzen Veragua und Panama, sind noch ergiebig.

Hiemit mögen die Nachrichten über die Landenge Darien und über die ihr angränzenden Länder von Terra firma, die da vielmehr schon zu Neu-Granada gehören, endigen. Es scheint nämlich zweckmäßiger, die inneren Provinzen und die weiter hinabliegenden spanischen Besitzungen von Südamerika nicht von einander zu trennen. Ebendaher versparen wir auch für sie das eigentliche spanische Gujana, und eilen zu denen hauptsächlich längst dieser Küste gelegenen Etablissements der Holländer und der Franzosen.

Gujana.

Die Landschaft, welche unter dieser Benennung anjetzt als reiche Besitzung der Holländer und Franzosen bekannt ist, sollte ihrer Lage nach noch zu dem nordlichen Amerika gerechnet werden. Denn selbst das französische Gujana reicht kaum bis zu dem Aequator hinab.

Als ein Gebiet des heißen Erdstrichs, über 20 tausend Quadratmeilen groß, im Osten vom Ocean, in Norden, Süden und Westen von drei der größten Ströme der Neuen Welt, dem Oronoko, dem Amazonenfluß und den Rio Negro eingefaßt, bildet Gujana gleichsam eine Insel, welche an innerer Produktionskraft mit den fruchtbarsten Theilen der Erde wetteifert. Von vielen Strömen durchschnitten, die zu Ausführungskanäle zu benutzen stehen, bietet sie die reichste Aussicht für den Spekulationsgeist des Pflanzers und des Kaufmanns dar.

Ihr erstes Bekanntwerden, steigt fast bis zu den Jahren der Entdeckung von Amerika selbst hinauf. Ojeda, ein kühner Mensch, den der Bischof von Bajadoz, Vorsteher der indischen Angelegenheiten, aus persönlichem Haß gegen Columbus, ausersehen hatte, diesen großen Mann durch neue wichtige Entdeckungen herabzusetzen, vereinigte sich 1498. mit Americus Vespucci, und dem geschickten Seemann de la Cosa, rüstete 4 Schiffe aus und entdeckte glücklich das feste Land unweit der Mündung des Oronoko. Ojedo schmälerte indeß nicht die Größe des ersten Entdeckers von Amerika, aber Vespucci entriß ihm auf eine schändliche Weise die Ehre der Benennung. Fünf Jahr nachher soll Nunnez Balboa die Länder zwischen dem Oronoko und Amazonenfluß etwas genauer untersucht haben. Vielleicht waren es einige unbedeutende Goldplatten, Schmuck der Oberhäupter oder Caziken dieser Gegend, welche zuerst in der sonder-

baren Erzählung, oder vielmehr zu dem Mährchen, Anlaß gaben, daß sich im Innern dieses unbekannten Landes eine Stadt befände, die einen Pallast enthielte, worinn selbst das Hausgeräth und die größten Statüen aus lauterem Golde beständen. Ein Spanier, Nahmens Martinez, der der Gefangenschaft in Peru entlaufen, soll diese Stadt entdeckt und vieles darüber schriftlich niedergelegt haben. Bei den Indianern heißt sie Manoa, bei den Spaniern aber El Dorado; vielen Lesern ist sie sicher aus Voltairens Candide umständlicher bekannt.

Diese Grille faßte besonders der berühmte Sr. Walter Raleigh auf *) um 1595. in Gujana tiefer einzudringen, und, wie er selbst gesteht, größere Schätze aus El Dorado zu holen, als die Spanier aus ganz Peru. Es ward wenigstens durch diese an sich selbst unglückliche Unternehmung Gujana besser als je zuvor bekannt; denn der spanische General, welchen Raleigh dort gefangen nahm, gestand, er sey nie in diesem Lande so weit vorgedrungen, als die Engländer.

Indeß ist man selbst in unsern Zeiten von Seiten der Holländer so wenig als der Franzosen tief in das Binnenland hineingegangen. Fast alle Besitzungen sind

---

*) M. s. nachmals seine Biographie.

so zu sagen Küstenländer; man kennt vielleicht von keinem einzigen dortigen Flusse bis jetzt die Quelle.

Um sich hievon zu überzeigen, sehe man nur die besten Karten der drei, oder nach Andern, der vier holländischen Etablissements, Essequebo und Demerary, Berbice und Suriname.

Das französische Gujana, wozu bekanntlich auch die Insel Cayenne gehört, hat zwar durch den letzten Frieden mit Portugal die Gränzen in Süden bis an die Flüsse Ariwari und Rio branco erweitert; allein die Revolution hat es wohl bis dahin noch nicht erlaubt, genauere Untersuchungen des Binnenlandes anzustellen.

Dennoch haben sowohl die Holländer als die Franzosen Gujana schon weit über ein Jahrhundert im Besitz gehabt; ja die Franzosen beschiften diese Küsten lange vor Raleigh, und seit 1624. ließen sie sich schon am Fluß Sinamary unweit des 10ten Grades; 1635. aber auf Cayenne nieder.

Die Hauptschwierigkeiten, welche sich der Kenntniß des Binnenlandes entgegensetzen, sind nicht bloß das Klima, vielmehr machen hier die erstaunlichen dichten Waldungen, welche ein durch die vielen Flüsse und Bäche stets getränkter, oft überschwemmter morastiger Boden hervorwachsen läßt, die größten Hindernisse.

Die Etablissements der Holländer und Franzosen in Gujana zusammengenommen, fangen unter 8¼ Grad

N. Br. an und gehen bis gegen $1\frac{1}{2}$ Grad nach Süden hinab; sie erstrecken sich mithin etwa durch 7 Breiten Grade. Temperatur, Natur ihres Bodens und daher ihrer Produkte weichen so wenig von einander ab, daß diese Kolonien als ein Gesamtland hier behandelt werden können.

Das so eben verflossene Jahrhundert hat das meiste zur Aufklärung dieser Länder und ihrer mannigfaltigen Produkte beigetragen.

Unter den Franzosen haben besonders Des Marchais, Barrere, Condamine, Aublet und jetzt Piton; unter den Spaniern Ulloa und Caulin; von dem holländischen Gujana aber Hartsink, Bankroft, Fermin und Stedman bedeutende Aufschlüsse gegeben.

In Gujana herrschen nur zwei Jahrszeiten, so wie dies bereits von Westindien *) vorgekommen ist; nämlich die trockne und die nasse. Diese theilt man indeß in viere: in zwei nasse und zwei trockne Zeiten. Auf die kleinen Regen folgt nämlich eine trockene oder vielmehr heiße Jahrszeit. Hierauf treten die großen Regen vom März bis zum Junius ein; diese Zeit ist dort unter dem Nahmen des Winters bekannt. Sodann folgt die kürzere

---

*) M. s. den 2ten Jahrgang dieses Taschenbuchs. S. 9 u. f.

trockne aber heiße Jahrszeit. Indeß herrscht doch die Feuchtigkeit; und die Uebergänge von einer Veränderung zur andern geschehen stets durch fürchterliche, wochenlange Donnerwetter, die häufig Menschen und Thiere tödten.

Einem so ungesunden Klima widerstehen kaum die Urbewohner; nach ihnen noch am besten die unter dem heißen Himmel gebornen Neger. Aber die Europäer leiden erstaunlich. Besonders ist die geringere arbeitende Klasse der Fremdlinge, z. B. die Matrosen, den schrecklichsten Folgen der großen Regen, wenn die Sonne fast lothrecht Gujana trift, ausgesetzt. Fermin sahe im Jahre 1756. oftmals in einem einzigen Tage 8 Begräbnisse dieser Schlachtopfer des Klimas. Freilich trug ihre rohe Lebensart hiezu gleichfalls das ihrige bei; denn die stets von ihnen zum Abkühlen genossenen Orangen und Zitronen nebst dem Zuckerbrantwein und dem Wasser erzeugen hier fürchterliche, unheilbare Coliken und Blutflüsse.

Wie sehr könnte aber die sachkundige Thätigkeit des Menschen diese Uebel mindern! Ausrotten der Waldungen, Austrocknen und Urbarmachen der Moräste, Reinigen und Zusammenleiten der Flüsse, verwandelte diese fruchtbare Erde in ein gesundes und wahrhaftes El Dorado.

Denn der Boden selbst zeigt das treflichste Erdreich nebst den schönsten Wiesen (Savanne) und rc.; und im tiefen Westen zeigen sich große Gebirge, die Mütter so

vieler jetzt schädlicher, dann höchst einträglicher Gewässer.

Aber auch selbst bei dieser Vernachlässigung erzielt der Europäer große Reichthümer aus den mannigfaltigen kostbaren Naturprodukten von Gujana.

Jene Stapelwaaren Westindiens *), Zucker, Kaffee, Kakao, Vanille, Baumwolle, Indigo, Cassave, Roucon und anjetzt mehrere dorthin geführte Gewürze Ostindiens, als der Zimmt und die Nelke geben hier alle den reichlichsten Ertrag, viele bringen selbst doppelte Erndten, die schönsten Früchte, Orangen, Zitronen, Limonen, Kokus, Ananas, Pisang, Papaien, selbst der Wein gedeihen treflich, nur unser Kernobst bekommt dorten nicht.

Unübersehbar ist die ganze Flora von Gujana; Niemand lehrte dies bestimmter als der Botanist Aublet. Hierunter finden sich die vorzüglichsten Arzneikräuter und Hölzer zum Färben, zum Bauen und Auslegen für den Ebenisten; auch giebt es mehrere Gummiarten. So führt Aublet sowohl das Campecheholz als den Färbebaum (Sunira tinctoria) auf, durch dessen Rinde man Seide und Baumwolle hochroth färbt.

---

*) M. s. den 2ten Jahrgang dieses Taschenbuchs, S. 123 u. f.

Hier findet sich das Eisenholz (Robinia Panacoco); die Pekea butinosa sehr vorzüglich zum Schifbau; das Letternholz (Piratinera gujanensis); das schöne Atlasholz (Satin wood; Ferolia gujanensis).

Unter den Bäumen, die da Harz oder Gummi liefern, verdient derjenige besonders genannt zu werden, wovon wir das elastische Harz, Caoutchou, erhalten. Dieser Baum, (Hevea gujanensis) ist sehr hoch, hat aber nur eine kleine Krone und an seinem Stamme selbst keine weitere Zweige. Das leichte zähe, aber biegsame Holz kann zu kleinen Masten genutzt werden. Seine Blätter sind denen des Manioc *) ähnlich. Seine Frucht ist dreieckig und enthält drei Saamenkörner, Mandeln, welche eßbar sind und ein als Butter brauchbares Oel geben.

Die Nation der Omaguas hat die Portugiesen hauptsächlich die Art der wichtigsten Benutzung des Baums gelehrt.

Man macht viele Einschnitte in den Baum und überstreicht mit der daraus fließenden Milch zuvor bereitete beliebige Formen. Ist die Flüssigkeit erhärtet, dann erweicht man die Form in Wasser, oder man zerschlägt sie. Auf die Weise erhält man dadurch nicht nur Fla-

*) M. s. den 2ten Jahrg. dieses Taschenbuchs.

schen, sondern selbst Stiefeln, welche dem Wasser undurchdringlich sind. Die erstaunliche Elasticität dieses Harzes liefert elastische Arm- und Halsbänder; vorzüglich aber gute Sprützen; hiezu dienen Flaschen von Caoutchou mit einem langen, engen Halse. Daher kommt der Nahme Bois de Seringue, Sprützenholz. Die Chirurgie benutzt dies Harz als Sonden und elastische Ringe.

Auch giebt fein damit überzogenes Zeug, Leinwand oder Seide, ein dem Wasser undurchdringliches Wachstuch. In neuesten Zeiten haben wir es in Aether und in verschiedenen Oelen wieder aufgelöset und die aerostatischen Bälle damit überzogen.

Den Indianern leistet dies Harz noch einen andern bedeutenden Nutzen. Sie brennen es länglicht geformt statt der Lichter und Fackeln. Es leuchtet gut und giebt daneben einen Wohlgeruch; eine einzige Fackel dauert gegen 12 Stunden. Diesen letzteren Nutzen gewährt aber dort noch ein anderer Baum, die Virola sebifera. Aus seinen Früchten erhält man ein Oel, welches durch die Kälte gerinnt und allgemein zu Lichtern gebraucht wird.

Zu den vielen vegetabilischen Merkwürdigkeiten gehört noch besonders der Coumier de la Gujana. Er liefert ein Harz, das von Ansehen und Geruch, wie auch in übrigen Eigenschaften dem Ambra gleichkommt; hiedurch

sind einige Naturforscher bewogen den Ambra vegetabilischen Ursprungs anzunehmen.

In einem Lande, wo man sich nur auf wenige Stunden von den Küsten entfernen darf, um sofort unter der unerträglichsten Hitze in Morästen zu waden, wo der abgehärtete Krieger nicht ohne Lebensgefahr auf der Erde ruhet, sondern um der Nässe und den Sumpfthieren zu entgehen nur in erhöheten Hangematten *) unweit des Feuers schläft, da muß die Natur eine unermeßliche Menge Ungeziefer hervorwachsen lassen, denen der Morast und der feuchte Schatten ihr wahres Vaterland ist, und die sich von ihnen ähnlichen Thieren, Gewürmen, Insekten, Amphibien oder von wässerigten Pflanzen ernähren.

Niemand hat auf eine so ehrenvolle, heroische, einzige Art unsere naturhistorischen Kenntnisse über diese Gegenstände trefflicher erweitert, als eine Deutsche! die berühmte Sibilla Merianin aus Frankfurt am Mayn. Diese Frau macht für die Zeit, in welcher sie lebte, für den damaligen Stand der Wissenschaften und besonders für den der Naturgeschichte, um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, Epoque.

Waren ihr, als Tochter des berühmten Kupferstechers und Topographen Merians, und als Gattin eines

---

*) M. s. das Kupfer.

Mahlers *), die zeichnenden Künste gleichsam väterliches Erbtheil, so mußte sie dennoch wahrlich vom höchsten Enthusiasmus für die Naturkunde beseelt seyn. Ein schwaches Frauenzimmer, verläßt sie Verwandte und Vaterland, vertrauet sich dem weiten Meere und trotzt einem Klima, das für das tödtlichste der neuen Welt anerkannt ist! Und dies alles nur allein um die reiche üppige Natur von Suriname selbst zu erforschen! Zu Anfange des letzten Jahrhunderts (1701.) gieng sie dorthin ab. Unter gefährlichen Krankheiten ertrug sie die ganze Gewalt des lothrechten Strahls und der mephitischen Feuchtigkeiten. Mit eiserner Beharrlichkeit durchzog sie die dumpfigen Waldungen und die nassen Savannen; sammlete Insekten, Amphibien und Gewürm; beobachtete ihre Natur, ihre ganze Lebensart; stellte sie in den treflichsten Zeichnungen mit lebendigen Farben dar, und arbeitete unerläßlich bis ihr Körper dem Klima erlag und sie sich nur durch die Rückkehr nach Europa (1701.) dem Tode entriß.

Vier Jahr nach ihrer Rückkunft trat dann das Meisterwerk über die Surinamschen Insekten ans Licht.

---

*) Sie hatte sich an den Mahler Gräfe in Nürnberg verheirathet, trennte sich aber von ihm wegen seines schlechten Betragens, und nannte sich nach ihrem Vater.

Dies prächtige, außerordentliche Werk (Histoire des Insectes d'Europe et de Surinam und besonders Metamorphosis Insectorum Surinamensium. Amstel. 1705. fol.) hat uns für diesen Theil der Naturgeschichte und für viele andere dortige Thierarten und Pflanzen gleichsam eine neue Welt eröfnet.

Dennoch war ihr rastloser Forschungsgeist hiedurch nicht gesättigt. Ihre Tochter verheirathete sie nach Suriname; und diese, gleichfalls eine Forscherinn und Künstlerinn, sandte der Mutter von dort aus alles, was sie in der Naturgeschichte Neues entdeckte. Indeß hatte die große Reise, jenes böse Klima, die vielen Anstrengungen der seltenen Frau vielfache Krankheiten und Leiden zugezogen. Sie erlebte nicht das Glück ihre treflichen Werke völlig bekannt gemacht zu sehen. Sie starb 1717. im 70ten Jahre, aber ihre jüngste Tochter beschenkte die Welt mit dem 3ten und letzten Theile der Arbeit der außerordentlichen Mutter.

Bei Eröfnung der Werke der Merianin bleibt man mit Recht im Zweifel, ob man mehr über den Reichthum der dortigen Natur oder über ihre Schönheit und Pracht selbst in den am mindesten geachteten Geschöpfen erstaunen soll.

Schmetterlinge, oft von der Größe mittelmäßiger Vögel, glänzen durch den blendendsten Lasur (Papil. Menelaus; Teucer; Idomeus u. a.) durch Spiegel, die das Auge täuschen (les Portes mirois Papil.

Clio Psidii u. a.), durch Perle Mutter und Gold (Papil. Leilus; Helena; Venillae; Cupido) und alle übrige der herrlichsten Farben in wunderbarer Mischung zusammengestellt.

Selbst die Nacht wird durch lebendige Laternen beträchtlich erhellet, durch ein eigenes Geschlecht geflügelter Insekten, dessen großer phosphorescirender, hellleuchtender Kopf den Menschen im Dunkeln wie eine Fackel leitet, da am Tage die schönen Flügel nicht weniger durch prächtig gefärbte Spiegel das Auge ergötzen (Fulgora laternaria L. der große Laternenträger).

Dagegen erzeugen sich denn aber in dem dortigen Klima eine ungeheure Menge widriger Insekten, die den Einwohner tausenfachen Leiden bei Tage und bei Nacht aussetzen. Spinnen von der Größe einer Mannshand, die selbst kleine Vögel verzehren (Aranea avicularia L.) *) sind durch ihre Bisse noch gefährlicher als die vielen Skorpionen und Skolopendren.

Die Zancuden, Mapeien, Maringoings und Muskiten (Culex haemorrhoidalis? L. pipiens) sind die nächtlichen Blutsauger, während daß am Tage vielartige

*) Dieses widrige Thier hegt doch große Mutterliebe. Es trägt seine Eier im Eiersacke mit sich stets umher.

Bremsen, Stechfliegen (Tabanus cayennensis, mexicanus, occidentalis, ruficornis, L.) Wespen und Bienen (Vespa Lanio, striata, cryanea; Sphex caerulea, ruficornis, argillacea; Apis Surinamensis; argillosa; versicolor. u. a.) ihn bei Tage mit ihren Stacheln ängstigen. Zugleich verheeren oft große Züge von Heuschrecken und Ameisen die Pflanzungen; die Termiten aber ganze Gebäude.

Von den wilden Bienen auf Suriname verdient hier ein sonderbarer Charakterzug auf Stedmanns Zeugniß einen Platz.

In der hölzernen, temporairen Wohnung, welche Stedmann auf seinem Zuge gegen die Maron-Neger errichten ließ, hatte sich zugleich ein Schwarm wilder Bienen an der oberen Wand angebauet. Hier wohnten sie mit ihrem Hausherrn und seinem treuen Neger Quaco in größter Harmonie, als Stedmann eines Tages den Besuch eines Fremden erhielt. Ueber diesen fielen die Bienen mit Ungestüm her und zwangen ihn unter fürchterlichen Schmerzen das Haus schnell zu verlassen. Aus gerechter Furcht von ihnen gleichfalls zerstochen zu werden, gab Stedmann sogleich Befehl, das Bienennest durch Feuer hinwegzuschaffen, aber ein alter Neger hielt ihn zurück. „Herr, sagte er, sie hätten euch längst ge„stochen, wenn ihr ihnen fremd wäret. Ihr und eure „Leute dürft dreist, sogar bis zu ihrem Neste hinaufge-

„hen, und sie werden als Mietlinge die Hausgesellschaft „unversehrt lassen."

Jetzt ward der Neger Quaco, zur Probe, beordert nackend zu dem Neste hinaufzusteigen, die Bienen ließen ihn ruhig. Stedmann selbst machte den Versuch; er schüttelte sogar ihr Nest. Sie summeten ihm zwar um den Kopf, aber keine einzige Biene suchte ihn zu verletzen.

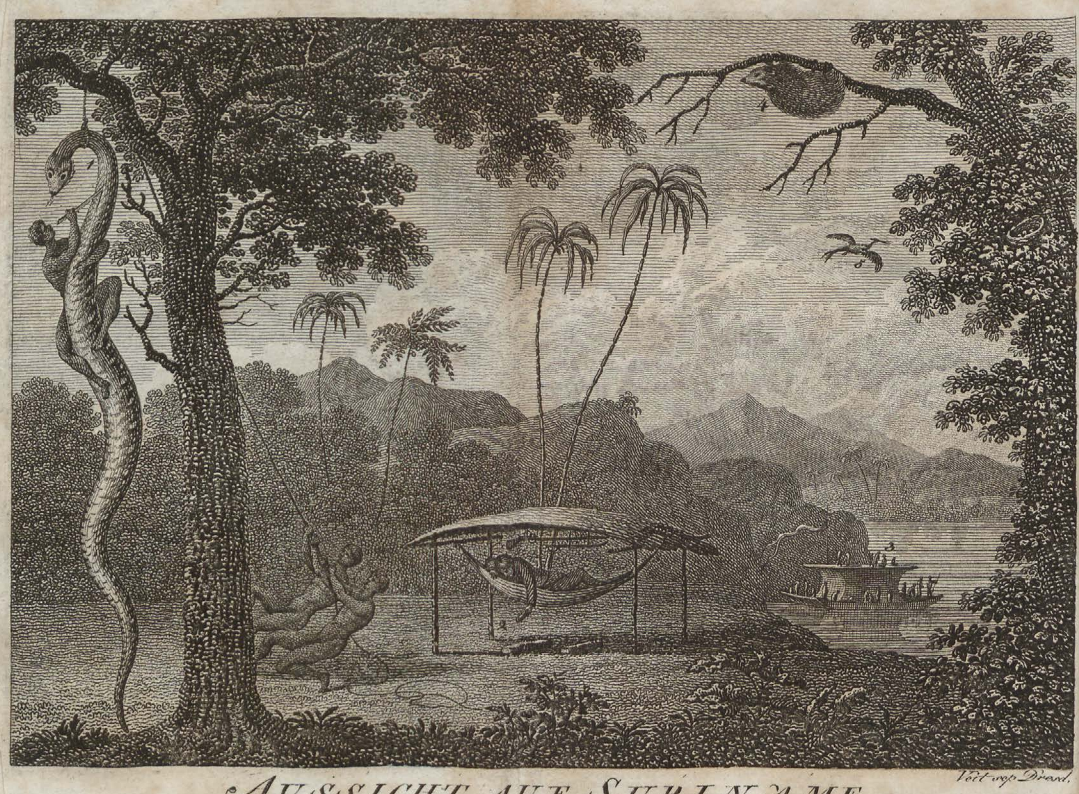
Eben dieser alte Neger betheuerte auf das gewissenhafteste die Wahrheit von folgender noch merkwürdigeren Thatsache. Auf der Plantage seines Herrn stehe ein alter Baum. Darinn habe sich seit langen Jahren eine Gesellschaft von Bienen und von Vögeln eingenistet, und lebten mit einander in der vollkommensten Eintracht. Nahe sich aber ein anderer fremder Vogel dem Baue der Bienen, so werde er sogleich von jenen befiederten Mitgenossen gemeinschaftlich vertrieben; dagegen vertrieben die Bienen alle fremde Bienen, die sich den Nestern der Vögel näherten. Wegen dieser Merkwürdigkeit hege der Herr der Pflanzung und dessen ganze Familie eine solche Achtung für den Baum, daß ihn, als ein Heiligthum, nur allein die Zeit zerstören solle.

Die Summe der Amphibien ist in Guiana gleichfalls eben so zahlreich, als außerordentlich. Unter den Schlangen, wovon mehrere zu den giftigsten gehören, verdient hier die Wasser-Mutter Aboma oder Boiguacu, einer besondern Erwähnung. Sie ist von der Riesenschlange

(Boa Constrictor L.) sowohl durch die Größe, noch mehr aber durch zwei Krallen, wie der Sporn eines Hahns, welche sich, wie Stedmann bezeugt, gegen das Ende des Leibes befinden, verschieden. Ihre Farbe ist auf dem Rücken grünlichschwarz, die Seiten sind gelbbraun, und beides ist mit regelmäßigen weißen Ringen schön gefleckt. Sie ist auf 30 Fuß lang und hat die Dicke eines Menschen; übrigens völlig ohne Gift. Ihr Kopf ist breit und platt, aber im Verhältniß zu ihrem Körper klein; der große Rachen hat eine gedoppelte Reihe Zähne; die hervorstehenden Augen sind glänzend, und der ganze Körper ist mit Schildern oder großen Schuppen besetzt.

Als Stedmann dies Ungeheuer auf seinem Marsche in den waldigten Morästen von Suriname entdeckte, lag sie aufgerollt unter dem abgefallenen Laube und Gesträuch; schoß die gabelförmige Zunge hin und her; und schien gleichsam Feuer aus den Augen zu sprühen. Zweimal ward ihr Körper mit Kugeln durchbohrt, aber sie schlug nur desto wüthender um sich, und alles Gesträuch mähete sie in ihrer Nähe wie mit einer Sichel ab. Nur erst durch den dritten Schuß, der den Kopf traf, ward sie erlegt. Dennoch machte die noch im Körper zurückgebliebene Lebenskraft es anfangs gefährlich sich ihrer zu bemächtigen. Ein Neger warf ihr die Schlinge eines starken Taues um den Hals, zog hiemit den Körper aus dem sumpfigen Lager hervor und erstieg mit dem Taue

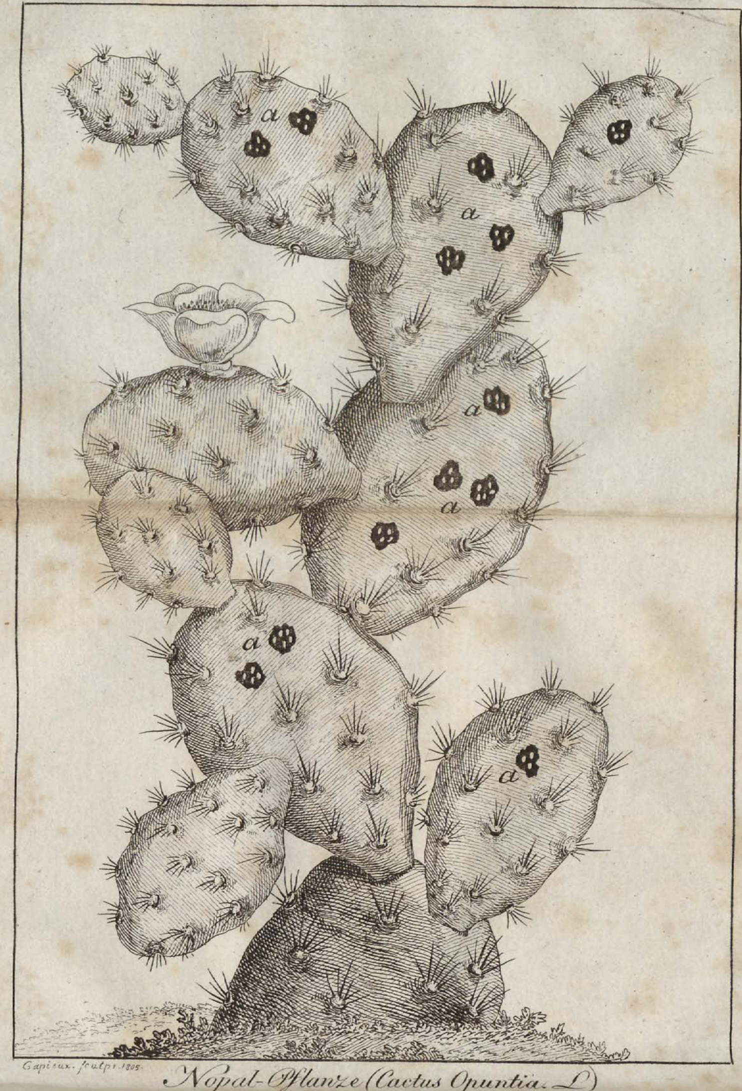

Stadt
Bücherei
Elbing



AUSSICHT AUF SURINAME.

1) die Schlange Aboma. 2) Art dort auf dem Marsche zu schlafen. 3) Kriegs Barke 4) der Ai 5) Kolibri u. Nest.


Stadt
Bücherei
Elbing



Nopal-Pflanze (Cactus Opuntia. L)
a. a. a. kleine Nester der ausgekrochenen Cochenille.

einen Baum. Er warf das Tau über einen starken gabelförmigen Zweig, ein paar andere Neger zogen nun dadurch das Thier in die Höhe. In dieser Stellung bestieg der erste Neger, ein starkes Messer zwischen den Zähnen, den Baum, von ihm aber die Schlange selbst, klammerte sich mit den Beinen daran fest, und weidete das Thier nun aus. *)

Außer der schönen Haut zum Ausstopfen, erhielt man 4 Gallonen (gegen 40 Pfund) Fett; und wohl eben so viel war verlohren gegangen. Dieses Oel ist sehr schätzbar bei Quetschungen und Verwundungen und wie der Arzt Fermin versichert, ist es ein trefliches Mittel gegen den Rheumatismus.

Selbst nach der Ausweidung und dem Enthäuten äußerte der Körper noch Spuren des Lebens.

Die Aboma oder Boiguacu nährt sich von großen Thieren, die sie, aufgerollt und unter verfaulten Baumstämmen, Moose und Laube verborgen, durch Ueberfall erreichen kann; denn zum Verfolgen ist sie zu unbehülflich. Sie zerbricht großen Thieren die Knochen durch ihr eigenes Gewicht und durchs Umschlingen; sodann begeifert sie ihre Beute im Rachen, bevor sie sie verschlingt. Sie begnüget sich indeß auch mit kleineren

---

*) M. s. das Kupfer.

Thieren. Fermin fand in der Boiguaeu, welche ihm 4 Neger noch lebend zuschleppten, ein Faulthier, einen Ameisenfresser (Tamandua) und ein Legouana (Lacerta Iguana L.). Der Mensch hat nur im Fall des Hungers von ihr zu fürchten; auch machen die Neger Jagd auf dies mächtige Thier, da das weiße Fleisch von ihnen gegessen wird.

Außer der Aboma zählt Fermin noch 20 verschiedene Arten von Schlangen auf Suriname, und außer dem Alligator der Leguane und dem Chamäleon noch 9 Arten Eidechsen.

Das Geschlecht der Frösche enthält aber in Gujana die sonderbarsten Amphibien.

Nicht leicht hat die Natur scheußlichere und zugleich merkwürdigere Geschöpfe hervorgebracht, als zwei Arten surinamischer Kröten. Die erste ist die gehörnte Kröte (Rana cornuta palpebris conicis Linn.) Der übermäßige Kopf dieses großen Thiers wird schon durch den weiten Rachen gräßlich, noch weit mehr aber durch die Augenlieder. Diese erheben sich tutenförmig über das große wilde Auge und bilden darüber beträchtliche hornförmige Spitzen. Der breite warzige stachlige Körper ist dabei mit breiten braunen Linien überlaufen, und vermehrt das äußerst widrige Ansehen des ganzen Thiers. Der englische Naturforscher Shaw und hienach die Herausgeber des Museum des Wunderbaren haben eine gute Zeichnung davon geliefert.

Die gehörnte Kröte ist selbst in Guiana seltener, als die noch weit merkwürdigere Pipa.

Bei dieser Kröte (Rana Pipa; digitis anticis muticis quadridentatis posticis unguiculatis Linn.) darf man mit Recht ausrufen: Unbegreiflich ist die Natur, selbst in ihren mindesten Werken! Unerreichbar unserem Geiste und unsern Sinnen! Durch die verachtetsten Geschöpfe demüthiget sie plötzlich unser gesammtes Wissen, unsre vermeinte Weisheit!

Als die genauesten Forscher der Natur, ein Löwenhoek, Swammerdam und Rösel die Erzeugung der Frösche durch jahrelanges Beobachten zu ergründen bemühet gewesen waren, glaubte man alles sey erschöpft über die Zeugung dieser Amphibien. Mit Bewunderung sahe man in Rösels unsterblichen Werke über die Frösche, wie das Männchen von unserer europäischen Kröte den Hebammenmeister bei seinem Weibchen macht. Aber wie staunte man nicht über eine Kröte, die Pipa, welche ihre Eier und ihre Jungen auf dem Rücken ausbrütet. Dies schien auf einmal unsere durch vieljährige Beobachtungen entdeckten Geheimnisse der Zeugung dieser Thierarten zu vernichten. Schon mußte die Natur bei der Pipa gerade allen ihren bekannten Gesetzen entgegen wirken. Im Rücken sollte sich bei ihr die Gebärmutter endigen; von innen hinaus sollten die Jungen dadurch an die Luft treten.

Endlich schwanden durch die fleißige Forschung Fermins im Vaterlande des wunderbaren Thiers selbst, alle diese Unnatürlichkeiten. Die Anatomie fand die inneren Zeugungstheile der Pipa gerade wie die der übrigen Froscharten; auch traf die Fortpflanzung selbst hiemit zu. Nur die eigentliche Entwickelung der Eyer oder des Laichs zeigte ein durchaus ungeahnetes Phänomen. Wenn die weibliche Pipa die Eier von sich gelassen hat, faßt das Männchen den Laich und streicht ihn auf den Rücken des Weibchens; legt sich, wie Fermin sahe, Rücken gegen Rücken darauf und druckt, indem es sich darauf wälzt, die Eier in die schleimige Haut des Weibchens fest. Hierauf nimmt es die umgekehrte Lage an und befruchtet, wie die übrigen Frösche, diese dort festgehefteten Eier.

Dies alles beobachtete Fermin an ein Paar dieser Kröten, die er während vieler Monate in einer mit Wasser gefüllten Grube seines Gartens erhalten hatte.

Die Eier verwachsen sodann mit der warzigen Rükkenhaut der Mutter, und nach einigen 80 Tagen entwickeln sich daraus die jungen Kröten, völlig wie unsere Frösche, nämlich als Kaulquappen mit kleinen Schwänzen. Von letzteren ist man durch die hierinn entscheidende Blumenbachsche Zeichnung jetzt völlig überführt. *)

---

*) M. s. Blumenbachs Abbildungen, 4. Heft. Nr. 36.

Wenn also die Mutter hier die Brut auf sich trägt und auf sich ausbrütet, so ist es wahrscheinlich, daß den Eiern, selbst unter jenem heißen Himmel, ein höherer Grad von Wärme, die Wärme des Leibes der Mutter, zu ihrer Entwickelung nöthig sey.

Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, daß die Pipa gezähmt werden kann. Stedman sahe auf Suriname einige dieser Kröten, die da als Hausthiere mehrere Jahre lebten.

Unter der kaum aufzuzählenden Menge des Gefieders, wodurch die Wälder Gujanas belebt werden, giebt es ganze Geschlechter, die diesen und den umliegenden Ländern vorzugsweise eigen zu seyn scheinen.

Ohne das große Heer der Papageien anzuführen, gehört hieher von den minderbekanntern das Geschlecht der Pipra. Man kennt bereits über 25 Arten; die meisten finden sich in Gujana. Zwar sind dies nur kleine, unsern Meisen ähnliche Vögel, aber sie prangen mit den schönsten Farben (z. B. (Manacus superbus) und verschiedene Arten derselben, z. B. der gold- und rothköpfige Manakin findet sich dort in sehr großen Schaaren.

Ein andres Geschlecht der Vögel von Gujana ist wegen seiner Fähigkeiten merkwürdig.

Die Psophia, ein dem Kraniche nahe stehendes Thier, zeichnet sich durch seine Stimme, noch mehr aber durch den Grad seiner Zähmung und Anhänglichkeit an den Menschen von den meisten uns bekannten Vögeln

aus. Der Trompetenvogel (Psophia crepitans L.) ist größer und besonders stärker gebauet als der Brachvogel (Numenius arquata L.) hat einen kürzern Schnabel als der Kranich, fast wie der des Trappen. Die vierzehigen starken Füße haben nur kurze Nägel.

Den Körper trägt er, wie die Kraniche, aufrecht, läßt ihn auch häufig nur auf einem Beine ruhen.

Gewöhnlich ist die Hauptfarbe schwarz, bei Andern spielt sie ins Grünliche.

Das Sonderbare besteht in dem trompetenähnlichen Tone seiner Stimme, die gleichsam aus dem Bauche hervorzukommen scheint. Dennoch fand Pallas durch die Anatomie hiezu keine besondere Einrichtung der Kehle, nur war der Luftsack sehr weit und zellicht gebauet.

Diese Vögel äußern eine ganz außerordentliche Anhänglichkeit an den Menschen. Sie gehen nicht nur dreist in den Häusern umher, sie schmeicheln ihren Herrn, und geben sogar bei seinem Wiedersehen ein Freudengeschrei von sich. Sie folgen ihm sogar über die Straße, verweilen vor dem Hause, in welches er hineingegangen ist, und warten bei Tische hinter oder neben seinem Stuhle, um von ihm Brod, Fleisch oder Fische zu erhalten.

Viele Merkwürdigkeiten der Ornithologie dieser Länder wären hier noch zu erwähnen z. B. des schönen Sonnenreihers (Ardea Helias. Oiseau du Soleil. Fer-





Jagd oder Fischerei des Manati.

J. A. Darnstedt fc.

min) der wegen seines treflichen Gefieders, wegen des Bildes der Sonne so sich im Innern der ausgebreiteten Flügel zeigt, und endlich wegen der steten Bewegung seines Körpers gleich auffallend ist.

Mögen jetzt Gujanens übrige Thierarten, welche gleichfalls Brasilien und Peru gemein sind, bis zu den Nachrichten über diese Länder verspart bleiben; nur eines sey uns erlaubt hier noch der Geschichte des dortigen Menschen vorangehen zu lassen, da es in den Haushalt und die Beschäftigungen der Einwohner besonders eingreift. Dies ist nämlich der

Manati oder Lamentin.

Dieses Thier (Trichechus Manatus den. bus laniariis inclusis L.) ist auch deswegen dem Naturhistoriker wichtig, weil es die Quadrupeden mit den Wallfischen verbindet. Es steht ihnen bereits näher als die Seehunde (Phoca). Bei diesen sind nämlich die Hinterbeine, obgleich nur kurz und im Leibe versteckt, dennoch wirklich vorhanden, die Vorderbeine nebst ihren Zehen aber deutlich wie an den übrigen Quadrupeden. Beim Lamentin findet sich zwar das Vorderbein nebst seinen vier Zehen und Nägeln, allein das Ganze ist von einer eigenen Haut beutelförmig umgeben, gleicht dadurch einigermaßen einer kurzen breiten Schaufel, und dient treflich als Ruder; von dem Hinterbeine hingegen ist auch keine Spur. Der Schwanz ist ziemlich breit, aber kurz, und wie Daubenton sagt, biberähnlich.

Der starke Kopf hat einige Aehnlichkeit mit dem eines Bullenbeißers, besonders durch die herabhangenden Oberlefzen. Die Augen sind klein; die äußern Ohren fehlen gänzlich, es ist nur eine Gehöröfnung vorhanden; dennoch hört das Thier scharf. Ebenfalls fehlen oben und unten alle Vorderzähne; nur allein mit Backenzähnen weidet der Manati Seegewächse, seine einzige Nahrung, ab; aber er säuft süßes Wasser, daher man ihn besonders an den Mündungen der Flüsse findet. Die breite, platte Schnauze hat weite Nasenlöcher und ist mit starken Borsten besetzt. Sein Laut kommt dem eines Ochsen ähnlich. Der tonnenförmige Leib hat gleichfalls die Dicke eines Ochsen. Die ganze Länge des Thiers beträgt oftmals auf 16 Fuß, und sein Gewicht 500 bis 800 Pfund.

Der Manati ist ein Thier von sanftem Naturell; ja er soll keines unbeträchtlichen Grades der Zähmung fähig seyn, selbst seinen Nahmen kennen und sich rufen lassen. Aus dem Wasser aber gleich den Phoken herauszugehen, dies erlaubt ihm seine Bildung nicht. Das Thier lebt sowohl bei den Antillen als am Senegal, in Congo, wo es unter dem Nahmen der Meerjungfer bekannt ist. Aber in weit größerer Anzahl findet es sich an den Küsten von Darien und an den Mündungen der Flüsse von Gujana. Im Amazonenflusse steigt es bis zu den Wasserfällen hinauf.

Dieses große Thier säugt seine beiden Jungen wie der Wallfisch; und soll monogam seyn.

Es schläft oftmals, indem es den Kopf über dem Wasser empor hält. Dies bietet den Einwohnern von Guiana eine sehr bequeme Gelegenheit dar, es zu entdekken und sich ihm zu nähern.

Es ist aber die Jagd des Lamentins oder Meerochsen, wie man ihn hier nennt, für sie ein sehr wichtiges Geschäft, das besonders im Julius und August auf folgende Art von ihnen unternommen wird.

Drei bis vier Indianer, oft gebraucht man auch hiezu Neger, rudern, sobald sie den Meerochsen entdeckt haben, in einem Kahne in möglichster Stille auf ihn zu, und schießen, wenn sie nahe genug sind, mehrere Wurfpfeile, eigentlich Harpune auf ihn ab *); diese sind an einer sehr starken Linie von 30 bis 40 Klafter befestigt. Die Linie des Wurfpfeils lassen sie dem sodann schnell fliehenden Thiere nachschießen, da die Linie zugleich mit flachen Hölzern verbunden ist, so entdecken sie durch diese stets obenauf schwimmende Hölzer den Weg des angeschossenen Thiers; sie suchen ihm sodann noch mehrere Wurfpfeile beizubringen, wodurch der Lamentin sich verblutet, worauf er entweder in den Kahn gezogen wird, oder,

---

*) M. s. das Kupfer.

im Fall der Körper zu groß ist, durch eine Linie, die sie ihm um den Hals werfen, durch den Kahn fortbuxirt wird.

Das Fleisch des Lamentins ist treflich; es kommt dem besten Schweinefleisch sehr nahe. Selbst die Haut, wenn sie gekocht wird, ist eßbar, und hat viel Aehnliches mit gekochten Ochsenfüßen. Sonst kann man auch ein dichtes Leder daraus bereiten. Das Fleisch wird in Stücken zu zwei bis drei Pfund geschnitten und zweimal gesalzen, hierauf von den europäischen Kaufleuten in Fässern versandt. Die Indianer, denen es an Salz fehlt, dörren es wie andere Fische.

Die Bewohner von Gujana.

Auch in diesem Theile der neuen Welt müssen wir genau den ursprünglichen Menschen von den dort eingewanderten und den durch diesen eingeführten, unterscheiden. Der Eingewanderte, der Europäer, ist freilich dort anjetzt der Herr, oder vielmehr, wie überall wo dieses hochkultivirte Geschöpf sich nur sehen läßt, allgewaltiger Tyrann; allein die Natur rächt sich dafür an ihm. Das Klima straft ihn, verändert ihn; und diese Veränderung verdient daher bemerkt zu werden. Der Originalbewohner, als der hier am weitesten verbreitete Mensch, behauptet indeß bis jetzt noch die erste Stelle.

Sowohl das holländische als das französische Gujana war und ist noch jetzt fast von einer größern Anzahl indischer Nationen bevölkert, als Nordamerika. Wahrscheinlich sind sie nicht alle von ein und demselben Stamme. Nur allein in dem französischen Gujana nennt Barrere gegen 50 verschiedene Völkerschaften. Uebrigens theilt eben dieser Reisende diese Völker überhaupt in Indianer der Küste und Indianer des Binnenlandes oder der Waldungen.

Eins der hauptsächlichsten Völker von Gujana haben wir bereits umständlich kennen gelernt, nämlich die Caraiben *). Denn diese hatten sich von dort auf den Antillen niedergelassen.

Eine zweite Hauptnation heißt die Galibis. Sie kommt den Caraiben ziemlich nahe; und mehrere Schriftsteller nehmen jene gar für Abkömmlinge der letzteren an. Wir werden indeß die Galibis hier genauer anzeigen.

Nach ihnen giebt Barrere den Cussaniern und Maraonen den zweiten Rang. Stedmann rühmt aber besonders wegen ihrer körperlichen Schönheit und Geschicklichkeit die Arrowaukas.

---

*) M. s. den 2ten Jahrgang dieses Taschenbuchs, S. 24 u. f.

Einige dieser Völkerschaften zeichnen sich durch höchst sonderbare Gewohnheiten aus. So halten die Nationen, welche um die Mündung des Amazonenflusses wohnen, eine platte Stirn und einen flachen Hinterkopf für eine große Schönheit; sie pressen daher ihren Kindern die Köpfe vermittelst zweier Bretter in dieser Richtung zusammen.

Die Akoguouas setzen ihren Schmuck darinn, Papageienfedern in der Backe zu tragen; hiezu durchbohren sie die Wangen.

Dagegen graben die Palicurs schwarze Cirkellinien, die von einem Ohre über das Kinn zum andern gehen, auf ihr Gesicht, und tragen zugleich Ringe in der Nase.

In vielen Stücken kommen indeß diese Nationen mit einander überein; und wir dürfen deshalb hier nur besonders auf einige der Hauptnationen Rücksicht nehmen.

Die Indianer von Gujana sind nicht sehr groß; von Farbe röthlich braun, kommen aber weiß zur Welt. Sie haben einen starken Unterleib und langes, straffes, schwarzes Haar; aber nur wenig Bart; und auch diesen reißen sie aus, so wie alles Haar am Leibe selbst.

Die Weiber sind zart gebauet; haben kleine Augen (Fermin schreibt ihnen größere Augen zu) von Farbe und Haaren den Männern gleich; zeigen aber eine angenehme Freundlichkeit, und sind überhaupt nichts weniger als häßlich. Ihre ganze Bedeckung besteht gewöhnlich nur

in einer Camiza, einem kleinen Schurzfelle, um dasjenige zu bedecken, was die Sittlichkeit befiehlt. Aber dieser Schurz schützet auch wider die Insekten, und dient als Suspensorium für die dort häufigen Brüche. Die Weiber besetzen diese Schürze unten mit Korallen; die Männer lassen die Streifen oft lang herabgehen.

Alle Indianer färben sich stark mit Roucou, das mit Kajaputöl (Ol. Ricini) abgerieben wird; einige lassen sich, wenn sie in den Krieg gehen, schwarze Streifen auf den Körper, mit einem sehr dauerhaft färbenden Pflanzensaft, zeichnen.

Von Jugend an, zu allen körperlichen Uebungen gewöhnt, sind sie trefliche Schwimmer, Fischer und Jägers. Dies Volk, sagt Piton, hat das Auge eines Adlers, das Ohr eines Blinden, die Füße eines Hirsches und die Gelehrigkeit eines Hundes.

Sie sind gastfrei und als Freunde gutmüthig; aber träge, argwöhnisch und gereizt, glühen sie von unversöhnlicher Rache. Diese zu befriedigen ist ihnen jede Methode gleich; der Pfeil, die Keule oder das Gift. Von leztern haben sie ganz besondere Kenntnisse, dabei verstehen sie es, sich dessen mit tiefster Verstellung bei dem heitersten Freundschaftsmahle zu bedienen.

Sie lieben die Völlerei; und in dieser Lage sind sie aller Laster fähig. Nüchtern haben sie aber große Enthaltsamkeit. Selten zanken sie, und betragen sich, der Nacktheit beider Geschlechter ungeachtet, sehr anständig

gegen die Weiber. Sie leben in Polygamie; dennoch ist der Ehebruch selten, wird auch in Rücksicht der Frau, ja oftmals des Verführers, mit dem Tode bestraft. Pitou erzählt davon ein merkwürdiges Beispiel, welches zugleich in Rücksicht ihrer Sitten überhaupt hier schon einen Platz verdient.

Um diese Stelle gehörig zu verstehen, muß man wissen, daß ein Knabe seinem Vater Hyroua, von dem was zwischen der Mutter, Lisbe, und ihrem Liebhaber Makayabo, einem Freunde des Vaters, vor der Zuhausekunft des Letzteren vorgegangen war, Nachricht gegeben hatte, und daß Letzterer einen großen Schmaus gab, bei welchem sich gleichfalls der Liebhaber unter den Gästen befand.

Nachdem die ganze Gesellschaft beisammen war, wandte sich der Vater zu dem vermeinten Liebhaber der Frau und sagte: „Du hast meine Frau erwartet; ihr „seyd miteinander einverstanden. Wir müssen deshalb „aufs Reine kommen. Du verstehst mich." Bei diesen Worten ergriff er sein Boutu *) und der Kampf be-

---

*) Eine Keule aus sehr festem Holze, etwa zwei Fuß lang und einen Zoll dick; in der Mitte schmal, an beiden Seiten gegen 4 Zoll breit. Die Franzosen nennen sie von dem Gebrauch, den die Wilden im Kampfe und im Kriege davon machen, Casse-tête.

gann. Füße, Fäuste und Zähne wurden dabei benutzt. Der Boutou fliegt auf die Seite; sie drehen sich um, packen einander, würgen, heben und werfen sich auf die Erde von Blut und Schweiße triefend. So kämpften diese beiden rüstigen Männer an Kräften ziemlich gleich, zu dreienmalen, als endlich der Liebhaber, der gewandter war, dem Manne einen so harten Schlag versetzte, daß dieser zu Boden stürzte und zum weitern Kampfe unfähig ward. Jetzt ging aber die Frau auf den Sieger los, hieb ihn in den Arm und spaltete ihm gleich darauf den Kopf, daß er todt vor ihr niederfiel. Die Versammlung bezeugte durch ein großes Geschrei und Händeklatschen ihren Beifall, und in demselben Augenblick nahmen alle Männer, als hätten sie es verabredet, mit einander ihren Boutu zur Hand und prügelten ihre Weiber. Diese vertheidigten sich nur schwach, sie ertrugen es sichtlich gerne. Denn als der Franzose aus Unwillen über diese Grausamkeit, die eine Frau, welcher ihr Mann den Kopf blutig geschlagen, diesem Wütherich entriß, ging sie ein Paar Schritte fort, ergrif den Bogen des Mannes und schoß ihm empfindlich auf die Schulter. Sie schäumte vor Wuth, daß er sie den Schlägen des Mannes entzogen hatte und rief: „wenn er mich „schlägt, so thut er es, weil er mich liebt." Pitou mußte sich entfernen, denn alle Weiber nahmen Parthei gegen ihn. Wie sehr erstaunte er aber, als eben diese Frau ihn bald darauf wieder aufsuchte, während daß ihr Mann

und die Gäste den Rausch ausschliefen. Sie bat ihn dringend zurück zu kommen. „Sey unbesorgt, redete „sie ihn an, Niemand wird dir etwas sagen, sobald du „uns nur nicht in unsern Liebkosungen, noch in unsern „Schlägen störst.“

Indeß war der Ausgang dieser Geschichte noch weit trauriger. Nachdem Hyroua nebst der Gesellschaft den Rausch ausgeschlafen hatten, führte er den Franzosen in den Suwa oder den großen Versammlungssaal des Dorfs; hier lag die Leiche des erschlagenen Liebhabers, eines nahen Verwandten des großen Zauberers. Der Indianer blies in ein großes Ochsenhorn; auf dieses Zeichen kam das ganze Dorf nebst dem König in der Suwa zusammen.

Und nun hob eine förmliche Anklage, ein Todtengericht, gegen den von der Frau erschlagenen Liebhaber Makayabo an. Hyroua trat auf und sprach zum Könige: „Mein Weib, mein Canot, meine Pfeile und „mein Boutu sind mein einziges Eigenthum. Makayabo „hat mir meine Gefährtinn nehmen wollen; mein klei„ner Ywain hat es mir hinterbracht; ich schwöre es „beim Tamouzy (dem guten Gott) und beim furchtbaren „Hyruka (dem bösen Gott, dem Teufel). Ich habe ihn „nur für diesen Frevel bestraft. Ich will einschlafen „und unter Hyrukas Macht gegeben werden, wenn ich „Dich o König! betrüge.“

Zur Vertheidigung des Getödteten nahm nun dessen Bruder das Wort. Er sagte, indem er den Leichnam hielt:

„Ich kam von der Jagd; Lisbe begegnete mir. Ich „half ihr durch den benachbarten Strom, und sie gieng „früher, als ich, zu ihrer Hütte; dies ist mein ganzes „Verbrechen."

Jetzt stand der König auf und entschied auf folgende Weise:

„Ich weiß genug. Makayabo hat Lisbe überfal„len. Tamouzy wird ihn richten, und er soll nicht un„ter uns schlafen dürfen! Sein Canot und seine Pfeile „gehören seinem Bruder."

Hierauf ward der Leichnam in den Wald geschleppt und den Courmons (der Beschreibung nach wahrscheinlich der Aasgeyer, Vultur Aura) zum Futter hingeworfen.

Bald nach dieser Begebenheit überfiel die Nation der wilden Androyos dies Dorf, gerade bei einem festlichen Tanze. Die meisten wurden von den an Mannschaft weit stärkeren Androyos erschlagen; hierunter auch der König und Hyroua. Die Sieger zeigten sich völlig als Anthropophagen. Sie wühlten, sagt Pitou, wie wüthende Thiere mit dem Kopfe in den Leibern der Sterbenden.

Das Dorf ward zerstört; die Uebergebliebenen errichteten aber ein neues, und wählten den Sohn des

umgekommenen Königs zum neuen König. Dieser sprach nebst seinem Bruder um die Hand der Tochter der Lisbe an, und die Hochzeit sollte gefeiert werden, sobald der große Zauberer hiezu würde die Vorkehrungen getroffen haben.

Der große Zauberer war aber der Gemahl von Barka, der Schwester des erschlagenen Makayabo. Auf dem Hochzeitsfeste kamen daher die beiden größten und zugleich bedeutenden Feinde, Lisbe und Barka nothwendig zusammen.

Die Bräute waren kurz zuvor für mannbar erklärt worden, und hatten deshalb, den Sitten der Wilden zufolge, lange Fasten und andere sehr harte körperliche Proben *) bestehen müssen.

Der große Zauberer ordnete sodann die Hochzeitsfeier an, wozu die starken Getränke in großen Menge bereitet waren. Barka schmeichelte hiebei der Lisbe ausserordentlich und Pitou hielt dies für ein sicheres Zei-

---

*) M. s. den 2ten Jahrg. dieses Taschenb. S. 31. Die Proben, welche die Mädchen bestehen müssen, um mannbar erklärt zu werden, sind fast eben so hart, als die dort beschriebenen. Sie werden in der auch den großen Ameisen ausgesetzt, die sie auf das schrecklichste martern.

chen der völligen Versöhnung. Sie hatte die Coujons (große Gefäße für die Getränke) für die Prinzen, für Lisbe, ihre Töchter und den Franzosen selbst bereiten und füllen lassen. Diesem bot sie die Schale zuerst an; glücklich genug für ihn, daß er sich mit seinem Uebelbefinden entschuldigte. Aber die Uebrigen tranken und bald darauf ergrif sie der schrecklichste, brennendste Schmerz. Es war der Todesschmerz, denn Barka hatte sie mit einander vergiftet. Der König und sein Bruder bekamen früh genug von einem anderen Zauberer oder Pyaye, wirksames Gegengift; sie entgingen daher, nach einem lethargischen Schlafe, dem Tode. Allein Lisbe und ihre Töchter wurden Opfer der Rachsucht. Barka ward hierauf der Vergiftung überführt, und troz den Verwünschungen des großen Zauberers, der die Richter mit Tamouzy und Hyrouka bedrohete, zum Tode geführt.

Der große Zauberer war nebst seinem Sohne entflohen in seinem Canot; allein die Rache des Himmels schlief nicht. Man fand ihre Leichen bald darauf nebst dem von den Wellen zerschmetterten Canot, an dem Fuße eines Felsen.

So endigt diese romanähnliche, aber in Rücksicht der Sitten der Wilden von Gujana, lehrreiche Geschichte.

Die Regierungsform dieser Indianer ist monarchisch; sie stehen unter einem König und kleinere Ortschaften unter einem Caziken; und sie wußten die Monarchie gegen

die Einwürfe des französischen Republikaners, denn Pitou war einer der nach Cayenne von seiner Gegenparthei im Directorium Verbanneten, sehr geschickt zu vertheidigen.

Mehreres von ihrer Religion, von ihren Ehen und ihren Gebräuchen ist bereits in jener Erzählung des Pitou vorgekommen.

Ihre Wohnungen sind zweierlei Art; niedrige und hohe Häuser. Die erstern sind niedrige Hütten mit Palmblättern gedeckt, und die hohen Häuser die benannten Sura's. Letztere stehen auf langen Pfosten hoch über der Erde, so daß man unter dem Boden des Hauses durchgeht. Man steigt auf einer sehr schlechten Leiter, nicht ohne Gefahr zu fallen, hinauf. Vielleicht hat diese Wohnung zu dem Gerücht oder zu der Fabel Anlaß gegeben, als wenn man im Innern von Gujana Völker anträfe, welche, um sich vor den Tigern und vor ihren Feinden zu schützen, auf Bäumen wohnten. Im de Bry sieht man noch eine Zeichnung, da die Spanier einen solchen von den Indiern bewohnten Baum niederhauen, während daß jene mit Pfeilen auf sie herabschießen.

Sir Walter Raleigh half diese wunderbare Nachrichten verbreiten, die, dem Barrere zufolge, gänzlich ohne Grund sind. Es wäre übrigens nicht unmöglich, daß diese Bewohner eines so stark und oft plötzlich überschwemmten Landes sich könnten gezwungen gesehen ha-

ben auf solche Weise ihr Leben zu fristen. Erkletterte doch Wafer die Höhlung eines Baums in dem benachbarten Darien, und wohnte viele Stunden darinn um nicht durch eine Ueberschwemmung umzukommen.

Der Ackerbau dieser Indianer ist sehr verschwenderisch eingerichtet. Sie bebauen nämlich niemals einen Fleck Landes zweimal, sie schlagen vielmehr ihre Wohnungen stets an andern Orten auf. Vor der Bekanntschaft mit den Europäern wurden ihnen alle diese Beschäftigungen viel schwerer, da sie weder Aexte noch andere eiserne Geräthschaft besaßen.

Die Jagd und die Fischerei ist nebst dem Kriege stets das Hauptgeschäft der Männer. Außer dem Bogen bedienen sie sich auch des Blaserohrs das Wild zu schießen, und sie betäuben auch die Fische durch narkotische Pflanzen. Eine Hauptnahrung sind bei ihnen gleichfalls die Krabben und die Schildkröten.

Ihre Pirogen oder Fahrzeuge sind nicht schlecht gebauet. Sie bestehen freilich nur aus einzelnen, durchs Feuer ausgehöhlten großen Bäumen, dennoch haben sie eine Art Ruder, und oftmals ein Segel von dünn geschnittenen Latten, die mit Lianen über einander gefügt sind. Uebrigens sind die Männer sehr träge; sie bringen den größten Theil ihres Lebens im Hamack zu. Die Weiber dienen nämlich auch bei diesen Wilden statt der Arbeitsthiere, die nicht blos alles tragen und herbeischleppen müssen, sondern auch die Speisen, den Roucon zu-

bereiten, die Früchte und Wurzeln einsammlen, ja selbst den Acker bepflanzen, den die Männer von Bäumen gereinigt haben.

Die Indianer besitzen große Geschicklichkeit in Verfertigung von Körben und Töpfen. Fermin behauptet, ihre feinsten Körbe überträfen alles, was man in Europa von solcher Arbeit liefert. Sie machen aber auch große, starke Schließkörbe, deren man sich durch Vorlegeschlösser sehr bequem auf Reisen statt der Koffer bedienen kann.

Ihre irdene Gefäße bestehen aus fein gesiebter Asche und gutem Thon. Sie lassen sie vor dem Brennen im Ofen trocknen und wissen ihnen einen schönen Glanz zu geben. Um das Trinkwasser lange aufzubewahren, verfertigen sie thönerne Gefäße von so erstaunlicher Größe, daß einige 4 bis 5 Anker fassen.

Zum Putze schmücken sie sich mit Aufsätzen von den schönsten Vogelfedern; auch verstehen sie den harten grünen Stein, den Jade oder Nephrit, länglicht zu schneiden und zu durchbohren. Diese Steine, welche sie als Putz tragen, stehen bei ihnen in größerm Werth als das Gold. Man findet sie bei ihnen, ungeachtet ihrer Härte, bereits bearbeitet. Sie sind aber jetzt selbst dort selten, und sollen von einer tief landeinwärts wohnenden Nation unweit des Amazonenflusses nach Gujana kommen; daher sie auch Pierre des Amazones von Einigen genannt werden. Die Naturgeschichte des Jade ist

noch nicht hinreichend aufgeklärt; es kommen offenbar Steine von sehr untereinander abweichender Zusammensetzung unter diesem Nahmen vor, deren einige sich der Härte des Kiesels weit mehr nähern, als die andern, die da einige Aehnlichkeit mit dem Steatit zeigen. Diese Gujanischen Jades spielen ins hellgrüne; andere hingegen sind olivenfarb; noch andere gar weißlich.

Vormals war der Verkehr dieser Völker mit den europäischen Kolonisten nicht unbedeutend. Die französischen Kaufleute erhandelten von ihnen Sklaven beiderlei Geschlechts. Dies waren keine Neger, sondern fast lediglich Kriegsgefangene, die diese indianischen Nationen von ihren dortigen Feinden durch Ueberfälle, worinn gewöhnlich ihre Kriege bestehen, gemacht haben. Ein erwachsener männlicher Sklave galt etwa 100 Thaler an Werth in europäischen Waaren; nämlich Spiegeln, Angeln, Kämmen, Beilen und Aexten, eisernen Platten, Messern, Glaskorallen u. d.

Eine Indianerin galt nur gegen 250 Liv. Solche Sklaven wurden dann mit mehr als 200 pr. Ct. nach den westindischen Inseln verkauft. Allein schon zu Barrerens Zeit (1740.) wurden diese Sklaven selten, und ihr Einkaufspreis hat sich aufs doppelte erhöhet; jetzt soll dieser Handel noch schwieriger seyn. Die Indianer bringen aber überdies Körbe, Matten, irdene Gefäße und andere Sachen von ihrer Arbeit zum Verkauf gegen europäische Fabrikate; in früheren Zeiten brachten sie zu-

weilen Goldkörner, welche aus dem dortigen Flußsande gewaschen waren.

Doch genug von Völkern, die, obgleich dort einheimisch, jetzt nur eine sehr untergeordnete Rolle gegen die angesiedelten Europäer spielen: denn ihre Population ist so tief herabgesunken, daß man schwerlich 12 bis 15000 Menschen zusammenbringen würde.

Die Europäer haben jetzt Guiana in gewinnreiche Kolonien oder vielmehr Plantagen umgeschaffen. Die Stapelwaaren derselben treffen gänzlich mit denen des eigentlichen Westindiens zu; man kennt diese und ihren Bau hinreichend aus dem 2ten Jahrgange. In den letztern Zeiten haben aber besonders die Franzosen noch den Zimmt und die Gewürznelken hinzugesetzt, welche freilich in diesem Klima schon bekommen können.

Hier also nur von den Kolonien selbst, von ihrem Ertrage und von der Lebensart der Klonisten.

Die Etablissements der Holländer, deren Benennung bereits vorhin vorgekommen ist, haben zu ihrem Hauptplatz Paramaribo auf Suriname. Er ist am rechten Ufer des Flusses Suriname gelegen, dessen Eingang durch die beiden schräg einander gegenüberliegenden Schanzen Leyden und Purmerent und höher hinauf durch das Fort Amsterdam geschützt wird: Paramaribo bildet ein länglichtes Viereck; seine geraden Straßen sind zugleich die schönsten Alleen von stets Blüthe und Früchte tragenden Zitronen-, Orangen-, Pompelmuß- und Ta-

marintenbäumen. Dabei macht der kiesige Boden mit Muschelschaalen überworfen das Gehen so angenehm, wie in den schönsten Gartenwegen Englands.

Die Wohnungen sind auf einem Grunde von Mauersteinen, von Holz, zwei bis drei Etagen hoch aufgeführt; haben aber wegen der Hitze keine Fenster noch Kamine; der Rauch des Küchenfeuers zieht durch eine Oefnung in dem Schindeldache hinaus.

Da es an Quellwasser mangelt, hat man aller Orten Cisternen, oft zugleich Filtrirsteine.

Das Hausgeräth ist prächtig, und statt der Tapeten sind die Zimmer mit Zedern= oder Mahagonyholz treflich getäfelt.

Fast durchgängig schläft man wegen des Klima's in baumwollenen Hangematten (Hamaks) wovon einige bis auf 120 Rthlr. kosten. Man schützt sich gegen die Musquitos durch Netze von Gaze.

Die Anzahl der Häuser beträgt 1400, und die Summe aller weißen Einwohner auf 5000, dagegen die der Neger oder Sklaven über 75000!

Die Straßen von Paramaribo sind sehr lebhaft. Man sieht hier fast beständig alle vier Welttheile neben einander, nicht nur an Menschen, sondern auch an Produkten; und das unaufhörliche Hin= und Herfahren der Barken, Canote und Schiffe, oftmals mit Musik begleitet; die vielen Wimpel und Flaggen, die Gruppen sich badender Knaben und Mädchen, dies alles bringt ein

höchst angenehmes und interessantes Schauspiel hervor.

Sonderbar ist es aber, daß in einem so reichen Orte die edlen Metalle als Münze höchst selten sind. Fast aller Handel geschieht in Papiernoten von 5 engl. Schilling an bis zu 50 Pf. Sterling.

Das Papier verlohr 1782. gegen baar Geld über 10 pr. Ct. Es ist hier eine kleine danziger Münze, Bit genannt, zwischen 3 und 4 ggr. an Werth, in Umlauf. Die Neger, da sie nicht lesen können, nehmen nie Papier.

Paramaribo ist ein äußerst theurer Ort. Ein Paar Stuben kosten ohne Meublen monatlich 3 bis 4 Pf. Sterling; ein sehr mittelmäßiges Haus jährlich 100 Guineen. Ein Pfund Fleisch von zahmen Vieh einen engl. Schilling (7 = 8 ggr.) ein Pfund Butter 2 Schilling, ein Paar Enten 3 bis 4 Schilling, und 1 Puter oftmals 1½ Guinee. Der Wein 3 Schilling die Bouteille; nur Fische sind wohlfeil. Orangen und Ananas kosten das Dutzend 4 ggr. Zitronen und Tamarinten lieset man umsonst unter den Bäumen auf.

Sechs Uhr Morgens und Abends feuert das kommandirende Schif auf der Rhede die Kanonen ab. Bei diesem Abendsignal sinken alle Flaggen der Schiffe; ihre Glöckchen fangen an zu läuten und in der Stadt geht der Zapfenstreich. Um diese Zeit tritt die Bürgerwache

an, und kein Neger oder Negerinn darf ohne Paß von seinem Herrn sich mehr auf der Straße finden lassen.

Um 10 Uhr schlagen schwarze Trommelschläger einen zweiten Zapfenstreich. Um diese Zeit erscheinen die Damen zu ihren tête à tête im Mondenlicht. Sie bewirthen dabei mit Wein, Sherbet, oder Sangari (eine Mischung von Maderawein, Wasser, Muskatnuß und Zukker). Außer der freiesten Unterhaltung mit ihren Liebhabern, betrift ihr Gespräch die Eigenschaften ihrer Ehegatten und ihrer Sklavinnen, die sie ihren guten Freunden für einen gewissen Preis wöchentlich anbieten. Indeß giebts allerdings mehrere Ausnahmen hievon, und Stedmann kannte mehrere Damen von größter Sittlichkeit.

Die gewöhnlichen Vergnügungen sind: Gesellschaft, Spiel, Bälle, Reiten; auch hat man ein Liebhabertheater.

Die Kleidung, besonders des Frauenzimmers, ist sehr elegant, vorzüglich ist ihre feine Wäsche von der blendendsten Weiße. Ja sogar die Fußböden ihrer Zimmer zeigen die höchste Reinlichkeit; die Negerinnen müssen sie mit sauren Orangen scheuren; dies verbreitet zugleich einen sehr angenehmen Geruch.

Ueberhaupt herrscht dort großer Luxus und eine Eitelkeit, die zuweilen völlig ins Lächerliche ausartet. So geriethen zwei Pflanzer über das Eigenthum eines aus Europa verschriebenen sehr schönen kostbaren Wagens in

einen Proceß. So lange dieser dauerte, blieb der Wagen auf der Straße der heißen und regnigten Witterung blosgestellt; er fiel daher ganz auseinander noch vor Beendigung deß Processes.

Die Lebensart des Pflanzers, wenn er sich auf seiner Plantage selbst aufhält, ist noch weit üppiger. Hat er sich um 6 Uhr Morgens aus den Armen einer seiner geliebtesten schwarzen Favoritinnen erhoben, so zieht ihm ein Neger die seidenen Strümpfe und lange feine Beinkleider an; ein andrer reicht ihm ein Morgenkleid von kostbarem indischen Zeuge, und über einer Mütze so fein wie Spinnewebe, wird ein ungeheurer weißer Castorhut gesetzt, der das magere Gesicht von Mahagonyfarbe schützt. So wiegt der ganze, vom Klima und Ausschweifung ausgemergelte Kerl etwa 80 bis höchstens 100 Pfund. Sodann tragen ein halb Dutzend der schönsten Sklaven und Sklavinnen Kaffee und Toback unter den bedeckten Vorplatz des Hauses auf. Gleich darauf erscheint in tiefster Unterthänigkeit der Aufseher der Plantage. Er berichtet den Zustand der Neger, ob welche gestorben oder geboren, ob sie fleißig oder faul gewesen, sich gut oder schlecht betragen haben. Diese letzteren führt er mit sich und sie werden sofort, ohne ein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen zu dürfen, an einen Pfahl gebunden und mit langen Parforcepeitschen zerhauen. Sie müssen nach erduldeter Züchtigung Dankee Massera (Ich danke Euch Herr) rufen, um hierauf sogleich mit den

zerfleischten Gliedern zur Arbeit gesandt zu werden. Während dieses empörenden Auftritts und lauten Angstgeschreies geht der gnädige Herr mit der ruhigsten Zufriedenheit nebst dem Aufseher hin und her spatzieren.

Gleich darauf erscheint der Arzt der Plantage, um über den Gesundheitszustand der Neger zu berichten; wehe ihm, wenn mehrere krank sind oder sich nicht bessern!

Nun macht die Gouvernante mit den ihr untergebenen Negerkindern die Aufwartung. Sie sind zuvor gewaschen und gebadet und erhalten darauf ihr Frühstück, das in Reis und Plantins besteht.

Nun besucht der Pflanzer entweder in seinem Boote, das von dem Aufseher mit den besten Früchten, Wein, Wasser und Toback gehörig versehen ist, seine Plantage; oder er geht um 10 Uhr zum Frühstück, welches in Schinken, gebratenen Hühnern, Tauben, Plantins, süßen gerösteten Cassavar, Brod, Butter und Käse nebst Madera, Rheinwein und starkem Bier besteht.

Nach diesem nimmt er ein Buch, oder spielt Billard oder Schach, unterhält sich mit Musik bis ihn die Hitze zur Mittagsruhe treibt. Er wiegt sich dann in seiner Hangematte ohne Bette und Decke in den Schlaf, und ein Paar Neger fächeln ihm Kühlung zu, unt wehren die Musquitos ab.

Um 3 Uhr steht er auf, um zur Tafel zu gehen. Alles, was der herrliche Boden dort an Wildpret, Fi-

schen, Gemüsen und an treflichen Früchten hervorbringt, findet sich hier nebst den ausgesuchtesten Weinen. Das Mahl wird mit einer starken Tasse Kaffee und einem Glase Liqueur geschlossen.

Um 6 Uhr erscheint von neuem der Aufseher der Plantagen, um Bericht abzustatten, und die unglücklichen Neger nach seiner Anklage geißeln zu lassen. Sobald die Execution beendigt und die Gesellschaft entlassen ist, setzt sich der gnädige Herr zur Karte, wobei schwacher Punsch oder Sangaree genossen wird.

Ist das Spiel beendigt, so eilt er in die Arme seiner schönsten Sultanin und des Schlafs.

Auch dem Frauenzimmer schreibt Stedman, als gültiger Augenzeuge eine gleich üppige Lebensart auf den Plantagen zu. Sie überlassen sich, sagt er, den unbändigsten Leidenschaften, besonders der unbarmherzigsten Grausamkeit. Es sind bereits mehrere Beispiele von wütender Eifersucht und Rachgier der holländischen Frauenzimmer gegen die unglücklichen Sklaven im zweiten Jahrgange dieses Taschenbuchs vorgekommen. Wir verschonen daher den Leser hier mit den Unthaten dieser weiblichen Ungeheuer und wünschen, daß endlich die Regierung solche Frevlerinnen durch öffentliche harte körperliche Strafen und öffentliche Entehrungen von ihren Infamien zurückhalten und die Herren für die Handlungen der Aufseher ihrer Sclaven verantwortlich machen

möge. Allein so lange freilich der Pfennig alles gilt, so schweigt Vernunft und Gesetz.

Diese schreienden Unbarmherzigkeiten der Pflanzer gegen ihre schwarzen Mitmenschen sind denn eine der Hauptursachen, weshalb die Kolonien bis jetzt so beträchtlich herabgesunken sind.

Diese Grausamkeiten haben nämlich die Negern gezwungen ihren Herren zu entlaufen. Zwanzig Tausend Schwarze bilden anjetzt eigene freie Negerrepubliken im Inneren des Landes. Schon im zweiten Jahrgange sind die drei dort entstandenen Staaten dieser so furchtbaren Schwarzen hinreichend erwähnt worden, und es ist zu hoffen, daß die Kolonisten endlich, klug gemacht durch diese Beispiele, ein besseres Betragen gegen ihre Sclaven annehmen, das der Menschheit mehr Ehre, ihnen selbst aber mehr Vortheil bringt.

Denn wahrlich diese Race der rohen Schwarzen zeigt jetzt mehr wie jemals wie gefährlich sie selbst dem hochkultivirten Europäer werden kann; und ich muß es mit Bedauren hier bemerken, daß die in jenem Jahrgang geäußerte Prophezeihung über den Ausgang des Kriegs auf St. Domingo nur zu richtig eingetroffen ist *), so

*) M. s. den 2ten Jahrgang dieses Taschenbuchs, S. 120.

leicht auch damals (1802.) die Bezwingung der Neger durch die Franzosen selbst manchem sonst sachkundigen Manne mag geschienen haben.

Bei Gelegenheit dieser schwarzen Sclaven wäre es unverzeihlich als einen Zusatz zu dem was vormals von dem Werthe der Neger beigebracht ist, des berühmten Quacy auf Suriname, zu vergessen.

Quacy, oder, wie er nachmals hieß, der große Quacy, Gramman Quacy (Great man Quacy) war auf der Küste von Guinea geboren. Seit vielen Jahren stand er unter seinen Mitbrüdern in dem Rufe eines grossen Zauberers. Er benutzte dies vermeinte Talent sowohl zu seinem eigenen, als zu dem Vortheil der Kolonie. Er theilte nämlich seinen Landsleuten Amulete aus, wodurch sie vor Krankheiten, ja vor dem Tode im Kriege geschützt werden sollten. Fast alle Neger wurden ihm dadurch zinsbar, die Kolonie erhielt aber tapfere Soldaten, denn jeder Neger, der gegen die Maron-Neger zu Felde zog, kaufte zu seiner Sicherheit ein solches Amulet und focht tapfer im festen Glauben der Unüberwindlichkeit. Diese Amulete kosteten Quacy nichts, sie bestanden nämlich nur aus kleinen Steinen, Muscheln, Haaren, Fischgräten u. d. Hiedurch gewann dieser schwarze Zauberer bereits ein sehr beträchtliches Geld. Ein wesentlicheres Verdienst um die Menschheit erwarb er sich aber durch die Entdeckung der berühmten bittern Wurzel, der Quassia, welche nach ihm benannt wur-

de. Man fand sie magenstärkend, und dort unter dem heißen Himmel that sie bedeutende Wirkung gegen das Fieber. Linné selbst schrieb eine eigene Abhandlung darüber. Steht sie aber auch in Europa anjetzt nicht mehr so sehr in Ansehen als anfangs, so bleibt sie stets ein kräftiges Mittel. Gramman Quacy ward auch dafür belohnt. Er hatte sich schon zuvor die Freiheit erkauft, er gieng nach Holland, erhielt ansehnliche Geschenke und ehrenvolle Auszeichnung von dem Erbstatthalter, und dieser edeldenkende Fürst ließ durch ihn der Kolonie das wohlthätige Gesetz überbringen, vermöge dessen alle Sklaven sechs Monate nach ihrer Landung in Holland frei seyn sollten.

Dieser merkwürdige Neger muß ein hohes Alter erreicht haben; er diente bereits 1712. als Trommelschläger bei einer feindlichen Landung der Franzosen auf Suriname, und lebte noch im letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts.

Nun summarisch über den Werth dieser Kolonien.

Die holländischen Besitzungen auf Gujana waren seit vielen Jahren von großer Wichtigkeit für die Republik. Nichts destoweniger war der innere Zustand der Westindischen Compagnie fast niemals sehr blühend. Der heutige schwankende und schwächliche Zustand Hollands hat den Werth dieser Kolonien anjetzt noch beträchtlich vermindert. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß bei einem künftigen dauerhaften Frieden, bei mehrerem Ur-

barmachen des Inneren des Landes, bei vernünftigern Behandeln der dortigen Sklaven und bei zweckmäßigern innerem Haushalt der westindischen Compagnie der Gewinn dieser Niederlassungen mit jedem Jahre zunehmen wird.

Hier sind einige Angaben nach Lüzac (vom H. H. Lueder bearbeitet) die zur Probe dienen können, was sich unter eben angeführten Bedingungen von dort hoffen ließe.

Suriname lieferte im Jahre 1775. von seinen 430 Plantagen

	Holl. Guld.
20144244 Pfund Kaffee zu 5½ Stüv.	5539665,
20255 Faß Zucker	2025500,
733338 Pfund Kakao zu 8 St.	293335,
144428 Pfund Baumwolle zu 8 St.	57771.
	7916271.

Hier sind die geringern Artikel, z. B. Färbeholz, Tamarinten, Vanille u. s. w. nicht in Anschlag gebracht.

Raynal giebt diesen Werth noch höher an. Zu dem Handel sollen in diesem Jahre 54 Schiffe von Suriname nach Holland, dagegen aber 63 von dort nach Suriname gegangen seyn, und der Gewinn der Fracht über 1 Million 400000 betragen haben.

Von Berbice haben die öffentlich bekannt gewordenen Nachrichten nur diejenigen Produkte angegeben, welche

Amsterdam von dort erhalten, freilich ist dies bei weitem der größte Theil des Ganzen.

Im Durchschnitt für die drei Jahre 1777 = 1779. betrug dies

An Kaffee auf 1 Mill. 300000 Pfund,
= Zucker = 400 Fässer,
= Baumwolle = 180000 Pfund,
= Kakao = 45000 Pfund.

Von Essequebo und Demerary hat Ricard (Traité general de Commerce) uns gleichfalls nur mit dem bekannt gemacht, was nach Amsterdam in eben diesen Jahren verschifft worden ist. Dies betrug im Durchschnitt in runden Zahlen gegen 1800 Fässer Zucker, 1,700000 Pfund Kaffee und 193000 Baumwolle, ohne den Toback zu rechnen, der ein Paar hundert Fässer ausmachte.

Die Anzahl der Pflanzungen dieser Kolonie soll nach Raynal am Flusse Demerary schon 1769. auf 130 gestiegen seyn und nachmals zugenommen haben.

Neuere Schriftsteller setzen den Werth der Produkte, welche Holland aus seinen amerikanischen Etablissements zieht, auf 24 Millionen h. Gulden. Hiezu bedürfe es 150 Schiffe und 4000 Matrosen.

Das französische Gujana sieht in seinem Innern dem holländischen ähnlich. Es besteht noch jetzt (1798.) sagt Pitou, aus undurchdringlichen Waldungen, Savannen, Abgründen, unabsehbaren Teichen, die durch

Schwärme von Insekten, ungeheuren Schlangen, Tiegern und Kaymanen belebt sind. Hier ist trefliches Land, allein der Boden giebt tödtliche Dünste, welche den vergiften, der ihn zu bearbeiten versucht. Man athmet eine zwischen den hohen Wäldern zusammengepreßte Luft, die den Ankömmling durch ihren Hauch tödtet.

Obgleich von mehreren Flüssen durchschnitten, entspringen doch nur 2 derselben, der Maroni und Oyapoc, aus der großen Gebirgskette, welche eine Fortsetzung der Cordilleren ausmacht.

Die schon seit 1604. von den Franzosen hier unternommenen Etablissements sanken, wenn gleich oftmals erneuert, durch das Klima und durch die geringe und besonders durch die übele Anordnungen derjenigen, denen die Unterstützungen der Kolonie anvertrauet waren, stets wieder herab. Das wichtigste Unternehmen Frankreichs für diese Kolonie, die sie la France equinoxiale nannten, war das vom Jahre 1763. Es wanderten über 15000 Menschen, worunter sich viele ansehnliche Capitalisten befanden, dahin; Turgot glaubte Gujana in eine reiche Schatzkammer für Frankreich zu verwandeln. Die Regierung wendete mehr als 25 Millionen Livres an, um 10 tausend Menschen durch Elend und Krankheiten umkommen zu lassen; denn 6 Jahre darauf (1769) betrug der Totalbestand der Kolonie nur noch 1291 freie Leute, 8047 Sklaven, 1923 St. großes und 1077 Stück kleines Vieh. Auch bis zu dem Anfange

der Revolution 1792. war diese Kolonie, dem Arnould zufolge, nichts weniger als vorwärts geschritten; man kann es sich daher schon selbst sagen, in welchem Zustande sie sich anjetzt befindet. Pitou bezeugt 1798., daß bei der Ankunft der unglücklichen Deportirten alles in der dürftigsten Lage gewesen sey, und was bei seinen Nachrichten merkwürdig genug scheint, das Meer habe sich auf zwei Meilenweges von Cayenne zurückgezogen und daher große Schlammmassen gebildet. Er führt ferner in dem Gemälde, welches er von den Küsten giebt, an, es finde sich unweit derselben eine mineralische Quelle am Flusse Sinamari, die bei dem ehemaligen volkreicheren Zustande der Kolonie ein eigenes Krankenhaus hatte. Es ist hier noch das nach dem Fluße benannte Fort Sinamari und unweit desselben stehen einige Hütten, traurige Ueberbleibsel der großen Unternehmung von 1763.; in Kourou, einem andern ehemaligen Etablissement, stehet es aber nicht besser aus. Mitten im Walde war hier (1798.) die Wohnung des Maires, des obersten Civilbeamten, dem auch die bewafnete Macht zu Gebote steht; die Häuser umher hatten alle ein höchst trauriges, ödes Ansehen. Auch war die Sterblichkeit hier nicht vermindert; von den 329 Deportirten wurden binnen wenigen Monaten 189 begraben!

Der Hauptort der ganzen Kolonie ist die Insel Cayenne nebst ihrem Fort. Diese Insel ist nur durch einen schmalen seichten Kanal, den nur flache Böte befahren

können, vom festen Lande getrennt; wahrscheinlich hing sie vormals damit zusammen.

Barrere hat eine gute Vorstellung von der Insel und dem Fort gegeben. Letzteres liegt auf einer Anhöhe. Condamine setzt Cayenne unter 4 Grad 56 Min. N. Br. und 54°36′ westl. Länge von Paris.

Die Häuser sind in Cayenne nur elende Hütten, die Fensteröfnungen haben kein Glas. Die Straßen sind abhängig, enge und schmutzig, jedoch mit kleinen spitzen Steinen gepflastert. Die Neustadt, welche auf einer Savanne angelegt ist, hat freilich ein etwas freundlicheres Ansehen als die Altstadt, aber ein Haus von 2 Etagen ist hier ein Pallast. Im Ganzen fand Pitou diese Metropole de la France equinoxiale kaum mit einem guten Dorfe in Frankreich zu vergleichen.

Die Hütten werden von farbigen, äußerst trägen und dürftigen Menschen bewohnt. Es giebt hier eine große Anzahl Menschenracen, nämlich alle Nüanzen vom weißen, rothbraunen, bronzenen, olivenfarbenen Menschen bis zum Neger hinab.

Die Reichen handeln die Negerinnen völlig wie Waare ein, und diese treiben ihren Handel dagegen mit alle dem was sie von ihren Liebhabern erhalten.

Die Indianer, sagt Pitou, haben die Wildheit der Nomadenvölker Arabiens. Die Negern charakterisirt die Faulheit, Beschränktheit und Zerstörungssucht der afrikanischen Wilden; die andern Abarten, welche aus

der Mischung beider Racen entsprungen sind, verbinden mit den Fehlern, die das Klima bei ihnen hervorbringt die Thorheiten ihrer Väter. Die Creolen, die von Europäern hier Gebornen, sind schwächlich; und da sie unter der Aufsicht der Neger aufwachsen, so nehmen sie ihre Gewohnheiten und ihre Neigungen an. Kaum können sie laufen, so gewöhnen sie sich eine weiße Erde zu essen, die sie bleich und aufgedunsen macht und ihren Apetit, hiedurch überhaupt ihre Gesundheit verdirbt.

Daher ihre Langweiligkeit, der Mangel an Geisteskraft und die widersinnigsten Launen. Bald behandeln sie ihre Neger wie Hausthiere, bald hätscheln sie sie wie die geliebtesten Kinder; denn höchste Liebe und bitterster Haß wechseln bei diesen Menschen mit der Schnelligkeit des Blitzes untereinander ab.

Diese Schwachheiten wissen die schönen Negerinnen treflich zu benutzen. Sie verstehen es ihren Liebhaber durch Juwelen und andere Kostbarkeiten zu Grunde zu richten, ja sie selbst den Armen liebenswürdiger Europäerinnen zu entreißen. Dennoch sind sie weder liebenswürdig noch unterhaltend; höchste Schlüpfrigkeit ist ihr einziges Verdienst. Die Häuser stecken hier voll unnützer Sklavinnen und Kinder von allen Farben, und die Männer sind unverschämt genug sich gern als Väter von vielartigen Bastarden umgeben zu sehen, die zugleich zu Wächtern oder Spionen gegen die rechtmäßige Ehefrau dienen und ihr unendlichen Kummer bringen.

Handel und Wandel ist im Allgemeinen schlecht. Die Ankömmlinge aus Europa bezahlen alles; ist lange kein Schif aus Europa da gewesen, so herrscht Hungersnoth; die Lebensmittel sind theuer; überhaupt ist fast alles doppelt so theuer, als in Frankreich.

Die hier cursirende Münze ist der spanische Piaster zu $5\frac{1}{2}$ Liv. die Koloniemünze verliert $\frac{1}{4}$ gegen die französische.

Reizend sieht auf die Weise das Bild dieses gesegneten, schön gelegenen Landes nicht aus. Es steht noch sehr weit unter dem holländischen Gujana. Indeß muß die Zeit kommen, da diese Kolonien überhaupt unter die wichtigsten, einträglichsten Etablissements der Erde werden gezählt werden. Beide hat die Natur auf das trefflichste ausgesteuert; beide gehören den industriösesten Nationen; für beide ist nur bessere Kolonial-Anordnung und Ruhe im Vaterlande nothwendig.

Biographie.

Sr. Walter Raleigh.

Den großen Mann mit unerschütterter Festigkeit gegen das ihn bestürmende Unglück kämpfen zu sehen, dies gewährt, sagt einer der ersten Weisen des Alterthums, selbst den Göttern ein wohlthuendes Schauspiel.

Auch kann sich schwerlich der große Mann wirklich als ein solcher zeigen, ohne vielfache und drückende Schicksale. Je weniger ihn aber die Natur seiner frühern Lage nach für letztere bestimmt zu haben scheint, und je größere Verdienste er für sein Vaterland oder gar für die gesammte Societät hatte, desto höher steht er dann dereinst in dem Tempel des Nachruhms.

Dies alles bestätiget gleichfalls der berühmte Seefahrer und Entdecker Raleigh.

Sir Walter Rawleigh, oder wie er sich selbst schrieb Ralegh, stammete aus einem alten Geschlechte von Devonshire. Hier wurde er 1552. seinem Vater von dessen dritten Frau auf einem Gute unweit Budley geboren.

Nach einem guten Schulunterrichte bezog er bereits im 16ten Jahre (1568.) Oriels Collegium in Oxford. Und schon hier zeigte sich bei den akademischen Studien die Stärke seiner aufkeimenden Talente.

Er verließ indeß die Universität bald, und soll von dort nach London gegangen seyn, um sich im Middle Temple, einem Collegio für die Rechtsgelehrsamkeit, eine Zeitlang aufzuhalten. Sein Ehrgeiz fühlte sich aber auch hier zu beschränkt. Er gieng daher, kaum 17 Jahr alt, als Volontair mit den Truppen nach Frankreich, welche die große Elisabeth 1569. den Hugenotten zu Hülfe sandte. Hier blieb er fünf Jahr und focht darauf in den Niederlanden gegen die Spanier.

In dieser Periode seines Lebens bildete er sich zu dem gewandten feinen Weltmann, wodurch er sich nachmals so vortheilhaft auszeichnete.

Als er 1579. nach London zurückkam, unternahm er mit seinem Halbbruder, Sir Humphrey Gilbert, der hiezu einen Freibrief von der Regierung erhalten hatte, seine erste Entdeckungsreise nach Nordamerika. Wenn diese nun gleich nicht glücklich ausfiel, so kehrten beide Unternehmer dennoch im folgenden Jahre zu ähnlichen Absichten dorthin zurück.

Allein auch diesmal wandte ihnen das Glück den Rücken. Sie verlohren ihr bestes Schiff ohne bedeutende Entdeckungen gemacht zu haben.

Bald bot sich aber dem feurigen Manne eine andere Art dar seine Talente zu zeigen.

Die Spanier hatten im Nahmen des Pabstes feindliche Truppen, Italiäner und Spanier, nach Irrland geführt; und diese hatten in der Landschaft Kerry in der Provinz Munster, durch ein dort errichtetes Fort sich festgesetzt. Sobald Raleigh hievon unterrichtet ward, nahm er unter den Truppen des dortigen Gouverneurs, des Grafen Ormonds, als Capitain, Dienste. Dieser belagerte das Fort und zwang den spanischen General Josefo sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Ormond war hart genug die Garnison niederzumachen, weil ihm die Kriegsgefangnen zur Last fielen. Raleigh hatte sich bei dieser Expedition so ausgezeichnet, daß er, während der Abwesenheit des Grafen das Gouvernement über die Provinz und außerdem beträchtliche Besitzungen in dem unterjochten Lande erhielt.

Er kehrte hierauf nach England zurück, und bald darauf ward er der Königin auf eine sonderbare Weise näher bekannt. Wenn es jemals erlaubt seyn konnte der Eitelkeit eine Apologie zu halten, so möchte dies in dieser Periode unseres Helden der Fall seyn.

Raleigh war ein sehr schöner Mann von großem festem Körperbau, der ebendaher viel auf seine Person hielt, und äußern Pomp und glänzende Kleidung liebte. Es traf sich, daß die Königin auf der Promenade durch einen sumpfigen Platz in ihrem Spaziergange aufgehal-

ten ward, als gerade Sir Walter sich zufällig in der Nähe befand. Er trug, nach damaliger Mode, einen schönen Mantel von Plüsch. Kaum sahe er die Verlegenheit seiner Monarchin, so nahm er seinen Mantel ab, breitete ihn über die sumpfige Stelle, und bahnte der Königin hiedurch einen trocknen Weg.

Raleigh war aber nicht blos ein ausgezeichnet schöner Mann; er war zugleich geistreich, sehr beredt und sprach mit eben so vieler Ueberlegung als Unterhaltungsgabe. Diese Art der Elisabeth persönlich bekannt zu werden, mußte nothwendig von den günstigsten Folgen für ihn seyn. Auch ward er gleich darauf bei Hofe eingeführt und er gewann die Gunst der Königinn immer mehr.

Sein entschiedener Hang zu großen Unternehmungen weckte ihn aber bald aus dieser angenehmen Unthätigkeit. Er nahm 1583. an der neuen Expedition Antheil, die sein Halbbruder Humphrey Gilbert zur weitern Entdeckung von Amerika ausrüstete; doch schifte er sich diesmal nicht selbst mit ein. Als aber diese Reise, wegen einer schweren Epidemie, welche die Mannschaft befiel, bereits in eben diesem Jahre geendigt wurde, so erbat er sich von der Königin einen Freibrief für ein größeres Unternehmen; lief 1584. mit 7 Schiffen selbst aus, und entdeckte die große Küste oder das Reich Wigandacoa. Er kam im folgenden Jahre glücklich zurück und führte von dort zuerst den Toback in England ein.

Elisabeth war über diese Expedition so zufrieden, daß sie jenen amerikanischen Nahmen in den von Virginien verwandelte; eine Anspielung auf ihren Stand als lediges Frauenzimmer; diesen Nahmen hat dann bekanntlich diese Kolonie bis auf unsere Zeiten behalten. Gleich darauf unternahm er einen neuen Zug zu den von ihm entdeckten Ländern; er war so glücklich, bei seiner Heimkehr ein reiches spanisches Schiff zu zu erobern, und so ward ihm diese Reise doppelt vortheilhaft.

Jetzt stieg er täglich in der Gunst der Königin. Er ward zum Senechal von Cornwallis und zum Oberhaupte (Lord Warden) der dortigen Zinnwerke erwählt. Auch ward er nun ein Mieglied des Parlaments. Hier zeigte er sich als einen der treflichsten Redner, sowohl durch Diction, als durch die in den Reden herrschende Urtheilskraft. Man beschuldigt ihn aber einer nur zu grosen Partheilichkeit in Rücksicht des Schicksals der unglücklichen Maria Stuart.

Alle diese Beschäftigungen vermochten indeß nicht ihn von seiner Hauptneigung abzulenken. Denn er rüstete im Jahre 1587. drei Schiffe, und im folgenden eine neue Flotte aus, um seine amerikanischen Entdeckungen zu verfolgen. Dabey nahm er zugleich lebhaften Antheil an dem Projekte einer nordwestlichen Durchfahrt.

Er selbst aber that seinem Vaterlande persönlich wichtigere Dienste. Dies geschah nämlich in dem Jahre 1589., da die sogenannte unüberwindliche Armada Phi-

lips von Spanien, England zu vernichten drohete. Fast alle bedeutende oder nur angesehene Männer Englands eilten, mit Beiseitesetzung des damals noch so heftigen Sektenhasses, mit Aufopferung ihres eigenen Vermögens, dem Vaterlande und ihrer großen Königinn zu Hülfe. Hierunter zeigte sich denn ganz vorzüglich Sir Walter, er verwandte nicht nur einen Theil seines Vermögens zur Ausrüstung, sondern er trug durch persönliche Tapferkeit viel zur Zerstörung der spanischen Flotte bei.

Er trat nun zwischen 1588. und 89. seine Besitzungen in Virginien einer Gesellschaft von Kaufleuten ab; vielleicht glaubte sein kriegerischer Geist sich jetzt eine höhere Laufbahn zu eröfnen; er begleitete nämlich unter der Führung des Admirals Drake, den vorgegebenen Thronerben Portugals Don Antonio Crato auf der romanesken Expedition, um die portugiesische Krone wieder zu erobern. Da man aber hörte, daß in Corunna große Rüstungen gegen England gemacht würden, so segelte diese ganze Macht, statt gerade ihrer Bestimmung nach Portugal entgegen zu eilen, nach jenem spanischen Hafen; verbrannte mehrere Schiffe; schlug die Landtruppen und plünderte die eine Hälfte der Stadt Corunna.

Nachdem er sich hiebei hervorgethan hatte, landete er auf der Heimkehr in Irrland. Hier suchte er, selbst ein guter Dichter, den berühmten Spencer auf, nahm

ihn mit sich nach London und erwarb ihm die Gunst der Königinn.

Spencer hat dies alles in einer eigenen Pastorale besungen, welche er Sir Waltern zueignete.

Ueberhaupt nahm sich Raleigh aller talentvollen Männer an, und sein Haus stand Jedem offen, der sich durch Genie und Kenntnisse auszeichnete.

Die Gunst der Königinn erweckte ihm aber bald bedeutende Neider und Feinde. Raleighs große Vorzüge, seine freie Denkart, die ihn denn über sein Jahrhundert hinausführte, und sein oft zu dreister Witz beleidigten, außer mehreren Großen, gleichfalls die Geistlichkeit. Sie suchte sich an ihm dadurch zu rächen, daß sie ihn in öffentlichen Schriften als einen Atheisten aufstellete, und hiedurch der Königin selbst verdächtig machte, obgleich er auf das entschiedendste nicht blos das Dasein Gottes, sondern selbst eine specielle Vorsicht behauptete.

Demohnerachtet erhielt er sich in der Gunst seiner Monarchin, als er ihrer plötzlich durch eine Liebesintrigue verlustig ward.

Raleigh hatte sich bei der schönen Tochter des Gesandten Troughmorton, einer Hofdame der Königinn, in die höchste Gunst gesetzt; und die Folgen ihrer Liebe standen nicht länger zu verhehlen. Zwar vermählte er sich gleich darauf mit seiner Geliebten und lebte auch nachher mit ihr stets in der glücklichsten Ehe; indeß ward die Königinn hierüber so heftig aufgebracht, daß

sie ihn auf mehrere Monate gefangen setzen und ihm selbst nach seiner Freilassung den Hof verbieten ließ.

Während dieser unangenehmen Lage entwarf Sir Walter das Projekt zur Eroberung des von den Spaniern so goldreich angekündigten Gujana. Zu dieser Absicht sandte er auch vorerst einen erfahrnen Officier auf Kundschaft dorthin; er selbst gieng darauf 1595. hinüber, zerstörte das spanische Etablissement S. Josefo auf der Insel Trinidad; nahm den Gouverneur gefangen; und befuhr darauf den Oronoko; ohne indeß seine großen Erwartungen erfüllt zu sehen.

Dennoch machte er, nach seiner Zurückkunft eine eigene pomphafte, ja wirklich romanhafte Nachricht über Gujana bekannt; sie ward nachmals in die Hacluitsche Sammlung eingerückt.

Die beiden folgenden Jahre gaben unserm Helden zweimal Gelegenheit durch kriegerische Talente zu glänzen.

Als es nämlich kund ward, daß Philip von neuem groß Rüstungen gegen England machte, suchte Elisabeth ihm zuvorzukommen. Eine große Flotte von 170 Segeln, nebst 6000 Mann Landtruppen, ward in Plymouth ausgerüstet. Der nachmals eben so berühmte als unglückliche Graf Essex führte hiebei die Truppen an, die ganze Seemacht stand hingegen unter dem Lord Effingham. Sir Walter Raleigh commandirte nebst L.

Howard unter ihm, und hiebei zeichnete sich ersterer vorzüglich aus.

Den Versuch, bei St. Sebastian zu landen, fand man unthunlich. Howard und Raleigh wagten es daher die spanischen Schiffe im Hafen von Cadix selbst anzugreifen. Ihre Kühnheit ward mit Glücke gekrönt. Raleigh nahm oder zerstörte die spanischen Schiffe und bahnte hiedurch dem kühnen Grafen Essex den Weg zur Eroberung der Stadt selbst. Die Engländer machten eine unermeßliche Beute; man schätzte den Verlust der Spanier auf 20 Millionen Dukaten, und hätte der Herzog von Medina nicht den Entschluß gefaßt viele spanische Schiffe selbst zu verbrennen, so wäre der Gewinn der Engländer noch ungleich reicher ausgefallen. Sir Walter sahe hiebei nur zu sehr auf Ruhm; denn er sagt von sich selbst in Betreff des großen Unternehmens gegen Cadix: „Ich gewann nur ein lahmes Bein und sonst „nichts, als Arbeit und Armuth!

Der Liebling der Königinn, der Graf Essex, erhielt im folgenden Jahre das Commando über eine Expedition gegen die reiche indische Flotte von Spanien, und gegen die Azoren. Sir Walter, der einen Theil der Flotte commandirte, kam früher bei Fayal an, als Essex. Diesen lange zu erwarten hieß den glücklichsten Zeitpunkt zur Eroberung der sich noch sicher glaubenden Stadt vorübergehen lassen. Er griff daher Fayal mit dem besten Erfolge an, aber Essex glaubte seinen

Ruhm dadurch geschmälert, ward hierüber äußerst aufgebracht, und er würde ihn als Oberbefehlshaber, gleich mehreren Seecapitainen dieser Expedition, seiner Stelle entsetzt, ja wohl noch härter bestraft haben, wenn nicht L. Howard sich für ihn verwendet hätte.

Dies ward indeß die Grundlage des nachmaligen unversöhnlichen Hasses zwischen Essex und Raleigh.

Essex ward überdieß von Raleigh offenbar wegen der entschiedenen Vorliebe beneidet, womit Elisabeth jenen begünstigte. Als daher dieser sonst edle, tapfere, aber viel zu rasche, stolze und unvorsichtige Favorit durch öffentliche Rebellion gegen seine Beschützerinn und Liebhaberinn als wirklich des Hochverraths schuldig, verurtheilt ward, bot Raleigh alles auf, die Königinn gegen ihn zu dem entscheidenden Urtheile zu bestimmen. Die Eifersucht tobte so heftig in ihm, daß Raleigh in eine Krankheit verfiel, als die Königinn im großen Kampfe mit sich selbst wegen ihres Lieblings, einige Hofnung von Vergebung blicken ließ. Kaum hatte aber die Hartnäckigkeit des Grafen Essex die Neigung der Königinn besiegt, kaum hatte sie, wider ihre eigene Gefühle, das Todesurtheil des Grafen unterschrieben, so genaß Raleigh sehr schnell.

Bei dieser Gelegenheit riß die Leidenschaft über seinen Feind zu triumphiren unsern Raleigh unvergeblich

fort. Er weidete sich persönlich an der Execution seines großen Gegners im Tower, denn sie geschahe nicht öffentlich. Hätte doch dieser sonst trefliche Mann sich hiebei selbst gesagt, wie leicht es am Hofe sey, vom höchsten Gipfel des Glücks in den tiefsten Abgrund des Unglücks zu stürzen. Aber die Rache nahm ihm alle Besinnung und alle Vorsicht, denn er zog sich hiedurch den Haß des Volks und den Tadel jedes ruhiger denkenden Mannes mit Recht zu.

Dieser Sieg über den edlen Gegner war nur von kurzer Dauer. Elisabeth überlebte ihren Favoriten kaum zwei Jahre, und mit dem Tode dieser großen Frau erlosch gleichfalls das Glück unsers Helden.

Der Nachfolger auf dem englischen Thron Jacob I. sahe auf Raleigh mit völlig verschiedenen Augen. Da sich nämlich der Graf Essex in der letzten Periode seines Lebens wirklich mit Jacob I. als damaligen Könige von Schottland in Traktaten eingelassen hatte, um die Elisabeth zu nöthigen, diesen entschieden für ihren Nachfolger zu erklären, so mußte Raleigh, als der heftigste Widersacher des Grafen, dem neuen Monarchen der Natur der Dinge zufolge gehäßig seyn.

Auch zeigte sich die Ungnade des neuen Monarchen gegen Raleigh sehr bald. Er verlohr seinen Einfluß bei Hofe, ja kurz darauf seine einträglichen Aemter. Wahrscheinlich waren bitterer Verdruß und vielleicht Nachsucht die Triebfedern, welche einen Mann von sonst freier

Denkungsart, als Sir Walter wirklich war, vermogten, sich mit mehreren strengen Puritanern zu verbinden, um seinen rechtmäßig anerkannten Monarchen vom Throne zu entfernen und Arabella Stuart, gleichfalls von Heinrich VII. abstammend, die englándische Krone aufzusetzen. So dunkel auch die Geschichte dieser Verschwörung selbst einem Hume scheint, so ergaben sich doch, aus dem was davon bekannt wurde, Spuren einer solchen Verschwörung.

Diese Anklage fiel aber desto härter auf Raleigh zurück, je mehr er sich durch sein Betragen gegen den von dem Volke so sehr geliebten Essex den öffentlichen Haß zugezogen hatte.

Daher erlaubte sich denn auch der damalige Kronadvocat (General-Fiskal, Atterneygeneral) Edward Coke in der Anklage gegen ihn solche Ausdrücke, woraus zugleich die Ungeschliffenheit dieses gefühllosen Menschen gegen die Beklagten überhaupt, nur zu deutlich hervorleuchtete.

Es war ein merkwürdiges Schauspiel, wie der große, um sein Vaterland so vielfach verdiente Raleigh, die harten Benennungen, z. B. Verächter, Ungeheuer, höllische Natter, womit der grobe Advocat ihn apostrophirte, durch Mäßigung, Beredsamkeit und Muth beantwortete. Indeß ward er dennoch des Todes erklärt. Er ward nach Winchester und hierauf nach dem Tower gebracht, seine Güter wurden eingezo-

gen und sie fielen dem damaligen Lieblinge des Königs, Robert Car, nachmaligem Grafen Sommerset, zu Theil. Die Vollstreckung des Urtheils ward indeß aufgeschoben. Daß Raleigh aber wirklich seinen Tod erwartete, zeigt sich aus den Briefen, die er damals seiner Frau schrieb.

Während der Gefangenschaft versuchte er vielartige Mittel seine Freiheit zu erhalten; einige derselben waren unleugbar unter seiner Würde; so stellte er sich z. B. krank, ja selbst wahnsinnig. Alles war indeß vergebens, er saß 13 Jahre im Gefängnisse.

Ein so rastloser, talentvoller Kopf nutzte aber diese traurige Einsamkeit auf eine für die Welt sehr schätzbare Weise. Hier war es nämlich, wo Raleigh sein unsterbliches Werk schrieb; die Geschichte der Welt (History of the World).

„Dieses Werk, sagt ein sachkundiger Beurtheiler „(Felton) konnte wohl Niemand zu unternehmen wagen, „als ein Mann von eben so seltnen und vielfachen Ta„lenten als großem Muthe. Der Umfang ist erstaunlich, „und der Styl für die damalige Zeit meisterhaft erhaben, „männlich und klar; und, als wäre er vom Genius „Roms und Athens eingehaucht. Hätte Sir Walter die „Englische Geschichte seiner Zeit geschrieben, oder die „Annalen der Elisabeth, so würde er einem Livius oder „Thucydides gleich gekommen sein."

Selbst Hume gesteht, daß Raleighs Welthistorie zu den Mustern des alten klassischen Styls gehöre.

Wie sehr ist es nicht zu bedauern, daß von dieser Geschichte der Welt, nur der erste Theil beendigt wurde. Denn die gültigsten Nachrichten widersprechen der Aussage, daß Sir Walter den 2ten Theil vollendet, und nur deßhalb verbrannt habe, weil der Buchhändler über den schlechten Absatz des ersten bittere Klagen gegen ihn führte.

Dennoch war dieses große Werk nicht die einzige Arbeit in seinem Gefängnisse. Raleigh studirte hier mit größter Thätigkeit die Chemie; er schrieb über die Regierungskunst; über die Nautic, und gab eine Beschreibung von Gujana.

Die letzte Ausgabe der Weltgeschichte ist in 2 Bänden in Folio im Jahre 1736 erschienen. Die übrigen vermischten Werke politischen, militairischen, philosophischen, poetischen und nautischen Inhalts, begreifen in der Ausgabe von 1748, zwei Octavbände.

Alle diese vielfachen Beweise von Raleighs seltenen Talenten, waren dennoch nicht im Stande, ihm seine Freiheit zu verschaffen. Und nun verwandelte sich der Haß des Volks in lautes Bedauren, ja in Erbitterung gegen Jacob I. Man warf dem Könige sicher nicht ohne Grund vor, daß es unverzeihlich sei, einen Mann seinem Vaterlande zu entziehen, der wegen seines umfassenden Geistes, wegen seiner großen militairischen und nautischen Talente, nicht nur unter die größten Männer Englands, sondern von ganz Europa gehört, der dabei

so hohe Verdienste um England hatte, und dessen Verbrechen durchaus nicht apodictisch hatte dargethan werden können. Selbst der älteste Sohn des Königs, der Prinz von Wallis, Heinrich, sagte öffentlich: „Warlich, „kein anderer König als mein Vater würde einen solchen „Vogel so lange in einem Bauer eingesperrt gehalten „haben.“ Dieser Prinz zeigte schon in früher Jugend seltene Fähigkeiten und Vorliebe zu allen Unternehmungen, wodurch Englands Glorie hätte empor steigen müssen. Er liebte vielleicht die Waffen zu sehr, aber er schäzte dabey alle Talente; und bei dem sittlichsten Betragen widmete er sich ganz allen Kenntnissen und Uebungen, welche ihn zu einer großen Laufbahn vorbereiteten. Er verachtete nur zu laut den kleinlichen Charakter seines Vaters; liebte und schäzte daher Sir Waltern desto höher, je tiefer der König diesen herabsezte.

Durch einen so wichtigen Fürsprecher, denn der König äußerte eine unbegränzte Liebe für den Sohn, hätte wahrscheinlich Raleigh seine Freiheit wieder erhalten, aber zum Unglück für ihn und für die ganze Nation starb Heinrich bereits in seinem 18ten Jahre; und hiemit auch Raleighs Hoffnung. In dieser höchst traurigen Lage, bei dem Verluste seines Vermögens, bei dem Anwachs seiner Familie, denn es war ihm während seiner Gefangenschaft ein Sohn geboren, bei dem innern Gefühl, wie viel er der Welt, dem Vaterlande, noch werth sein konnte, war es sicher Sir Waltern zu ver-

zeihen, wenn er die sonderbarsten Mittel zu seiner Befreiung anwandte. Er wählte das, wodurch so wohl der Große als der Geringe gewöhnlich geblendet wird, das Gold.

Schon vormals hatte sich Raleigh von dem Reichthume des innern Gujana einen übertriebenen Begriff gemacht, und diesen seiner Nation mitzutheilen gesucht. Seine erste zuvor erwähnte Reise dorthin, so wenig befriedigend sie auch ausgefallen war, hatte bei ihm dennoch jene romantischen Ideen von dem dortigen El Dorado, oder der goldnen Stadt, noch nicht vermindert. Er verbreitete sie anjetzt von neuem; und fand desto eher Gehör, jemehr seine vieljährige Leiden, und seine treflichen Schriften, welche aus seiner Gefangenschaft hervorgegangen waren, das Publikum für ihn eingenommen hatten. Selbst der König, wenn er auch nicht Raleighs El Dorado für wahrscheinlich hielt, glaubte dennoch, jetzt eine Gelegenheit zu finden, durch temporaire Entlassung des großen Mannes, die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Er willigte daher in die Ausführung des Plans, den Raleigh zur Entdeckung der reichen Goldminen eingereicht hatte, ja er ertheilte ihm sogar dabei die Oberbefehlshaberstelle. Indeß sprach er ihn dennoch nicht von seiner Schuld frei. Vielmehr ward ausdrücklich als eine Bedingung bei dieser Expedition festgesetzt, daß sein künftiges Betragen sein Schicksal entscheiden sollte.

Raleigh behauptete Gujana sei in früheren Zeiten von England entdeckt, und nur die Engländer hätten, nach dem sonderbaren Recht der Priorität der Entdeckung, die Erlaubniß sich dort als legitimirte Herren anzusehen. Dagegen konnten die Spanier mit Recht anführen, daß sie bereits zur Zeit der ersten Reise von Raleigh nach Gujana, daselbst Niederlassungen gehabt hätten.

England war damals in Frieden mit Spanien, und Jacob I. wollte auf keine Weise um ein noch zu entdeckendes Gut, dessen wirklicher Werth dabey so äußerst unwahrscheinlich war, das reelle Glück beider Länder, den Frieden, aufopfern. Er machte es demnach Sir Waltern zur unerläßlichen Bedingung, nur allein auf die Entdeckung jener vermeinten Goldminen auszugehen, und auf keine Weise die dortigen Etablissements der Spanier zu beunruhigen.

Kaum kündigte aber Raleigh sein chimärisches Project öffentlich an, so strömte eine große Anzahl von Abentheurern ihm zu. Zwölf beträchtliche Schiffe wurden ausgerüstet, und die ganze Expedition sah' so kriegrisch aus, daß der spanische Gesandte, Gondomar, sich deßhalb sofort beim König beschwerte, zugleich aber auch dem Hofe von Madrid wegen seiner Etablissements in Gujana eine warnende Nachricht mittheilte.

In damaligen Zeiten war durch die vielartigen Freibeuter und Flibüstiers die sonderbare, unbillige Idee zur öffentlichen Meinung geworden, daß wenn gleich

zwei Seemächte in Europa Frieden geschlossen hätten, dieser Frieden dennoch in Indien keine Kraft habe.

Diesen verkehrten Grundsätzen folgte leider auch Raleigh. Er segelte im August 1617 ab, und richtete seinen Lauf sofort nach der Mündung des Oronoko in Gujana. Etwas höher hinauf hatten die Spanier die kleine Stadt St. Thomas angelegt, und bearbeiteten dort eine nicht sehr ergiebige Mine.

Raleigh blieb mit der Flotte in der Mündung des Oronoko, sandte aber seinen ältesten Sohn nebst einem Truppenkorps unter der Führung eines erfahrnen, ihm getreuen Officiers, Keymis, nach St. Thomas. Die Spanier hatten sich bereits auf einen Angriff gefaßt gemacht, und feuerten auf die Engländer bei der Landung. Allein der junge Raleigh rückte dennoch weiter vor und rief. „Hier sei die wahre Goldmine, und nur „Thoren würden nach einer andern suchen!" Er büßte aber sogleich für seine Kühnheit; eine Kugel streckte ihn zu Boden. Keymis schlug indeß gleich darauf die Spanier in die Flucht; nahm St. Thomas ein; plünderte und verbrannte die Stadt, fand aber die Beute äußerst unbedeutend.

Traurig über die fehlgeschlagene Hoffnung, und in Furcht wegen schwerer Verantwortung nahm Keymis sich selbst das Leben.

Die übrigen Abentheurer sahen jetzt zu deutlich, daß Raleigh jenes El Doardo nur erfunden habe, um durch

diese Expedition das Aeußerste zur Wiedererhaltung seiner Freiheit auf das Spiel zu setzen. Sie hielten sich, nicht ohne Grund, hintergangen, und fühlten die Verantwortlichkeit wegen des Angriffs der Spanier mitten im Frieden. So sehr nun auch Sir Walter sie aufmunterte, die Freibeuterei gegen die Spanier fortzusetzen, so beschlossen sie dennoch, zu ihrer eigenen Sicherheit, sogleich wieder nach England zu segeln, und ihren Anführer dort für dieß ganze Benehmen zur Verantwortung zu ziehen.

Raleigh bot alle Mittel auf, dieß zu hintertreiben, ja er suchte sogar nach Frankreich zu entfliehen. Alles war aber vergeblich. Er ward den Händen der Gerechtigkeit übergeben, und von dem Geheimen Rathe des Königs nebst seinen Mitgenossen aufs strengste verhört. Raleigh, wenn er gleich vom Könige den Oberbefehl über seine Expedition erhalten hatte, ward dennoch hiedurch noch nicht für frei erklärt; er war selbst verantwortlich für jeden Angriff gegen die Spanier geworden, und der König machte zur Bedingung bei seiner provisorischen Entlassung aus dem Gefängnisse, daß sein künftiges Betragen einzig und allein sein künftiges Schicksal entscheiden sollte.

Dieß waren Gründe genug Sir Waltern zu bestrafen. Die gerechte Klage, die der spanische Gesandte wegen der Plünderung von St. Thomas erhob, bestimmten den ohnehin gegen Raleigh aufgebrachten Monar-

chen, ihn nicht zu begnadigen. Er unterzeichnete das Todesurtheil.

So lange als Raleigh noch Mittel zu seiner Erhaltung zu finden hoffte, schien er dazu alles auf das künstlichste aufzubieten. Jetzt hingegen zeigte er bei der Entscheidung den ruhigen Muth eines großen Mannes.

Er bestieg den Tag nach seiner Verurtheilung das Blutgerüst (den 19ten October 1618); trat zu dem Henker, und indem er die Hand auf das Richtbeil legte, sagte er gelassen: „Es ist ein scharfes Mittel, aber das sicherste „gegen alle Uebel." Hierauf sprach er mit seltner Beredsamkeit und mit der größten Ruhe zu dem Volke; er suchte die Ursachen seiner ehemaligen Unpopularität gänzlich auf seine Feinde zu wälzen.

Dann legte er den Kopf mit unverstellter Gleichgültigkeit auf den Block, und empfing den Todesstreich.

Den Körper beerdigte man in der St. Margaretenkirche; aber sein Kopf wurde in Raleighs Familie noch lange Jahre hindurch aufbewahrt.

Keine Handlung des Königs, sagt Hume, ward mit größerem und allgemeinerem Mißfallen aufgenommen, als das Todesurtheil zur Hinrichtung von Sir Walter Raleigh. Ein Urtheil vollziehen zu lassen, welches an sich selbst so hart, und zugleich so lange aufgeschoben, ja stillschweigend schon durch das ihm zuletzt anvertrauete Commando, gänzlich aufgehoben war, dieß schien eben so grausam als ungerecht. Auf der andern Seite ward

dieser Unwille der Nation durch die Betrachtung erhöhet, daß Jacob I. den Mann, der sich als der talentvollste und tapferste Feldherr und Admiral, als großer Denker und Redner gezeigt hatte, der daher für die Nation den höchsten Werth haben mußte, den entschiedensten Feinden Englands, den Spaniern, aufopferte.

Die Erdkunde gewann durch Sir Waltern in Norden und in Süden. Die große Landschaft Verginien, welche damals noch einen weiteren Umfang hatte, als gegenwärtig, ward durch ihn und durch seinen Halbbruder entdeckt. Die Expeditionen auf Guiana, so unglücklich sie auch ausfielen machten uns mit diesen reichen Ländern und mit dem großen Oronoko besser bekannt; und die Kenntniß der Küsten von beiden Hälften der neuen Welt hat durch diese Unternehmungen außerordentlich gewonnen.

Aber für England selbst waren Raleighs Verdienste noch wichtiger. Wo nur das Vaterland zu vertheidigen war, da bot Raleigh seine Person und sein Vermögen für dasselbe auf. Seine großen Talente und sein hoher Muth siegten über den Todfeind Englands, in Irrland, gegen die Armada, bei Corunna, Cadix und Fayal. Englands Handel erhielt, da Raleigh den Toback einführte und allgemeiner machte, einen neuen Schwung. Und selbst, als ihn sein Vaterland so hart leiden ließ, beförderte er, von seinem Gefängnisse aus, dessen Ruhm durch seine unsterbliche Werke.

Raleigh besaß, bei den seltensten und vielartigsten Fähigkeiten, unersättliche Wißbegierde und anhaltende Arbeitsamkeit, hohe Liberalität und Tendenz alles zu befördern, wodurch sein Vaterland, ja ganz Europa im Guten und Schönen gewinnen konnte.

Seine Entwürfe waren weit umfassend, hatten innere Größe; sein Muth sie durchzusetzen bestand jede Prüfung. Allein diese Talente waren mit einem sonderbaren Geiste des Romanesken, des Uebertriebenen gepaart; Eitelkeit und unbegränzte Ehrsucht ließen ihn sodann fast jedes Mittel gut finden, wodurch er entweder seine Pläne befördern, oder die ihnen sich widersetzenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen hoffen durfte.

Wenn der Monarch, oder diejenigen, welche die Regierung eines Landes in Händen haben, es nicht selbst vermögen, große Männer zu wardiren, so kann die Societät dennoch von ihnen fordern, daß sie auf dasjenige, was jene Männer wirklich thaten, selbst aufmerksam sind oder Andere darüber befragen.

Unter Jacob I. war aber die Lage der Dinge weit schlimmer. Nicht Mangel an Einsicht war es, der ihn hinderte, den großen Mann gehörig zu würdigen. Kleinlichkeit seines Charakters raubte Raleigh den Platz, auf dem er seinem Vaterlande Nutzen und Ehre bringen mußte. Hätte ihn Jacob I. eben so wie seine große Vergängerinn benutzt, hätte er ihm wichtige Unterneh-

mungen zur Vervollkommung Englands in irgend einer Richtung, sei es im Frieden oder unter den Waffen, anvertrauet, so ward seinem Ehrgeize Genüge geleistet, so wurden die aus jener Unzufriedenheit entsprossenen Leidenschaften bei dem sonst großen Manne erstickt, England spielte die wichtige Rolle fort, die ihm Elisabeth zugetheilt hatte, und es gewann sowohl in Europa als in beiden Indien.

Erklärung der Kupfer.

1. Ruinen einiger Städte von Nord- und Südamerika. S. 17 und 19.

Die obere Hälfte des Kupfers ist eine getreue Copie der bei uns wenig bekannten Zeichnung, welche der berühmte B. Smith-Barton vor einigen Jahren in seinen Observationen über Nordamerika geliefert hat. (Observations on some Parts of Natural History to wich is prefixed an Account of several remarkable Vestiges of an ancient date, wich have been discoverd in different Parts of North America. Part I. London. 8vo).

Diese alte Stadt, so nennt man das Ganze, liegt in einer Ebene unweit der Stadt Marietta im großen Nord-West-Gebiet, an den Gränzen von Virginien, da wo sich der Muskinguun in den Ohio ergießt. Sie ist von Mauern eingefaßt (Fig. 1, 2, 3, 4,) welche 86 bis 96 Ruthen (perches; 1 Perch macht $5\frac{1}{2}$ Yards oder engl. Ellen) lang und 10 Fuß hoch sind. Unten an der Basis

haben sie 20 Fuß; allein ihre Stärke nimmt stets ab, je höher sie kommen. Heut zu Tage sind sie mit Pflanzen überwachsen; hierunter sind selbst Bäume von einigen Fuß im Durchmesser. Der Oeffnungen in der Mauer sind an jeder Seite drei, außer den kleinern in den Ecken. Innerhalb der Mauer drei Erhöhungen (Fig. 5, 6, 7.) von 6 Fuß, mit regelmäßig in die Höhe laufenden Zugang; sie sind denen ähnlich, die man am Missisipi entdeckt hat.

Fig. 8, zeigt eine Mauer von 8 Fuß Höhe, fast ¼ Cirkel. Fig. 9 und 10 Mauern fast 30 Fuß hoch, zwischen welchen ein Kanal oder Graben läuft.

Fig. 11 und 12 sind zwei andere Mauern von der Höhe der Stadtmauer. Fig, 13, 14, 15, 16, Mauern die da eine zweite kleinere Stadt einschließen, nebst ihren Oeffnungen oder Eingängen, und Fig. 17 und 18 eine unterbrochene Fortsetzung der Mauer Nr. 16. Fig. 19 zeigt eine Piramide, einen Kegel von 58 Fuß Höhe, der mit einer Mauer (Fig. 20.) eingefaßt ist, in welcher sich ein Eingang findet, der Umkreis beträgt 44 Ruthen (perches). Parallel mit dieser den Erdkegel umgebenden Mauer läuft (Fig. 21.) ein Graben. Von den Fig. 22 und 23 kann Herr S. Barton selbst keine Auskunft geben; doch scheinen es Gemäuer anzudeuten. Fig. 24 ist eine kleine Erhöhung von 4 Fuß. Fig. 25 deuten Vertiefungen oder Brunnen an; sie halten zwar 40 Fuß im Durchmesser aber nur 15 Fuß in der Tiefe. Vielleicht dienten

sie als Keller? Die Plätze mit Fig. 26 bezeichnet, werden Grabstätten (Burying Places) genannt, weil man daselbst Menschenknochen angetroffen hat.

Der Pallast der Ynkas, der auf der untern Hälfte des Kupfers vorgestellt ist, liegt in der Ebene von Latacunga in dem Polizei-Distrikt Cuenca der Provinz Quito. Bei A. ist der Eingang und in der äußersten Mauer sieht man Nischen L. vielleicht um darinn Schildwachen zu stellen. B. ist der Waffenplatz oder große Versammlungsplatz. C. ein Thurm, als Festung, worinn Gemächer D., welche zu Wachthäusern sollen gedient haben; E. E. ist die Hauptmauer; F. eine Treppe, die auf die Mauer führt, um auf den Thurm zu kommen; G. G Säle, Wohnzimmer der Ynkas; H. enge Gassen, Gänge in welchen die Thüren zu den Zimmern. I. sehr hohe Thüren, oben enger als unten. K. niedrige Thüren zu einigen großen Zimmern. L. Bogen wie Schilderhäuser.

Das Ganze war von beiden Seiten von Flüssen umgeben, wodurch die Stadt an Sicherheit gewann.

Taf. 2. S. 18. Die Kameel-Ziege, Guanako, Llacma und Taf. 3. Das Schafkameel, Vigogne.

Diese beiden Thiere sind hier wegen ihrer nahen Verwandschaft beisammen gelassen. Das erste wird nur als Lastthier gebraucht; das zweite giebt die köstliche theure Vigogne Wolle. Beide sind Bewohner der Cordilleren

des südlichen Amerika, aber das erste war dort nur Haus- und Lastthier. Es trägt, ob gleich nur von der Größe unsrer stärksten Schafe oder Ziegen, über 1 Centner. Das Fleisch ist sehr schmackhaft und deßhalb wird der Guanako auch von den wilden Völkern des Binnenlandes, und von den Patagonen gejagt. Weitere Nachrichten darüber kommen bei der Beschreibung von Peru vor.

Taf. 4. S. 34. Cortez empfängt die Donna Marina.

Taf. 5. S. 73. Der Bisam-Ochse, nach Pennant. In der Ferne das Einfangen des in Neu-Mexiko und Californien wild umherlaufenden Hornviehes.

Taf. 6. S. 77. Verschiedene Arten von Brücken zum Uebersetzen der Menschen und der Pferde. Auch sie mögen von der einen Seite zum Beweise der Industrie, von der andern zum Beweise dienen, wie weit die Amerikaner noch in der Baukunst zurück standen.

Im Hintergrunde sieht man auf einem Berge ein merkwürdiges Meteor, welches die Akademiker, die die Erde maßen auf den Cordilleren sahen, nämlich dreifache Regenbogen, aus Versehen steht im Kupfer Mondsbogen.

Taf. 7. S. 115. Die Vanille.

Taf. 8. S. 134. Die Cochenille. nach Ellis Philos. Transact. Vol. 52. Tab. 21. Fig. 1 und 2.

das geflügelte Männchen in natürlicher Größe, und (2) vergrößert. Fig. 3. und 4. das seiden Bälglein, worinn das Insekt bis zu seiner letzten Verwandlung verschlossen liegt, natürlich und vergrößert.

Fig. 5. und 6. Auskriechen des Männchens aus dem Balge.

Fig. 7. und 8. das ungeflügelte dicke Weibgen; ein wahrer Eierbehälter, natürlich und vergrößert, auf dem Rücken liegend, um die Füße und Augen zu zeigen.

Fig. 9 und 10. Ebendasselbe von oben gezeichnet.

Fig. 11. Cochenille Weibgen, wie wir sie im Handel aus Mexico erhalten. Man sieht deutlich die eingetrockneten Füße zu S. 134.

Taf. 9. S. 213. Die Nopal-Pflanze (Cactus Opuntia L.) nebst Nestern von Cochenillen a.a. zeigen diese wie sie in den Nopalereien in Mexico auf die Pflanzen gesetzt werden.

Taf. 10. S. 213. Aussicht auf Suriname.

Im Vordergrunde die Riesenschlange von Amerika, Aboma oder Boiguacu, nach Stedmans Beschreibung. Weiterhin (Fig. 2.) die Art wie die Officiere auf dem Marsch gegen die Maron-Neger in diesem sumpfigen, ungesunden Lande, in den Hangmatten erhöhet, schlafen. Im Hintergrunde ist (Fig. 3.) ein Surinamisches Fahrzeug.

Auf dem zweiten Baume des Vorgrundes hängt an einem von ihm bereits kahl gefressenen Zweige, das

Faulthier (Fig. 4.) so wie es auf S. 11 beschrieben ist.

Noch weiter vorwärts steht das oval gebauete Nest (Fig. 5.) des Colibris, nach der Beschreibung von S. 150 nebst dem Vogel, der aber zu groß vorgestellt ist. Die Landschaft selbst zeigt die Abwechslung von Sümpfen, Wäldern und Gebirgen von Gujana.

Taf. 11. S. 219. Die Jagd des Lamentins oder Meerochsen nach Barrere. Sie ist S. 220 beschrieben.

Ueberdies sieht man die Galibis, Mann und Frau, sie mit ihrem großen geflochtenen Korbe und den Mann mit seinen Pfeilen zur Jagd gehen.

Im Vordergrunde hingegen die Art, wie man sich in Gujana von seinen Negern im Hamak (Hängebette) tragen läßt.

No. 12. Portrait von Sir Walter Raleigh, nach einem vorzüglichen englischen Originale.

Druckfehler.

Seite 4 Zeile 6 v. unt. st. Clanos lies Llanos.
— 9 — 5 v. unt. — Vicunur l. Vicunna.
— 10 — 3 v. ob. — Azelot l. Ozelot.
— 15 — 13 v. ob. — technischen l. zeichnenden.
— 30 — 6 v. ob. — Meine l. Deine.
— 96 — 14 v. ob. — Cempech. l. Campech.
— 115 — 8 v. ob. — Monagyn l. Monogyn.
— 123 — 5 v. ob. — zu allen l. alle.
— 143 — 2 v. unt. — Exarlate l. Ecarlate.
— 177 — 4 v. ob. — Isthums l. Isthmus.
— 178 — 9 v. unt. — linfernde l. liefernde.
— 188 — 11 v. ob. — le Bruyer l. le Brün.
— 188 — 2 v. unt. — erreuert l. erneuert.
— 198 — 12 v. ob. — Oieda l. Oiedo.
— 203 — 8 v. ob. — Roucon l. Roucou.
— 208 — 2 v. unt. — Idomeus l. Idomeneus.
— 208 — 1 v. unt. — mirois miroirs.
— 210 — 3 v. ob. — cryanea l. cyanea.
— 216 — 16 v. ob. — ein Paar l. einem Paare.
— 219 — 10 v. unt. — und im l. und wie im.









